

# ANTONY BEEVOR

Luba Vinogradova

## EIN SCHRIFTSTELLER IM KRIEG

Wassili Grossman  
und die Rote Armee 1941-1945



C.Bertelsmann

»Im Krieg habe ich immer nur zwei Reaktionen auf die Vorgänge beobachtet: entweder ungewöhnlichen Optimismus oder bodenlose, dunkle Schwermut. Die Übergänge von Optimismus zu Verzweiflung sind rasch und hart. Etwas Drittes gibt es nicht. Niemand macht sich darüber Gedanken, dass der Krieg lange dauern kann, dass nur harte, unermüdliche Arbeit von Monat zu Monat den Sieg näher bringen wird. Selbst wer so spricht, glaubt im Grunde genommen nicht daran. Immer sind es diese beiden Extreme: Der Feind ist vernichtet – einerseits, der Feind kann nicht vernichtet werden – andererseits.« *Wassili Grossman*

»Grossmans Abhandlung über ›Die Hölle von Treblinka‹ ... allein ist es bereits wert, dieses Buch zu lesen. Was darin zum Ausdruck kommt, geht über Journalismus und Geschichtsschreibung weit hinaus und steht exemplarisch für ›die unbarmherzige Wahrheit des Krieges‹, wie Grossman selbst sie bezeichnet hat ...« *Daily Telegraph*

**Orell Füssli Bellevue Zürich**

Geschichte / Politik 44365 -CHF inkl. MwSt 1  
**BZ 2960 963** 6577245 / 27.09.07 3 **43.90**

Beevor A: Ein Schriftsteller im Krieg  
Bertelsmann C. Verlag RR=Nein

259



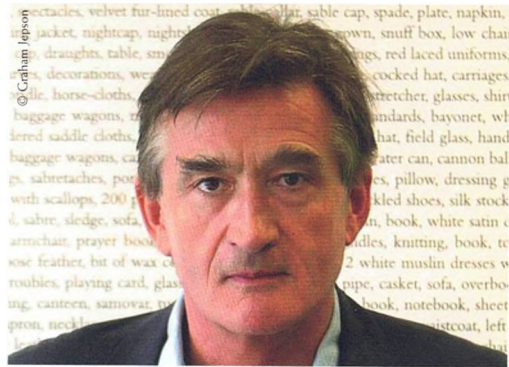
100% aus recyceltem Papier  
recyclingfähig



Wassili Grossmans Roman *Leben und Schicksal* gehört zu den großen literarischen Werken Russlands im 20. Jahrhundert. Seine – unerlaubterweise – in Tagebüchern gesammelten Notizen über die fürchterlichen Zustände an der Ostfront und das Leben und Sterben von Soldaten und Zivilisten sind dagegen weitgehend unbekannt und werden hier zum ersten Mal veröffentlicht.

1941 als wehruntauglich abgelehnt, wird Grossman Kriegsberichterstatte bei der Armeezeitung *Roter Stern*. Der Einmarsch der Deutschen, ihr brutales Vorgehen gegen die russische Bevölkerung und der Tod seiner Mutter bei einem Massaker an der jüdischen Bevölkerung in der Ukraine sind einschneidende Erlebnisse, die sein Werk prägen.

Grossman beschreibt den Krieg aus der Sicht der Soldaten ebenso wie aus jener der Zivilbevölkerung, er verleiht den Menschen eine nur selten gehörte Stimme, die in ihrer Authentizität tief bewegt. Er erlebt – im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen stets an vorderster Front – katastrophale Niederlagen und verzweifelte Gegenwehr, wird 1942 für vier Monate nach Stalingrad beordert und ist bei der legendären Panzerschlacht von Kursk 1943 dabei. Schließlich zieht er mit der vorwärtstürmenden Roten Armee nach Westen, wird Zeuge der Befreiung der KZ Majdanek und Treblinka und am Ende der Eroberung Berlins. Dabei dokumentiert er die deutsche Brutalität zu Beginn des Überfalls ebenso wie russische Gräueltaten in den letzten Tagen des Krieges. Sein Bemühen um detailreiche, präzise Wiedergabe des Erlebten vereint sich in seinen Texten mit dem bestechenden Stil des großen Schriftstellers: Höhepunkt ist die Wiedergabe seiner Gefühle beim Anblick von Treblinka. Diese Eindrücke zählen bis heute zu den wichtigsten Quellen der Holocaust-Literatur. Antony Beevor und Luba Vinogradova schildern – mit Grossmans Aufzeichnungen im Zentrum, ergänzt durch Briefe und Reportagen sowie weitere Aussagen von Grossmans Familie und Weggefährten – das Leben eines einzigartigen Zeitzeugen und haben ein bedeutendes Geschichtsdokument über den Zweiten Weltkrieg geschaffen.



Antony Beevor, Jahrgang 1946, hat sich mit mehrfach ausgezeichneten und in zahlreiche Sprachen übersetzten Büchern zur Geschichte einen Namen gemacht: *Stalingrad* (1999), *Berlin 1945 – Das Ende* (2002), *Die Akte Olga Tschecchowina* (2004) und *Der Spanische Bürgerkrieg* (2006).

Luba Vinogradova lebt als freiberufliche Journalistin und Rechercheurin in Moskau.

Wassili Grossman (1905–1964) gilt seit seinem Roman *Leben und Schicksal*, diesem »großartigen Werk« (Heinrich Böll), das im Herbst 2007 als Neuauflage beim Claassen Verlag erscheint, als einer der bedeutendsten russischen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts.

Umschlagkonzeption und Gestaltung: R·M·E  
Roland Eschlbeck und Rosemarie Kreuzer  
unter Verwendung eines Fotos von Wassili Grossman  
(Schwerin, 2. February 1945), © Familiensammlung.

ISBN 978-3-570-00913-0

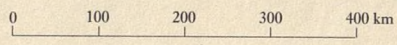


9 783570 009130





- Deutscher Frontverlauf, November 1942
- Sowjetischer Frontverlauf, Dezember 1943
- - - Sowjetischer Frontverlauf, Dezember 1944
- · · · · Sowjetischer Frontverlauf, April 1945
- - - - - Frontverlauf der Westalliierten, 7. Mai 1945



**FINNLAND**  
**SCHWEDEN**  
**ESTLAND**  
**LETTLAND**  
**LITAUEN**  
**OST-PRUSSEN**  
**POLN**  
**SLOWAKEI**  
**ÖSTERREICH**  
**UNGARN**  
**JUGOSLAWEN**  
**RUMÄNIEN**  
**BUKAREST**  
**BULGARIEN**

**BERLIN**  
**Dresden**  
**PRAG**  
**Pilsen**  
**Wien**  
**Bratislava (Pressburg)**  
**BUDAPEST**  
**BELGRAD**  
**Sarajevo**

**Tallinn**  
**Nowgorod**  
**Tartu**  
**Riga**  
**Siauliai**  
**Daugavpils**  
**Welikije I**  
**Moskau**  
**Borodino**  
**Kaluga**  
**Kaschira**  
**Tula**  
**Kuibyschew**  
**Saratow**  
**Stalingrad**  
**Elista**  
**Jaschkul**  
**Grosny**

**Kaunas**  
**Vilnius**  
**Borissow**  
**Minsk**  
**Brenanowia**  
**Bobruisk**  
**Gomel**  
**Gluchow**  
**Kursk**  
**Sumy**  
**Lochwiza**  
**Charkow**  
**Poltawa**  
**Isjum**  
**Saliman**  
**Millerowo**  
**Lugansk**  
**Donezk (Stalino)**  
**Saporoschje**  
**Taganrog**  
**Rostow**  
**Krasnodar**  
**Maikop**  
**Pjatigorsk**

**Danzig**  
**Königsberg**  
**Landsberg**  
**Küstrin**  
**Schwerin**  
**Posen (Poznań)**  
**Breslau**  
**Warschau**  
**Treblinka**  
**Pulawy**  
**Lublin**  
**Sandomierz**  
**Krakau**  
**Lemberg (Lwów)**  
**Ternopol**  
**Berditschew**  
**Stanislaw**  
**Tschernowzy**  
**Cluj**  
**Jassy**  
**Kischinijow (Chisinau)**  
**Galati**

**Wolgasee**  
**Finnischer Meerbusen**  
**Westliche Dwina**  
**Wolga**  
**Okta**  
**Desna**  
**Don**  
**Donetz**  
**Dnjestr**  
**S. Bug**  
**Ingulez**  
**Asowsches Meer**  
**Schwarzes Meer**

Antony Beevor

# **EIN SCHRIFTSTELLER IM KRIEG**

**WASSILI GROSSMAN UND DIE ROTE ARMEE  
1941-1945**

Unter Mitarbeit von  
Luba Vinogradova

Aus dem Russischen  
und Englischen übersetzt  
von Helmut Ettinger

C. Bertelsmann

Die Originalausgabe ist 2005 unter dem Titel  
«A Writer at War – Vasily Grossman with the Red Army 1941-1945»  
bei The Harvill Press, London, erschienen.



**FSC**  
Mix

Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

[www.fsc.org](http://www.fsc.org)

©1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier EOS  
liefert Salzer, St. Pölten.

1. Auflage

© 2005 by Antony Beevor und Luba Vinogradova

© 2007 by C. Bertelsmann Verlag,

einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: R ME Roland Eschlbeck und Rosemarie Kreuzer

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pössneck

ISBN 978-3-570-00913-0

[www.cbertelsmann.de](http://www.cbertelsmann.de)

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16



# Inhalt

Einführung.....	9
-----------------	---

## Erster Teil

### Der Schock des Überfalls – 1941

1. Die Feuertaufe, August 1941 .....	27
2. Der schreckliche Rückzug, August/September 1941 ...	43
3. An der Brjansker Front, September 1941 .....	52
4. Bei der 50. Armee, September 1941 .....	57
5. Wieder in der Ukraine, September 1941 .....	62
6. Die Deutschen erobern Orjol, Oktober 1941 .....	72
7. Der Rückzug bis Moskau, Oktober 1941 .....	80

## Zweiter Teil

### Das Jahr von Stalingrad – 1942

8. Im Süden, Januar 1942 .....	99
9. Der Luftkrieg im Süden, Januar 1942 .....	113
10. Bei der Schwarzen Division am Donez, Januar und Februar 1942 .....	120
11. Bei der Panzerbrigade Chassin, Februar 1942 .....	131
12. «Die gnadenlose Wahrheit des Krieges», März-Juli 1942 ....	148
13. Der Weg nach Stalingrad, August 1942 .....	155

14. Die Septemberkämpfe.....	173
15. «Akademie Stalingrad».....	198
16. Die Oktoberschlachten .....	217
17. Gezeiten wechsel .....	240

### Dritter Teil

#### Die Vertreibung der Besatzer – 1943

18. Nach der Schlacht .....	257
19. Die Rückeroberung des Vaterlandes, Vorfrühling 1943 .....	269
20. Die Schlacht um Kursk .....	282

### Vierter Teil

#### Vom Dnjepr zur Weichsel – 1944

21. Das Mörderfeld von Berditschew .....	307
22. Durch die Ukraine nach Odessa.....	325
23. «Operation Bagration».....	334
24. Treblinka.....	346

### Fünfter Teil

#### In den Ruinen Nazideutschlands 1945

25. Warschau und Łódź, Januar 1945 .....	381
26. In die «Höhle der faschistischen Bestie», Januar 1945 – Posen und Schwerin .....	396
27. Die Schlacht um Berlin, April und Mai 1945 .....	407
 Nachwort: Die Lügen des Sieges .....	423
Dank .....	433



## **Anhang**

Abkürzungen .....	437
Anmerkungen .....	438
Personenregister.....	463
Orts- und Sachregister .....	473
Abbildungsnachweis.....	480

## Einführung

Wassili Grossman hat sich durch sein Meisterwerk *«Leben und Schicksal»*, das zweifellos einer der grössten russischen Romane des zwanzigsten Jahrhunderts ist, einen festen Platz in der Weltliteratur erobert. Manche Kritiker stufen das Buch höher ein als Pasternaks *«Doktor Schiwago»* oder die Romane Solschenizyns.

Der vorliegende Band fusst auf seinen Notizbüchern der Kriegszeit, aber auch auf einigen Aufsätzen, die sämtlich im Russischen Staatsarchiv für Literatur und Kunst (RGALI) aufbewahrt werden. Ausserdem haben wir einige Briefe einbezogen, die sich im Besitz der Tochter und des Stiefsohns Grossmans befinden. Die Notizbücher enthalten den grössten Teil des Rohmaterials, das der Autor für seine Bücher und Artikel verwendete. Grossman, der als Sonderberichterstatter für *Krassnaja Swesda* [«Roter Stern»], die Zeitung der Roten Armee, arbeitete, erwies sich als der akribischste und aufrichtigste Augenzeuge, der von 1941 bis 1945 in den vordersten Linien der Sowjetarmee tätig war. Er verbrachte über tausend Tage an der Front. Das waren fast drei der insgesamt vier Jahre, die dieser Krieg dauerte. Wie genau er beobachtete und mit welcher Menschlichkeit er das Gesehene bewertete, ist eine unschätzbare Lehre für jeden Schriftsteller und Historiker.

Wassili Grossman wurde am 12. Dezember 1905 in der Stadt Berditschew in der Ukraine geboren. Dort lebte damals eine der grössten jüdischen Gemeinden Mitteleuropas. Die Grossmans gehörten ihrer gebildeten Elite an. Wassili hiess zunächst Jossif, aber wie viele assimilierte jüdische Familien russifizierten auch die Grossmans ihre Vorna-

men. Der Vater, ein geborener Solomon Jossifowitsch, nannte sich zeit seines Lebens Semjon Ossipowitsch.<sup>1</sup>

Grossmans Eltern trennten sich, und als kleiner Junge lebte er vor dem Ersten Weltkrieg mit seiner Mutter zwei Jahre lang in der Schweiz. 1918, als die Revolution vorüber war, kehrten sie nach Berditschew zurück. Zunächst hatten die deutschen Besatzer unter Feldmarschall von Eichhorn weite Gebiete ausgeplündert und damit die ehemals intakte Landwirtschaft der Ukraine ruiniert.<sup>2</sup> Als die deutschen Truppen im November 1917 endlich abzogen, brach in Russland die Revolution aus. Mit blutigen Kämpfen zwischen den Armeen der Weissen und Roten begann der Bürgerkrieg. Die ukrainischen Nationalisten und Anarchisten widersetzten sich beiden Seiten. Überall in der Ukraine machten Weisse und Nationalisten, in manchen Fällen auch Rote Garden, ihrem blinden Hass in Judenpogromen Luft. Es heisst, dass etwa hundertfünfzigtausend Juden, ungefähr ein Drittel dieser Bevölkerungsgruppe, im Bürgerkrieg ermordet wurden.<sup>3</sup> Der Hungersnot der Jahre 1920 bis 1922 fielen allein in der Ukraine Hunderttausende zum Opfer.

1923 ging Grossman nach Moskau, wo er an der Universität ein Chemiestudium aufnahm. Bereits in diesen frühen Jahren entwickelte der so unmilitärisch wirkende junge Mann ein erstaunliches Faible für die Armee. «Auf den ersten Blick war Vater ein sehr ziviler Mensch», berichtet sein einziges Kind, Jekaterina Korotkowa-Grossman. «Das sah man daran, wie er die Schultern hängen liess und wie er seine Brille trug. Und mit den Händen war er so ungeschickt. Aber schon als Student interessierte er sich für die Armee. In einem Brief schrieb er, wenn er nicht einberufen werde, wolle er sich als Feiwilliger melden.»<sup>4</sup>

Im Jahr 1928, gerade dreiundzwanzig Jahre alt und noch Student, heiratete Grossman seine Kiewer Freundin Anna Petrowna Mazuk, die von allen nur «Galja» gerufen wurde, und bekam mit ihr im Januar 1930 eine Tochter. Man benannte sie nach Grossmans Mutter Jekaterina, im Alltag verkürzt auf «Katja». 1932, der Bürgerkrieg war zehn Jahre her, starben infolge einer weiteren Hungersnot, diesmal ausgelöst durch Stalins Kampagne gegen die Kulaken und durch die Zwangskol-

lektivierung der Landwirtschaft, über sieben Millionen Menschen.<sup>5</sup> Eltern, die vor Hunger den Verstand verloren, assen ihre eigenen Kinder. Das war der Inbegriff dessen, was Ossip Mandelstam in einem eindringlichen Gedicht das «Jahrhundert der Wölfe» nannte.<sup>6</sup> Wenn Grossman die schlimmsten Hungerjahre auch nicht selbst erlebte, so muss er doch davon gehört oder die Auswirkungen gesehen haben, wenn bis auf die Knochen abgemagerte Menschen an Eisenbahnstrecken bettelten, weil sie hofften, ein mitleidiger Reisender werde ihnen eine Brotkruste zuwerfen. Diese Hungersnot in der Ukraine hat er in seiner letzten Erzählung «*Alles fliesst*» beschrieben. Darin geht es unter anderem um die Hinrichtung einer Frau, die angeklagt war, ihre beiden Kinder gegessen zu haben.<sup>7</sup>

Stalins grausames Verhalten gegen die Menschen der Ukraine hatte zur Folge, dass zehn Jahre später ein grosser Teil der Bevölkerung die einrückenden deutschen Truppen willkommen hiess, wie Grossman selbst feststellen musste. Es heisst, Stalin habe das Gerücht ausstreuen lassen, an dem Hunger seien die Juden schuld. Das kann ein Grund dafür sein, dass Ukrainer später den Deutschen bei ihren Massakern an den Juden so bereitwillig zur Hand gingen.

Grossmans Ehe währte nicht lange – wahrscheinlich, weil er sich häufig fern von der Familie in Moskau aufhielt. Galja brachte die Tochter bei Grossmans Mutter unter, denn der Hunger in Kiew war besonders schlimm, weshalb das Kind in Berditschew eine grössere Überlebenschance hatte. In den folgenden Jahren weilte Katja öfter längere Zeit bei ihrer Grossmutter.

Das Schreiben interessierte Grossman bald mehr als das Studium der Naturwissenschaften, aber er brauchte eine Arbeit. Nach Abschluss seines Studiums im Jahre 1930 ging er als Bergwerksingenieur nach Stalino (heute Donezk) in der Ostukraine. Das I Donezbecken (Donbass), das Gebiet zwischen den weiten Bogen der Unterläufe von Don und Donez, sollte er während des Krieges erneut durchstreifen, wie aus seinen Notizbüchern hervorgeht. 1932 nutzte Grossman eine Fehldiagnose, derzufolge er angeblich an



chronischer Tuberkulose litt, um Stalino zu verlassen und nach Moskau zurückzukehren. Hier veröffentlichte er seinen ersten Roman, «*Glück auf!*», der in einem Kohleschacht spielt. Es folgte «*Stürmische Jugend*». Beide Bücher sind ganz im Geist der Zeit geschrieben, aber die Charaktere wirken durchaus überzeugend. Eine Kurzgeschichte, «*In der Stadt Berditschew*», die im April 1934 erschien, brachte Grossman ein Lob von Michail Bulgakow ein.<sup>8</sup> Maxim Gorki, der grosse alte Mann der Sowjetliteratur, war nicht begeistert, dass Grossman sich dem sozialistischen Realismus entzog, unterstützte aber die Arbeit des jungen Autors.<sup>9</sup> Grossman, der in Tschechow und Tolstoi seine literarischen Väter sah, sollte niemals ein treuer Gefolgsmann Stalins werden, obwohl er zunächst überzeugt war, dass allein ein kommunistisches Regime die Gefahr von Faschismus und Antisemitismus würde aufhalten können.

Im März 1933 wurde Grossmans Cousine und treue Anhängerin Nadeschda Almas wegen Trotzismus verhaftet. Die Geheimpolizei OGPU (die im Jahr darauf zum NKWD umformiert werden sollte) vernahm auch Grossman. Beide hatten in Kontakt mit dem Schriftsteller Victor Serge gestanden, der 1936 emigrierte und in Paris zu einem der heftigsten linken Kritiker Stalins wurde.<sup>10</sup> Beide hatten grosses Glück. Nadeschda Almas wurde in die Verbannung geschickt und später zu einer kurzen Lagerhaft verurteilt. Dadurch war sie während des Grossen Terrors, der bis zum Ende des Jahrzehnts anhielt, ausser Sichtweite. Grossman kam ungeschoren davon. Hätte man sie drei oder vier Jahre später verhört, wäre ihr Leben sicher ganz anders verlaufen.

Ein Schriftsteller, vor allem wenn er so aufrichtig und politisch naiv wie Grossman war, musste in den folgenden Jahren Schwierigkeiten bekommen. Es ist ein Wunder, dass er die Säuberungen überlebt hat, die Ilja Ehrenburg später als reines Glücksspiel beschrieb.<sup>11</sup> Ehrenburg kannte Grossmans linkische, offenherzige Art. «Er war ein ausserordentlich gütiger und treuer Freund», schrieb er, «doch konnte er plötzlich lächelnd zu einer fünfzigjährigen Frau sagen: ‚Sie sind aber im letzten Monat sehr gealtert. Ich kannte diesen Zug, und wenn er unver-

mittelt bemerkte: ‚Sie schreiben auf einmal sehr schlecht‘, war ich nicht gekränkt.›<sup>12</sup>

1935 – Grossman lebte bereits seit mehreren Jahren nicht mehr mit Galja zusammen – begann er eine Beziehung zu Olga Michailowna Guber, einer fünf Jahre älteren, fülligen Frau. «Ljussja», wie er sie nannte, war ebenfalls Ukrainerin. Als ihr Ehemann Boris, ein Schriftstellerkollege, sah, dass seine Frau Grossman verehrte, stellte er sich den beiden nicht in den Weg. Guber, ein Russe von vornehmer deutscher Herkunft, wurde 1937 während der schlimmen Zeit der «Jeschowschtschina», wie die Säuberungen allgemein genannt wurden, verhaftet und hingerichtet.<sup>13</sup>

Im selben Jahr wurde Grossman Mitglied des Schriftstellerverbands. Damit hatte er einen offiziellen Status, der viele Vorteile brachte. Jedoch im Februar 1938 wurde Olga Michailowna verhaftet, weil sie mit Guber verheiratet gewesen war.<sup>14</sup> Grossman unternahm alles, um die Behörden davon zu überzeugen, dass sie nun seine Frau sei, obwohl sie noch Gubers Namen trug. Er adoptierte auch beide Söhne der Familie, um zu verhindern, dass sie als Kinder eines «Volksfeindes» in ein Lager gesteckt wurden. Grossman selbst wurde am 25. Februar 1938 in der Lubjanka, dem Sitz des gefürchteten NKWD, verhört. Obwohl er als politisch naiv galt, distanzierte er sich sehr geschickt von Guber, ohne jemanden zu verraten. Er nahm sogar das Risiko auf sich, an NKWD-Chef Jeschow zu schreiben. Dabei führte er kühn ein Stalin-Zitat an, das er aus dem Zusammenhang riss, um zu begründen, dass man seiner Frau nicht die Schuld ihres früheren Ehemannes anlasten könne. Zu Olga Michailownas Rettung trug auch Guber selbst bei, der den Mut aufbrachte, sie nicht mit hineinzuziehen, obwohl man das ganz sicher während der brutalen Verhöre bei ihm zu erreichen suchte.

Dies war für Grossman eine Zeit tiefer moralischer Demütigung. Er war so hilflos wie alle anderen auch. Er hatte keine Wahl, als man ihm eine Unterstützungserklärung für die Schauprozesse gegen alte Bolschewisten und andere, denen man «trozkistisch-faschistischen» Hochverrat vorwarf, zur Unterschrift vorlegte. Doch niemals vergass

er die Schrecken dieser Jahre und verewigte sie in mehreren einprägsamen Szenen seines Romans «*Leben und Schicksal*».

Das Schlimmste schien überstanden, als Stalin 1939 seinen Pakt mit Hitler schloss. Grossman erhielt die Möglichkeit, diesen Sommer mit Frau und Adoptivöhnen in einem Heim des Schriftstellerverbands am Schwarzen Meer zu verbringen. Ein ähnlicher Urlaub war ihnen noch einmal im Mai 1941 vergönnt. Aber Grossman kehrte einen Monat später nach Moskau zurück und war in der Hauptstadt, als die Wehrmacht am 22. Juni 1941 über die Sowjetunion herfiel. Wie die meisten seiner Schriftstellerkollegen meldete auch er sich sofort freiwillig zur Roten Armee. Doch obwohl er erst fünfunddreissig Jahre alt war, erklärte man ihm, er sei völlig untauglich für den Krieg.

Die folgenden Wochen erwiesen sich für Grossman als traumatisch. Das lag nicht an den vernichtenden Schlägen der Deutschen, sondern hatte persönliche Gründe. In Moskau lebten er und seine Frau in einer kleinen Wohnung zusammen. Aus Platzgründen riet sie ihm ab, seine Mutter aus Berditschew nach Moskau zu holen. Als ihm einen Monat später das ganze Ausmass der Gefahr bewusst wurde, in der sie schwebte, gab es für sie kein Entrinnen mehr. Sie hätte sich ohnehin geweigert, eine behinderte Nichte allein zurückzulassen. Grossman, dem es nicht mehr gelang, nach Berditschew zu fahren und sie zu holen, machte sich sein Leben lang deswegen Vorwürfe. Der Physiker Viktor Schtrum in «*Leben und Schicksal*» trägt schwer an dieser Bürde und leidet deswegen fürchterliche Seelenqual.

Die Notizbücher setzen am 5. August 1941 ein, als Grossman von General David Ortenberg, dem Chefredakteur von *Krassnaja Swesda*, an die Front geschickt wurde. Obwohl «Der Rote Stern» die offizielle Zeitung der Roten Armee war, lasen viele Zivilisten sie während des Krieges begieriger als das Regierungsblatt *Iswestija*. Stalin kontrollierte jede Seite, bevor sie in Druck gegeben wurde. Grossmans Kollege Ehrenburg witzelte daraufhin, Stalin sei sein treuester Leser.



Wassili Grossmans Mutter, Passbild.

Ortenberg, der befürchtete, Grossman werde allein an der Front nicht überleben, gab ihm jüngere, aber militärisch erfahrene Begleiter mit. Grossman konnte sich über seine mangelnde körperliche Fitness und Unkenntnis in militärischen Dingen selber lustig machen. Aber es dauerte nicht lange, da war der bebrillte Schreiberling zu aller Verwunderung rank und schlank, körperlich fit und schoss mit der Pistole besser als seine Begleiter.

«Ich will dir von mir berichten», schrieb er im Februar 1942 an seinen Vater. «In den letzten zwei Monaten bin ich ständig unterwegs gewesen. Hier gibt es Tage, da bekomme ich so viel zu sehen wie zu Friedenszeiten in zehn Jahren nicht. Ich bin schlank geworden. Ich habe mich im Badehaus gewogen, und es waren nur vierundsiebzig Kilo! Kannst du dich an mein schreckliches Gewicht vor einem Jahr erinnern? Da hatte ich noch einundneunzig! Auch meinem Herzen geht es



besser. ... Ich bin jetzt ein erfahrener Frontsoldat: Jedes Geräusch sagt mir sofort, was passiert und wo.»<sup>15</sup>

Grossman beschäftigte sich jetzt mit allen Seiten des militärischen Lebens – mit Taktik, Ausrüstung, Bewaffnung und der Soldatensprache, die ihn besonders faszinierte. Er machte sich so eifrig Notizen und schrieb Artikel, dass er kaum Zeit für etwas anderes fand. «Während des ganzen Krieges», sollte er später schreiben, «habe ich als einziges Buch ‚*Krieg und Frieden*‘ gelesen, aber das gleich zweimal.»<sup>16</sup> Ungewöhnlichen Mut bewies er vor allem an der Front, wo er ständig in den vordersten Linien zu finden war, während die meisten Berichtersteller sich in den Stäben herumdrückten. Grossman, schon äusserlich unverkennbar ein jüdischer Intellektueller aus der Hauptstadt, gewann das Vertrauen und die Bewunderung der einfachen Rotarmisten, was keineswegs selbstverständlich war. In Stalingrad lernte er den berühmtesten Scharfschützen der 62. Armee, Tschechow, kennen. Dieser nahm ihn zu seinem Gefechtsstand mit, und Grossman sah zu, wie er einen Deutschen nach dem anderen tötete.

Anders als die meisten sowjetischen Journalisten, denen es vor allem um politisch korrekte Formulierungen ging, führte Grossman seine Gespräche mit endloser Geduld und Einfühlsamkeit. Wie er einmal erklärte, redete er besonders gern «mit Soldaten, die man für eine kurze Verschnaufpause aus dem Gefecht genommen hat. In dieser Lage sagt dir der Soldat alles, was ihm auf der Seele liegt. Du brauchst gar keine Fragen zu stellen.»<sup>17</sup> Soldaten erkennen besser als andere, ob einer egoistisch, hinterhältig oder falsch ist. Grossman gab Fehler stets zu, manchmal mehr, als für ihn gut war, und die Soldaten achteten ihn dafür. «Ich liebe die Menschen», schrieb er. «Mich interessiert ihr Leben. Manchmal fühle ich mich selbst wie ein Soldat. Ich kenne das Leben in der Armee jetzt durch und durch. Das war anfangs sehr schwer.»

Grossman war kein leidenschaftsloser Beobachter. Seine Prosa wirkt so stark, weil er sich von der Katastrophe des Jahres 1941 selbst tief betroffen fühlte. Später schrieb er von der «durchdringenden, klaren Ahnung kommenden Verlusts und der tragischen Erkenntnis, dass

das Schicksal der Mutter, der Frau und des Kindes von dem der eingeschlossenen Regimentern und zurückflutenden Armeen nicht zu trennen war. Wie kann man die Front jener Tage vergessen – Gomel und Tschernigow in einem Flammenmeer, Kiew zum Untergang verurteilt, die Fuhrwerke der Flüchtlinge und die giftgrünen Raketen über stillen Wäldern und Flüssen?»<sup>18</sup> Grossman und seine Begleiter erlebten die Zerstörung von Gomel. Dann mussten sie nach Süden fliehen, als General Guderians 2. Panzergruppe einen weiten Bogen schlug, um Kiew abzuschneiden. In ihrem grössten Sieg des ganzen Krieges machten die Deutschen über sechshunderttausend Gefangene.

Anfang Oktober 1941 wurde Grossman dem Stab der 50. Armee unter General Petrow zugeteilt. Seine Beschreibung dieses Kommandeurs, der Untergebene zu schlagen pflegte und bei Tee mit Himbeerkonfitüre Todesurteile unterschrieb, wirkt wie eine bissige Satire auf die Rote Armee, traf aber leider zu. Grossmans unbequeme Ehrlichkeit war gefährlich. Hätte jemand vom NKWD seine Notizbücher gelesen, so wäre er sicher sofort im Gulag verschwunden. Grossman war kein Mitglied der Kommunistischen Partei, was seine Lage nicht gerade sicherer machte.

Noch einmal geriet Grossman beinahe Guderians Panzereinheiten in die Hände, als die Deutschen gegen Orjol vorrückten und die Brjansker Front einschlossen. Die Beschreibung dieser Flucht ist der fesselndste Bericht, den es aus jenen Tagen gibt. Grossman und seine Kameraden kehrten völlig erschöpft nach Moskau zurück. Ihr Fahrzeug, eine «Emka»<sup>19</sup> voller Einschüsse und Splittereinschläge, zeugte davon, in welcher Gefahr sie geschwebt hatten. Aber Ortenberg beorderte sie sofort wieder an die Front. In jener Nacht wären sie auf der Suche nach dem Stab der ihnen zugewiesenen Armee beinahe von den Deutschen erwischt worden. Welches Schicksal Grossman als Jude dort erwartet hätte, kann man sich leicht vorstellen.

Nachdem die Deutschen im Winter 1941 vor Moskau gestoppt wurden, berichtete Grossman über die Kämpfe im Donbass in der Ostukraine, den er aus der Vorkriegszeit kannte. Er begann an seinem gros-

sen Roman über das erste Kriegsjahr zu arbeiten, der als Fortsetzungsgeschichte im Frühsommer 1942 in *Krassnaja Swesda* erschien. Frontsoldaten lobten ihn als den einzigen wahrhaftigen Bericht über die Geschehnisse jenes Jahres, und Grossmans Ruhm verbreitete sich rasch in der ganzen Sowjetunion. In literarischen Kreisen musste er sich solches Ansehen erst noch erwerben.

Als die 6. Armee der Deutschen im August im Anmarsch auf Stalingrad war, wurde Grossman in die bedrohte Stadt geschickt. Er hielt sich von allen Berichterstattern am längsten in dieser umkämpften Gegend auf. Endlich erkannte auch Ortenberg, zu dem Grossman ein schwieriges Verhältnis hatte, dessen ausserordentliche Begabung an. «Alle Berichterstatter der Stalingrader Front waren erstaunt, wie Grossman den Divisionskommandeur General Gurtjew, einen verschlossenen, schweigsamen Sibirier, dazu brachte, mit ihm ohne Pause sechs Stunden lang zu reden. Dabei sagte er ihm alles, was er wissen wollte, und das in einem der heissesten Augenblicke [des Gefechts]. Ich weiss, dass Grossman leicht das Vertrauen der Menschen gewann, weil er während des Gesprächs nie etwas aufschrieb. Notizen machte er später, wenn er zu einem Befehlsstand oder in das Bauernhaus zurückkehrte, wo die Korrespondenten untergebracht waren. Da gingen alle schon schlafen, aber Grossman, müde wie er war, schrieb alles sorgfältig in sein Notizbuch. Ich wusste das und habe seine Notizbücher gesehen, als ich in Stalingrad war. Ich musste ihn sogar daran erinnern, dass es streng verboten war, Tagebuch zu führen. Ich wies ihn an, keinerlei sogenannte Geheiminformationen aufzuschreiben. Aber erst nach seinem Tode hatte ich Gelegenheit, in den Tagebüchern zu lesen. Seine Notizen sind sehr prägnant. Oftmals ist ein Stück Kriegsalltag in einem Satz wie mit einem Schnappschuss eingefangen. In seinen Notizbüchern findet man die reine, unverfälschte Wahrheit.»<sup>20</sup> Es war in Stalingrad, wo Grossman die Wirkung seiner Bilder schärfte: «der schwere Dunst von Leichenhaus und Schmiede – der Geruch der vordersten Front».<sup>21</sup>

Die Stalingrader Schlacht war für Grossman zweifellos eines der

wichtigsten Erlebnisse überhaupt. In *«Leben und Schicksal»* ist die Wolga mehr als der symbolische rote Faden. Sie ist die Hauptschlagader des Landes, die das kämpfende Stalingrad mit ihrem Blut versorgt. Wie viele Idealisten glaubte auch Grossman leidenschaftlich daran, der Heroismus der Roten Armee in Stalingrad werde nicht nur diesem Krieg ein siegreiches Ende setzen, sondern auch die sowjetische Gesellschaft grundlegend verändern. Hätte das geeinte Volk einmal die Nazis besiegt, so würden das NKWD, die Säuberungen, die Schauprozesse und der Gulag endgültig der Geschichte angehören. Die Offiziere und Soldaten an der Front, die als Todeskandidaten das Recht in Anspruch nahmen, zu sagen, was sie dachten, kritisierten unverblümt die verheerende Kollektivierung der Landwirtschaft, die Arroganz der Funktionäre und die Unaufrichtigkeit der sowjetischen Propaganda. In *«Leben und Schicksal»* steht dafür der Kommissar Krymow. «Seit seinen ersten Stalingrader Stunden hatte Krymow ein gewisses merkwürdiges Gefühl nicht los werden können. Manchmal kam es ihm so vor, als sei er irgendwohin geraten, wo es keine Partei gab. Dann wieder war ihm, als atme er die Luft der ersten Stunden der Revolution.»<sup>22</sup> Einige dieser optimistischen Ideen und Bestrebungen scheinen auf eine Flüsterkampagne zurückzugehen, die von den sowjetischen Behörden selbst in Gang gesetzt wurde. Als sich jedoch das Kriegsende abzeichnete, zog Stalin die Schrauben wieder an.

Der sowjetische Diktator, der sich sehr für Literatur interessierte, scheint Grossman nicht gemocht zu haben. Ilja Ehrenburg war der Meinung, Stalin verdächtigte Grossman, Lenins Internationalismus zu sehr zu bewundern – eine Verfehlung, die dem ebenfalls verteufelten Trotzismus nahekam. Stalins Vorbehalte können aber viel eher darin begründet sein, dass Grossman sich niemals am Personenkult um den Tyrannen beteiligte. In Grossmans Artikeln kam Stalin so gut wie nicht vor. Und in seinen literarischen Werken, die nach dem Tod des Diktators geschrieben wurden, erscheint er ein einziges Mal in *«Leben und Schicksal»*, wo er spätnachts mit Viktor Schtrum telefoniert. Das ist eine der unheimlichsten Romanpassagen der Literatur überhaupt, die



man nicht vergessen kann. Vorbild für diese Szene kann ein nächtlicher Anruf des Kremlherrn bei Ehrenburg gewesen sein, der im April 1941 tatsächlich stattfand.<sup>23</sup>

Im Januar 1943 wurde Grossman aus Stalingrad zurückbeordert, weil nach dem Willen Ortenbergs Konstantin Simonow vom dramatischen Ende der Schlacht berichten sollte. Der junge, gut aussehende Simonow wurde von den Rotarmisten glühend verehrt, weil er das Gedicht «Wart' auf mich» geschrieben hatte.<sup>24</sup> Dieses Gedicht hatte Simonow 1941 unmittelbar nach Kriegsausbruch verfasst, als er von seiner grossen Liebe, der Schauspielerin Valentina Serowa, Abschied nehmen musste. Das Gedicht, das bald vertont wurde, war vielen Soldaten der Roten Armee geradezu heilig. Sein zentraler Gedanke ist, dass die Liebe einer treuen Braut oder Frau dem Soldaten das Leben retten kann. Viele trugen das Gedicht, von Hand abgeschrieben, wie einen Talisman in ihrer Brusttasche bei sich.

Grossman, der länger als alle anderen Berichterstatter in Stalingrad ausgeharrt hatte, fühlte sich durch diese Entscheidung brüskiert. Ortenberg schickte ihn stattdessen fast dreihundert Kilometer in südliche Richtung nach Kalmückien, das gerade von der deutschen Besatzung befreit worden war. Damit erhielt Grossman Gelegenheit, sich in der Region umzusehen, bevor die Bataillone von Lawrenti Berijas NKWD dort eintrafen, um der Ortsbevölkerung ihre mangelnde Loyalität mittels Massendeportationen zu vergelten. Seine Notizen über die deutsche Besatzung und das Mass an Kollaboration mit dem Feind sind prägnant und werfen ein Schlaglicht auf die Kompromisse und Versuchungen, in die Zivilisten im Krieg geraten können.

Als Nächstes wurde Grossman Augenzeuge der grössten Panzerschlacht der Geschichte bei Kursk, wo die Wehrmacht der Möglichkeit beraubt wurde, jemals wieder eine Grossoffensive zu starten – mit Ausnahme der Ardennenschlacht im Dezember 1944. Als die Rote Armee im Januar 1944 durch die Ukraine weiter nach Westen vorstieß, erreichte Grossman endlich Berditschew. Hier fand er seine schlimmsten Befürchtungen über das Schicksal seiner Mutter und weiterer Ver-

wandter bestätigt. Sie waren alle miteinander einem der ersten grossen Massaker an den Juden zum Opfer gefallen. Dieses wurde nur noch von den Massensexekutionen an der Schlucht von Babi Jar bei Kiew übertroffen. Die Ermordung der Juden seiner Heimatstadt verstärkte die Vorwürfe, die er sich selbst machte, weil er es 1941 nicht vermocht hatte, seine Mutter zu retten. Ein zusätzlicher Schock war die Erkenntnis, welche Rolle die ukrainischen Nachbarn bei den Judenverfolgungen gespielt hatten. Grossman war nun entschlossen, alles über den Holocaust ans Licht zu bringen, ein Thema, das die sowjetischen Behörden zu unterdrücken suchten. Sie vertraten die Auffassung, die Juden dürften nicht als besondere Opfer herausgestellt werden. Die an ihnen verübten Untaten hatten ausschliesslich als Verbrechen gegen die Sowjetunion zu gelten.

Als die Rote Armee auf polnisches Gebiet vorrückte, war Grossman einer der ersten Berichtersteller, der das Lager Majdanek bei Lublin betrat. Danach sah er das Vernichtungslager Treblinka nordöstlich von Warschau. Sein Aufsatz «Die Hölle von Treblinka» ist eine der bedeutendsten Arbeiten der Literatur über den Holocaust. Vor dem Nürnberger Kriegs Verbrechentribunal wurde daraus zitiert.

Grossman erwirkte, dass er beim Sturm auf Berlin 1945 noch einmal die 8. Gardearmee begleiten durfte, die er als 62. Armee aus Stalingrad kannte. Wieder verbrachte er viel Zeit in Gesellschaft des Befehlshabers, General Tschuikow. Es ist Grossmans Grundehrlichkeit zu danken, dass sowohl das Heldentum als auch die Verbrechen der Roten Armee festgehalten wurden, vor allem die massenhafte Vergewaltigung deutscher Frauen. Seine Schilderungen aus der Stadt Schwerin gehören zu den eindrucksvollsten und bewegendsten Berichten von Augenzeugen. Auch seine Notizbücher aus Berlin, wo er von den letzten Strassenkämpfen und dem endgültigen Sieg berichtete, verdienen grösste Aufmerksamkeit. Dass Grossman mehr vom Krieg im Osten gesehen hat als kaum jemand sonst, ist von unschätzbarem Wert. «Ich denke, wer nicht das ganze Leid des Sommers 1941 erlebt hat», so schrieb er, «wird niemals das ganze Glück unseres Sieges ermessen

können.»<sup>25</sup> Das war kein übertriebener Stolz – es war die reine Wahrheit.

Diese Seiten aus seinen Notizbüchern, dazu Artikel und Auszüge aus seinen Briefen, können nicht nur als das Rohmaterial eines grossen Schriftstellers gelten. Sie sind mit Abstand die besten Augenzeugenberichte von der schrecklichen Ostfront, die vielleicht am eindrucksvollsten beschreiben, was Grossman selbst «die gnadenlose Wahrheit des Krieges» nannte.<sup>26</sup>

Полер сколько лет во ле-  
нии Гависе моденина  
малыши?

Квасил ленин, когда оне  
накировал, не гаваси  
ленин в заг!

Замочено до 300 вбо  
матрков

Ха, ло, ха - герма не 10

~~10~~  
Генерал Золман - 2 в герма  
дерно смисел. Вмисе. Твист  
одежничание аринисрив.  
Твист издучасовичи Едвиги-  
мисево везет до в Замочено  
Пущи приканди в самое село  
сиростани 34 лет. Когуан

воисла гваси мисел - мисел  
вкатибавит мисел, мисел в  
гвас, а затеи двобо гваси  
мисел до до хабу

Квироботисмисел - гвас - двобо  
мисел мисел мисел мисел, мисел  
мисел мисел мисел мисел

Полер: Макаров, Кваси-  
мисел, Матвеев

Кваси мисел; Твигаранко,  
Кваси мисел, Гваси мисел

Кваси мисел Гваси мисел - мисел  
Кваси мисел, Кваси мисел

Кваси мисел - мисел Кваси мисел,  
Кваси мисел мисел Кваси мисел

Eine Seite aus Grossmans vielen Notizbüchern.





Der Schriftsteller im Krieg.

## **ERSTER TEIL**

### **Der Schock des Überfalls 1941**

## *Die Feuertaufe*

Der Überfall von Hitlers Wehrmacht auf die Sowjetunion begann in den frühen Morgenstunden des 22. Juni 1941. Stalin, unfähig zu glauben, dass man ihn hintergehen konnte, hatte zuvor über achtzig Warnungen in den Wind geschlagen. Als der sowjetische Diktator dann mit der brutalen Wahrheit konfrontiert wurde, war er so schockiert, dass die Rundfunkansprache am Mittag desselben Tages von seinem Außenminister Wjatscheslaw Molotow übernommen werden musste. Der entledigte sich dieser Pflicht mit ausdrucksloser Stimme. Die Menschen der Sowjetunion zeigten sich unerschrockener als ihre Führer. Sie standen bereits Schlange, um sich freiwillig zur Front zu melden.

Wassili Grossman, der mit Brille, Übergewicht und auf einen Stock gestützt eine der Erfassungsstellen aufsuchte, war deprimiert, als man ihn abwies. Bei seiner mangelhaften körperlichen Verfassung hätte er das eigentlich wissen müssen. Obwohl er kaum fünfunddreissig Jahre alt war, nannten ihn die kleinen Mädchen aus der Nachbarwohnung nur «Onkel».

In den folgenden Wochen war er aktiv bemüht, sich in diesem Krieg irgendwie nützlich zu machen. Dabei konnte man von den Behörden nur wenig darüber erfahren, was an der Front vorging. Kein Wort über die drei Millionen Soldaten zählende deutsche Streitmacht, die mit ihren Panzerspitzen durch die Reihen der Roten Armee stiess, deren Einheiten einkesselte und hunderttausende Gefangene machte. Nur an den Namen der Städte in den offiziellen Frontberichten konnte man ablesen, mit welchem Tempo der Feind heranstürmte.

Grossman hörte auf, seine Mutter zu drängen, dass sie die Stadt Berditschew in der Ukraine verlassen sollte. Seine zweite Frau, Olga Michailowna Guber, hatte ihn überzeugt, dass bei ihnen kein Platz für sie war. Bevor Grossman begriff, was tatsächlich vorging, hatte die 6. Armee der Deutschen Berditschew am 7. Juli bereits besetzt. In kaum mehr als zwei Wochen waren sie über dreihundertfünfzig Kilometer tief in sowjetisches Gebiet eingedrungen. Sein Leben lang sollte sich Grossman Vorwürfe machen, dass er seine Mutter nicht gerettet hatte. Das änderte sich auch nicht, als er erfuhr, dass sie geblieben war, weil sie sonst eine hilflose Nichte hätte im Stich lassen müssen. Grosse Sorgen bereitete Grossman auch das Schicksal von Jekaterina («Katja»), seiner Tochter aus erster Ehe. Er wusste nicht, dass man sie aus Berditschew in die Sommerferien geschickt hatte.

Grossman war verzweifelt bemüht, etwas für die Verteidigung des Landes zu tun. Selbst bei der Politischen Hauptverwaltung der Roten Armee (GLAWPUR) fragte er nach, obwohl er nicht der Kommunistischen Partei angehörte. Sein späterer Chefredakteur David Ortenberg, ein Kommissar im Generalsrang, berichtet, wie Grossman zu *Krassnaja Swesda* [«Roter Stern»], der Zeitung der Sowjetarmee, kam, die während des Krieges so aufmerksam gelesen wurde wie kein anderes Blatt:<sup>1</sup>

«Ich erinnere mich, wie Grossman zum ersten Mal in unserer Redaktion auftauchte. Das war Ende Juli. In der Politischen Hauptverwaltung hatte man mir gesagt, Wassili Grossman habe gebeten, ihn an die Front zu schicken. Von diesem Schriftsteller wusste ich nur, dass er eine Erzählung über den Donbass mit dem Titel ‚*Stürmische Jugend*‘ verfasst hatte.

‚Wassili Grossman?‘, fragte ich. ‚Mit dem hatte ich noch nichts zu tun, aber ich kenne ‚*Stürmische Jugend*‘. Schicken Sie ihn mir in die *Krassnaja Swesda*.‘

‚Das können wir machen, aber er war nicht in der Armee und weiss nichts über sie. Ist so einer richtig bei *Krassnaja Swesda*?‘

‚Das geht schon in Ordnung‘, antwortete ich in beruhigendem Ton. ‚Dafür kennt er sich in der Seele der Menschen aus.‘



Sowjetische Bürger hören Molotows Rede anlässlich des deutschen Überfalls auf ihr Land, 22. Juni 1941.

Ich gab so lange keine Ruhe, bis der Volkskommissar die Weisung unterschrieb, Wassili Grossman in die Rote Armee aufzunehmen und zu unserer Zeitung abzukommandieren. Dabei gab es ein Problem. Er wurde Soldat oder, wie Ilja Ehrenburg gern über sich selbst frotzelte, ‚ungelernter Soldat‘. Er konnte keinen Offiziers- oder Kommissarsrang erhalten, weil er nicht Parteimitglied war. Man konnte ihn aber auch unmöglich in eine Soldatenuniform stecken, denn dann hätte er unausgesetzt Vorgesetzte grüssen müssen. Da blieb nur der Rang eines Versorgungsoffiziers. Mehrere Schriftsteller wie Lew Slawin, Boris

Lapin und eine Zeit lang auch Konstantin Simonow waren in der gleichen Lage. Ihre grünen Kragenspiegel brachten ihnen viel Ärger ein, denn die trugen auch Militärärzte, mit denen sie ständig verwechselt wurden. Wie dem auch sei – am 28. Juli 1941 unterschrieb ich den Befehl: ‚Versorgungsoffizier zweiten Grades Wassili Grossman wird zum Sonderkorrespondenten der *Krassnaja Swesda* mit einem Gehalt von 1‘200 Rubel monatlich ernannte<sup>2</sup>

Am nächsten Tag meldete sich Grossman in der Redaktion. So unerwartet diese Ernennung auch sei, erklärte er mir, er freue sich darüber. Einige Tage später tauchte er in Offiziersuniform und voller Ausrüstung wieder auf. Sein Uniformrock war völlig zerknittert, die Brille rutschte ihm ständig auf die Nase, und die Pistole hing an seinem schlapp sitzenden Koppel wie eine Axt.

‚Ich bin bereit, noch heute an die Front zu fahren‘, erklärte er.

‚Noch heute?‘, fragte ich. ‚Können Sie denn mit dem Ding da schiessen?‘ Ich wies auf die Pistole.

‚Nein.‘

‚Und mit einem Gewehr?‘

‚Auch nicht.‘

‚Wie soll ich Sie so an die Front ziehen lassen? Dort kann jederzeit etwas passieren. Nein, Sie werden zunächst einmal ein paar Wochen in der Redaktion zubringen müssen<sup>3</sup>

Oberst Iwan Chitrow, ein ehemaliger Armeeeoffizier und unser Taktikexperte, wurde Grossmans Ausbilder. Er nahm ihn auf einen der Schiessplätze der Moskauer Garnison mit und erteilte ihm Schiessunterricht.»

Am 5. August schliesslich genehmigte Ortenberg die Reise zur Front – die Grossman allerdings in Begleitung des erfahrenen Berichterstatters Pawel Trojanowski und des Fotografen Oleg Knorring antreten musste. Ihre Fahrt in die vordersten Linien hat Grossman ausführlich beschrieben:

Wir brechen zum zentralen Frontabschnitt bei Gomel auf – der Politoffizier Trojanowski, der Fotoreporter Knorring und ich. Trojanowski, mit einer grossen Nase im schmalen, sonnenverbrannten



Gesicht, hat schon viel erlebt und trägt die Verdienstmedaille. Dabei ist er zehn Jahre jünger als ich. Zuerst habe ich ihn für einen Haudegen gehalten, der sich auf dem Schlachtfeld wie zu Hause fühlt, dann aber stellte sich heraus, dass er einmal als Kinderkorrespondent bei der *Pionerskaja Prawda* angefangen hat. Knorring wurde mir als guter Foto-reporter empfohlen. Er ist ein hochgewachsener Bursche und ein Jahr jünger als ich. Zwar bin ich der Älteste von uns dreien, aber hinsichtlich des Krieges unwissend wie ein neugeborenes Kind. Genüsslich malen sie mir die Schrecken aus, die uns erwarten.

Morgen soll es losgehen – zunächst «weiche Klasse» bis Brjansk, dann sehen wir weiter. Unser Chefredakteur, Brigadekommissar Ortenberg, gibt uns mit auf den Weg, dass eine Offensive bevorsteht. Zum ersten Mal bin ich ihm in der GLAWPUR begegnet. Gegen Ende unseres Gesprächs teilte er mir mit, er kenne mich als Kinderbuchautor. Das hat mich sehr verwundert, denn für Kinder habe ich noch nichts geschrieben. Beim Abschied sagte ich zu ihm: «Auf Wiedersehen, Genosse Bojew.» Er musste lachen. «Ich bin nicht Bojew, sondern Ortenberg.» Damit waren wir quitt. Ich hatte ihn die ganze Zeit für den stellvertretenden Leiter der Presseabteilung der Politischen Hauptverwaltung gehalten.

Tagsüber haben wir einen gehoben, wie es sich für einen Rekruten gehört. Die ganze Familie war da – Papa, Kugel, Wadja, Schenja und Veronika. Veronika hat mich angeschaut, als sei ich Gastello.<sup>4</sup> Ich war ganz gerührt. Wir haben miteinander Lieder gesungen und schwermütige Gespräche geführt. Die Stimmung war gedrückt, aber sehr konzentriert. Nachts lag ich allein und habe nachgedacht. So vieles war noch zu bedenken...

Der Tag des Aufbruchs bringt Sonne und kurze Regengüsse. Strassen und Gehwege sind bald schiefergrau, bald glänzend vor Nässe. Die Luft ist feucht und schwül. Trojanowski kommt in Begleitung der hübschen Marussja aus der Redaktion. Sie verabschiedet den jungen Krieger bestimmt nicht im Auftrag unseres Chefs, sondern weil ihr selbst daran liegt. Knorring und ich schauen taktvoll zur Seite. Dann betreten

wir alle drei einträchtig den Brjansker Bahnhof. Hier war meine erste Ankunft in Moskau. Ist dies meine letzte Abfahrt...? Im Schnellimbiss trinken wir noch eine Limonade und essen kaum genießbare Piroggen. Der Zug rollt an. Die Strecke kenne ich gut. Wie oft bin ich hier als Student in den Ferien zu Mutter nach Berditschew gefahren. Nach den Bombennächten in Moskau schlafe ich in meinem rollenden Bett zum ersten Mal seit Tagen richtig aus.

Die erste Nacht in Brjansk verbringen wir auf dem Bahnhof. Alles ist voller Rotarmisten. Viele sind schlecht gekleidet, geradezu abgerissen – sie sind schon «dort» gewesen. Abchasen sind darunter, die sehr schlecht aussehen, manche ohne Schuhe an den Füßen.

Diese Nacht verbringen wir im Sitzen. Plötzlich tauchen über dem Bahnhof deutsche Flugzeuge auf. Der Himmel dröhnt, überall Scheinwerfer. Alle versuchen, von der Station wegzulaufen, so weit sie können. Zum Glück werfen die Deutschen keine Bomben. Wir sind mit dem Schrecken davongekommen. Am Morgen hören wir Radio Moskau. Losowski [der Chef des Sowjetischen Informationsbüros] gibt eine Pressekonferenz. Die Übertragung ist schlecht, wir saugen jeden Ton begierig auf. Wie stets wirft er mit Sprichwörtern um sich, aber die sind kein Trost für unsere Seelen.

Wir gehen zum Güterbahnhof, um einen Militärtransport zu finden. Ein Lazarettzug will uns bis Unetscha [auf halbem Weg zwischen Brjansk und Gomel] mitnehmen. Kaum sitzen wir drin, bricht allgemeine Panik aus: Alles rennt auseinander, es kracht und blitzt. Ein deutscher Flieger hat den Bahnhof unter Maschinengewehrfeuer genommen. Der Schrecken ist uns tüchtig in die Glieder gefahren.

Von Unetscha weiter auf der Plattform eines Güterwagens. Der Himmel ist wunderbar blau und klar. Meine Begleiter meinen, das sei schlecht. Das verstehe auch ich. An der Strecke überall russgeschwärzte Bombenrichter und geknickte Bäume. Auf den Feldern heben tausende Bauern, Männer und Frauen, Panzergräben aus.

Wir lassen den Himmel nicht aus den Augen. Wenn nötig, wollen wir abspringen. Zum Glück fährt der Zug ziemlich langsam. Der Angriff kommt, als wir gerade Nowosybkow erreichen. Eine Bombe trifft die Einfahrt in den Bahnhof. Dieser Zug kommt nicht mehr weiter. Wir liegen auf einer Wiese, kauen Grashalme, geniessen die Sonne und das Grün. Der Himmel bleibt im Blickfeld, damit uns nicht wieder ein Deutscher überrascht.

Mitten in der Nacht fahren wir hoch. Ein Lazarettzug geht nach Gomel ab. Wir springen auf, als er schon angerollt ist, hängen am Trittbrett und hämmern gegen die Waggonwand, damit man uns wenigstens auf die Plattform lässt. Eine Frau schaut heraus und schreit: «Runter mit euch! Es ist verboten, mit Lazarettzügen zu fahren!» Es ist eine Ärztin, die leidenden Menschen helfen soll. «Hören Sie mal, der Zug hat volle Fahrt, wie sollen wir da springen?» Zu fünft klammern wir uns an die Griffe, allesamt Offiziere. Wir bitten sie inständig, auf der überdachten Plattform stehen zu dürfen. Sie aber tritt nach uns mit ihren riesigen Stiefeln, schlägt mit den Fäusten auf unsere Hände, um uns zum Loslassen zu zwingen. Es sieht schlecht aus: Wenn wir springen, ist es aus mit uns. Da fällt uns ein, dass dies schliesslich keine Moskauer Strassenbahn ist. Von der Verteidigung gehen wir zum Angriff über. Einige Sekunden später gehört die Plattform uns. Die Furie mit dem Dokortitel hat kreischend das Weite gesucht. Unsere erste Kampfhandlung.

Dann sind wir in Gomel. Der Zug hält weit vor dem Bahnhof. In pechschwarzer Nacht arbeiten wir uns auf den Gleisen voran. Dauernd müssen wir unter Waggonen durchkriechen. Ich stosse mir den Kopf und stolpere über Unebenheiten. Der verdammte Koffer wird immer schwerer. Schliesslich erreichen wir den Bahnhof. Er ist völlig zerstört. Mit vor Schreck geweiteten Augen starren wir auf die Trümmer. Ein Eisenbahner, der vorübergeht, beruhigt uns: Das Gebäude sei schon vor dem Krieg gesprengt worden, um einen grösseren und schöneren Bahnhof zu bauen.

Gomel! Wie viel Traurigkeit ist in diesem stillen, grünen Städtchen

mit seinen anheimelnden Plätzen, wo Alte auf Bänken in der Sonne sitzen und hübsche junge Mädchen auf den Strassen spazieren. Kinder spielen in dem Sand, der zum Löschen von Brandbomben bereitliegt. ... Aber jeden Moment kann eine schwarze Wolke die Sonne verfinstern, kann ein Sturm Erde und Staub aufwirbeln. Die Deutschen stehen fünfzig Kilometer von hier.

Gomel empfängt uns mit Fliegeralarm. Die Einwohner sagen, hier wird Alarm gegeben, wenn keine deutschen Flugzeuge auftauchen, und Entwarnung, wenn die Bomben fallen.

Dann der Angriff auf Gomel. Eine Kuh, Frauen, heulende Bomben und Feuersbrünste. Als die Apotheke getroffen wird, verdrängt für einen Augenblick Parfümduft den Brandgeruch.

In den Augen der verletzten Kuh spiegelt sich das brennende Gomel. Der Rauch hat viele Farben. Das Licht der brennenden Häuser nutzend, wird die Zeitung gesetzt.

Zur Nacht kommen wir bei unserem Journalistenkollegen Golzew unter. Seine Artikel sind nicht gerade grosse Literatur. Ich habe sie in der Frontzeitung gelesen. Lauter Unsinn nach dem Prinzip: «Iwan Pupkin hat fünf Deutsche mit einem Löffel erschlagen.»

Wir wollten uns dem Chefredakteur, Regimentskommissar N. Nosow, vorstellen. Er liess uns gute zwei Stunden im dunklen Korridor warten. Als er sich endlich bequemte, uns zu empfangen, und fünf Minuten mit uns redete, war mir klar, dass dieser Genosse, gelinde ausgedrückt, kein grosses Licht ist und wir auf dieses Gespräch keine zwei Minuten hätten warten sollen.

Das Hauptquartier der Zentralfront war die erste Anlaufstelle für Grossman, Trojanowski und Knorrning. Unter dem Kommando von General Andrej Jeremenko war sie nach dem Zusammenbruch der Westfront Ende Juni in aller Eile gebildet worden.<sup>5</sup> Der glücklose Befehlshaber der Westfront, General Dmitri Pawlow, wurde zum Sündenbock dafür erkoren, dass Stalin sich der Vorbereitung auf den Krieg verwei-

gert hatte. Auf typisch Stalin'sche Art wurde Pawlow, der die sowjetischen Panzereinheiten im Spanischen Bürgerkrieg befehligt hatte, des Hochverrats angeklagt und hingerichtet.

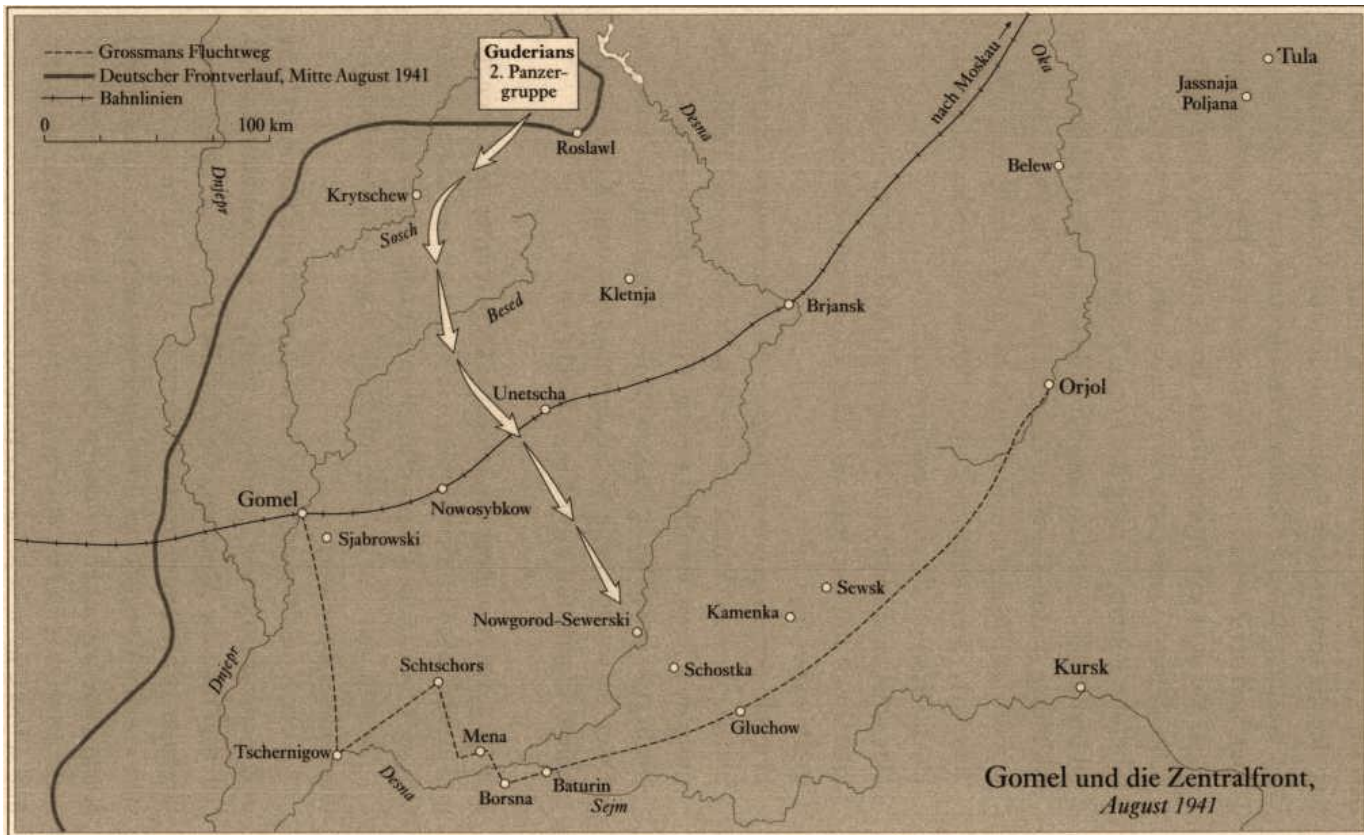
Der Stab der Zentralfront ist im Paskewitsch-Park untergekommen, zu dem ein wunderbarer Teich mit Schwänen gehört. Überall sind Deckungsgräben ausgehoben. Wir werden vom Chef der Politverwaltung der Front, Brigadekommissar Koslow, empfangen. Er teilt uns mit, der Militär rat sei besorgt über eine Meldung, die am Tag zuvor eingegangen ist: Die Deutschen haben Roslawl besetzt und dort eine sehr grosse Anzahl Panzer konzentriert.<sup>6</sup> Sie stehen unter dem Befehl von Guderian, der das Buch *«Achtung, Panzer!»* geschrieben hat.<sup>7</sup>

Wir schauen einen Stapel Frontzeitungen durch. In einem Leitartikel fällt mir der Satz auf: «Der schwer angeschlagene Feind greift weiter feige an.»

Wir schlafen im «Komintern-Klub» der Bibliothek auf dem Fussboden, ohne die Stiefel auszuziehen, Gasmasken und Feldtasche unter dem Kopf. Verpflegt werden wir in der Kantine des Stabes. Sie liegt in einem lustig bunten Pavillon inmitten des Parks. Das Essen ist wie in einem Erholungsheim vor dem Krieg – saure Sahne, Quark und sogar Eis als Nachtisch.<sup>8</sup>

Je mehr Grossman über die schlechte Vorbereitung der Roten Armee erfuhr, desto grösser wurden sein Entsetzen und seine Enttäuschung. Obwohl das Thema offiziell streng tabu war, wuchs in ihm die Ahnung, dass Stalin persönlich die Hauptverantwortung für diese Katastrophe trug.

Als der Krieg begann, befanden sich viele hohe Kommandeure und Generäle zur Kur in Sotschi. Ganze Panzereinheiten wechselten gerade die Motoren, viele Artillerieverbände hatten keine Granaten, Flugzeugstaffeln kein Benzin. ... Als die an der Grenze stationierten Verbände bei ihren vorgesetzten Stäben anriefen, der Krieg habe begonnen, erhielten einige die Antwort: «Lasst euch nicht provozieren.» Das war der Überraschungseffekt im wahrsten und schrecklichsten Sinne des Wortes.<sup>9</sup>



Die Katastrophe, die über die ganze Front von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer hereingebrochen war, erfüllte Grossman mit grosser Betroffenheit, wie ein Brief an seinen Vater vom 8. August zeigt:

Mein lieber [Vater], ich bin am 7. [August] an meinem Bestimmungsort eingetroffen. ... Ich bedaure sehr, dass ich keine Decke mitgenommen habe, denn unter einem Regenmantel schläft es sich schlecht. Mamas Schicksal geht mir nicht aus dem Kopf. Wo ist sie, was ist mit ihr geschehen? Schreibe mir bitte sofort, wenn du etwas über sie erfährst.<sup>10</sup>

Bei Besuchen in den vorderen Linien notierte Grossman folgende Beobachtungen:

Als Minsk niedergebrannt wurde, so heisst es, sind die Blinden aus dem Versehrtenheim, mit Handtüchern aneinandergebunden, in langer Reihe die Chaussee entlanggezogen.

Ein Fotograf bemerkt: «Gestern habe ich sehr gute Flüchtlinge gesehen.»

Ein Rotarmist, der nach dem Gefecht im Gras liegt, sagt zu sich selbst: «Tiere und Pflanzen kämpfen ums Dasein. Die Menschen kämpfen, um über andere zu herrschen.»

Das ist die Dialektik des Krieges: Man muss in der Lage sein, sein Leben in der Deckung zu schützen und im Kampf zu opfern.

Jeder, der von vorn zurückkehrt, erzählt die Geschichte einer Einkesselung. Sie sind alle ziemlich schlimm.

Ein Flieger ist – nur in Unterwäsche – durch die feindlichen Linien gekommen, aber seinen Revolver hatte er noch.

Besonders abgerichtete Hunde werden mit Brandflaschen am Körper auf einen Panzer gehetzt, mit dem sie in Flammen aufgehen.<sup>11</sup>

Bomben fallen, aber der Bataillonskommissar liegt im Gras und macht keine Anstalten, sich in Sicherheit zu bringen. Ein Genosse ruft ihm zu: «Los, beweg dich, schlag dich in die Büsche!» Ein Stab im Wald. Über dem Wald kreisen Flugzeuge. [Offiziere] nehmen die



Uniformmützen ab, weil die Schilde blinken. Papiere werden in Sicherheit gebracht. Morgens klappern überall Schreibmaschinen. Taucht ein Flieger auf, so werden den Schreiberinnen Uniformmäntel übergeworfen, denn sie tragen bunte Kleider. Noch in den Sträuchern streiten sich die Schreibstubenhengste um die Aktenmappen. Zwischen den Erdhütten läuft ein Stabshuhn umher, die Flügel voller Tintenflecken.

Der Wald ist voller Steinpilze – ein Anblick, der traurig stimmt.<sup>12</sup>

Die [Polit-]Instrukteure haben den Marschbefehl an die Front bekommen. Sofort werden die Charaktere offenbar. Nun zeigt sich, wer den Befehl akzeptiert, wer trickst und sich herauswinden will. Alle sehen es, und auch die Betreffenden wissen, dass man sie durchschaut.

Der Rückzug. Auf den Landstrassen Kolonnen, Fuhrwerke, Menschen zu Fuss. Über ihnen eine gelbe Staubwolke. Die Gesichter der Alten und der Frauen. Der Gespannführer Iwan Kupzow sass hundert Meter von der Stellung entfernt auf seinem Pferd, als die Truppe sich absetzte und ihr Geschütz zurückliess. Die deutschen Batterien deckten sie mit einem Granathagel ein. Statt ins Hinterland zu galoppieren, jagte er zum Geschütz und zog es aus dem Sumpf. Auf die Frage des Politoffiziers, wie er sich zu dieser Heldentat entschlossen habe, die den sicheren Tod bedeutete, antwortete er: «Meine Seele ist einfach, so einfach wie eine Balalaika – sie fürchtet sich nicht vor dem Tod. Den Tod fürchten jene, die eine besondere Seele haben.»

Ein Traktorfahrer hat alle Verwundeten aufgeladen und fortgebracht. Auch die Schwerverletzten haben ihre Waffen bei sich behalten.

[Laut] Bataillonskommandeur Leutnant Jakowlew waren die Deutschen, die seine Einheit attackierten, stockbesoffen und hatten blutunterlaufene Augen. Alle ihre Angriffe wurden zurückgeschlagen. Als man ihn schwer verletzt auf einer Zeltbahn aus der Kampfzone bergen wollte, brüllte er: «Ich habe noch meine Stimme, um Befehle

zu geben! Ich bin Kommunist, ich kann das Schlachtfeld nicht einfach verlassen!»

Ein heisser Sommermorgen. Windstille. Ein friedliches Dorf. Landleben wie aus dem Bilderbuch: Kinder spielen, ein alter Mann und mehrere Frauen sitzen im Garten. Kaum sind wir durch, als drei Junkers erscheinen. Bombenexplosionen. Rote Stichflammen mit weissem und schwarzem Rauch. Abends auf der Rückfahrt: Menschen irren umher, den Wahnsinn im Blick. Erschöpfte Frauen zerren Hausrat aus den Trümmern der Häuser, von denen nur noch die Schornsteine stehen. Aber die Sonnenblumen und Pfingstrosen blühen so schön wie vorher.

Bei einem Friedhof geraten wir unter Beschuss. Auf einem LKW liegt, mit einer Plane bedeckt, ein toter Nachrichtensoldat. Rotarmisten sind gerade dabei, für ihn ein Grab zu schaufeln. Als die Messerschmitts angreifen, wollen die Soldaten in Deckung flüchten. Ein Leutnant brüllt: «Grabt weiter, sonst werden wir bis zum Abend nicht fertig!» Korol springt in das frisch ausgehobene Grab, die anderen stieben auseinander. Nur der Tote bleibt schutzlos zurück. Über ihm rattern die Maschinengewehre.

Grossman und Knorring besuchten das 103. Schlachtfliegerregiment der Roten Armee, das bei Gomel stationiert war. Grossman musste feststellen, dass die Rotarmisten am Boden die eigenen Luftstreitkräfte mit gemischten Gefühlen sahen. Die standen bereits in dem Ruf, alles anzugreifen, was sich bewegte, ob Freund oder Feind. Ein Soldatenwitz: «Unsere sind's.» – «Unsere? Wo ist mein Helm?»<sup>13</sup>

Gemeinsam mit Knorring fahre ich zum Flugplatz Sjabrowka, achtzehn Kilometer von Gomel entfernt. Der Kommandeur der Flieger Einheit, Tschikurin, ein grosser, schwerfälliger Mann, stellt uns seinen SIS zur Verfügung. Er schimpft auf die Deutschen: «Die machen Jagd auf jedes einzelne Fahrzeug, ob PKW oder LKW. Das ist Unfug, Schweinerei.»

In diesem Regiment sind zwei Genossen, die bereits Auszeichnungen erhalten haben. Dann schossen sie ein eigenes Flugzeug ab und

wurden dafür bestraft. Sie arbeiten nun gewissenhafter. Ihre Strafe soll wieder aufgehoben werden.

Aus dem Interview mit einem Piloten:

«Genosse Oberstleutnant, ich habe für meine sowjetische Heimat eine Junkers-88 abgeschossen.»

Über die Deutschen: «Es gibt ganz gute Flieger darunter, aber die meisten sind Scheisse. Sie weichen dem Luftkampf aus. Oder sie kämpfen nicht bis zum bitteren Ende.»

«Da ist keine Angst, nur Zorn und Wut. Und wenn du siehst, dass er in Flammen aufgeht, wird dir warm ums Herz.»

«Wer dreht ab? Er oder ich? Ich nicht. Ich bin eins mit meiner Maschine und spüre überhaupt nichts mehr.»

Ein junger Rotarmist feuert eine Granate auf den Befehlsstand [des Flugplatzes] ab und trifft den Stabschef in den Hintern. Im Stab, der vorher ein Pionierpalast war, tritt ein riesiger Flieger in voller Montur, sich den Hosenschlitz zuknöpfend, aus einer Tür mit dem Schild «Für Mädchen».

Die Flugplatzgebäude sind zerbombt, das Flugfeld ist mit Bombenrichtern übersät. Die IL und MiGs sind unter Tarnnetzen verborgen. LKWs holpern über den Acker, um die Maschinen aufzutanken. Mädchen in weissen Kitteln bringen den Fliegern Verpflegung in Thermosbehältern. Die mäkeln am Essen herum, die Mädchen suchen sie zu besänftigen. Ein Teil der Maschinen steht im Schutz des Waldes.

[Regimentskommandeur] Nemzewitsch kann wunderbar fesselnd von der ersten Nacht des Krieges und dem überstürzten Rückzug erzählen. Er war mit seinem LKW Tag und Nacht unterwegs, um Frauen und Kinder von Kommandeuren einzusammeln. In den neuen Westgebieten fand er Offiziere in ihren Häusern, offenbar im Schlaf von Diversanten ermordet. Als er wegen einer unwichtigen Sache anrufen wollte, musste er feststellen, dass alle Telefonleitungen unterbrochen waren. Auch Umwege über andere Zentralen funktionierten nicht mehr. Er ärgerte sich darüber, dass dem aber keine grosse Bedeutung bei.

Nemzewitsch erklärt mir, dass seit zehn Tagen über seinen Flug-



Grossman startet vom Flugplatz Sjabrowski bei Gomel zu seinem ersten Flug, August 1941.

platz keine deutschen Maschinen mehr auftauchen. Für ihn steht fest: Die Deutschen haben kein Benzin und keine Flugzeuge mehr. Alles abgeschossen. Ein so sicheres Urteil höre ich nie wieder. Geradezu der Gipfel des Optimismus. Ob man dies positiv oder negativ sieht, ein grosser Strategie ist er jedenfalls nicht.

Wir essen zusammen in seiner kleinen, gemütlichen Kantine. Eine adrette Serviererin. Nemzewitsch stöhnt vor Begierde, wenn er sie nur ansieht. Er spricht mit ihr in unterwürfigem, fast flehendem Ton. Sie antwortet spöttisch, von oben herab. Das sind die kurzen Stunden oder Tage, da die Frau Macht über den Mann hat, bevor sie sich von ihm «rumkriegen» lässt. Merkwürdig, wie sich dieser stattliche und kühne Kommandeur eines Jagdfliegerregiments von einer Frau einwickeln lässt. Offenbar ist er ein grosser Schürzenjäger.

Wir übernachten in dem riesigen mehrstöckigen Gebäude. Die Leere ist beängstigend und bedrückend. Vor Kurzem haben hier die Familien von Fliegern gewohnt – hunderte Frauen und Kinder. Nachts werden wir von einem tiefen Brummen wach. Wir treten vor die Tür. Über uns ziehen endlose Staffeln deutscher Bomber nach Osten – of-

fenbar die, von denen Nemzewitsch glaubte, sie seien zerstört und hätten kein Benzin mehr...

Motorengeheul, Staub und Wind, der dicht über den Boden fegt, von den Maschinen verursacht. Eine nach der anderen steigt auf, legt sich in die Kurve und verschwindet. Auf dem Platz wird es plötzlich still und leer – wie in einem Klassenzimmer, aus dem die Kinder hinausgelaufen sind. Im Grunde ist es ein Pokerspiel. Der Regimentskommandeur wirft alles, was er hat, in die Schlacht. Der Spieltisch ist leer. Ganz allein steht er da und schaut in den leeren Himmel. Entweder ist er jetzt bettelarm, oder er erhält seinen Einsatz mit Gewinn zurück. Ein Spiel auf Leben oder Tod, Sieg oder Niederlage. Ein Spiel, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. ... Ich werde das Gefühl nicht los, in einen Film geraten zu sein und mich selbst auf der Leinwand agieren zu sehen – so schnell und überstürzt ist der Ablauf der Dinge.

Und dann kehren die Flugzeuge nach erfolgreichem Angriff auf eine deutsche Fahrzeugkolonne unversehrt zurück. Am Propeller der Führungsmaschine klebt Menschenfleisch. Der deutsche Munitionswagen ist in dem Moment explodiert, als das Flugzeug ihn passierte. Poppe sucht der Masse mit der Feile beizukommen. Ein Arzt wird gerufen. Er beschaut sich den blutigen Klumpen und erklärt dann: «Arierfleisch!» Alle lachen. Ja, die Zeit ist grausam und hart.<sup>14</sup>

## 2.

### *Der schreckliche Rückzug*

Die ersten Monate des deutsch-sowjetischen Krieges erwecken den Eindruck ständiger Bewegung, rascher Vorstösse und Umfassungsmä-növer von Panzerverbänden. Aber auf sowjetischer Seite gab es häufig auch kurze Phasen der Untätigkeit oder gar Konfusion, da Gerüchte kursierten, Weisungen nicht befolgt oder wieder aufgehoben wurden. Grossman, Trojanowski und Knorring erhielten erneut den Marschbefehl zur Front. Wieder notierte Grossman alles, was er sah und dachte. Dafür benutzte er dünne Notizbücher, die Rechenheften für Schüler ähnelten.

Wir sind zur Front unterwegs. Der Geschützdonner wird lauter, Unruhe und Spannung wachsen. Von der untergehenden Sonne beschienen, ziehen auf sandigen Wegen zwischen rot glühenden Kiefern Artillerie, Munitionsfahrzeuge und Pferdefuhrwerke dahin. Dann Infanterie. Voran ein junger Kommandeur, ganz von Schweiss und Staub bedeckt. Am Uniformrock eine riesige gelbe Dahlie, die in der Abendsonne leuchtet. Sie marschieren nach Westen.

Der Deutsche hört uns in den Gräben reden und brüllt jeden Morgen aus seiner Stellung: «Schutschkow, ergib dich!» Schutschkow antwortet finster: «Ach, leck mich doch...!» Der Kommandeur fragt einen Rotarmisten mit wucherndem Bart: «Warum bist du nicht rasiert?»

Der antwortet: «Hab kein Rasiermesser.»

«Na gut», meint der Kommandeur, «dann ab zur Aufklärung ins Hinterland des Gegners. Gibst einen guten Bauern ab mit dem Bart.»

Darauf der Rotarmist: «Heute noch rasier ich mich, Genosse Kommandeur!»

Ganakowitsch ist ein toller Kerl – schmaucht seine Pfeife, ganz Wille, Ruhe und gesunder Menschenverstand. Doch ab und zu wirkt er niedergedrückt. Sitzt gern allein und denkt lange nach. Hat auch kräftige Sprüche drauf: «Also, die Kavallerie kenne ich seit 1914. Auf zweihundert Kilometern hinter der Front waren kein Huhn und kein Weib vor ihr sicher...»

Nachtgefecht. Feindlicher Beschuss. Überall Einschläge. Die Granaten pfeifen zuerst ganz fein, dann heulen sie auf wie der Wind. Minen dröhnen. Endlose Leuchtspuren. Am meisten ängstigen das Rattern der Maschinengewehre und einzelne Gewehrschüsse. Die grünen und weissen Leuchtkugeln der Deutschen, die die ganze Gegend in ein hinterhältiges, unnatürliches Licht tauchen. Immer wieder Schüsse und Einschläge. Menschen sind nicht zu sehen und zu hören. Ein Aufstand der Technik.

Morgen auf dem Schlachtfeld. Minenkrater, flach wie Untertassen, mit Erdklumpen ringsherum. Gasmasken und Feldflaschen. Maschinengewehr- und Granatwerfernester, die die Soldaten beim Angriff gegraben haben. Zum eigenen Schaden drängen sie sich in Mulden eng zusammen: Zwei – das sind zwei Freunde, fünf – Landsleute aus einer Gegend. Blut. Ein Toter hinter einem Heuschober, merkwürdig nach rückwärts geneigt und die Fäuste geballt wie eine schreckliche Skulptur: Der Tod auf dem Schlachtfeld. ... Neben ihm ein Röhrchen Machorka[-Tabak] und eine Schachtel Streichhölzer.

Deutsche Unterstände sind mit Stroh ausgelegt. Man sieht noch, wo menschliche Körper lagen. In den Schützengräben leere Konservendosen, Zitronenschalen, Wein- und Schnapsflaschen, Zeitungen, Zeitschriften. Essenreste finden sich bei Maschinengewehrnestern nicht, nur viele Kippen und bunte Zigarettenschachteln. Die Schützen haben nichts gegessen, aber viel geraucht. Patronen und Granaten. Wenn ich deutsche Sachen – Zeitungen, Fotos oder Briefe – angefasst habe, drängt es mich, die Hände zu waschen.



Die Division befehligte Oberst Meleschko, ein hochgewachsener Mann in Wattejacke, skeptisch und ironisch. Auf die schmeichlerische Bemerkung eines Korrespondenten, wie freudig erregt die Verwundeten dreinschauen, die aus dem Kampfgebiet getragen werden, reagierte der Divisionskommandeur mit einem sardonischen Grinsen. «Besonders bei einer Verwundung an der linken Hand.»

Zuweilen schossen sich Soldaten selbst durch die linke Hand in dem naiven Glauben, so nicht in den Kampf geschickt zu werden. Tatsächlich aber wurde eine solche Verletzung, wo auch immer sie herrührte, automatisch als Selbstverstümmelung und Feigheit vor dem Feind betrachtet. Diese Soldaten mussten damit rechnen, von Sonderabteilungen des NKWD [später SMERSCH, dem Abwehrdienst der Roten Armee] erschossen zu werden. Einige wenige Militärchirurgen wagten es, solchen Soldaten das Leben zu retten, indem sie ihnen die Hand amputierten, bevor die Verletzungen der neu Eingelieferten überprüft werden konnten.

Am Waldrand ein deutscher Gefangener – ein grüner Junge, brünett, erbarmungswürdig. Mit einem schwarz-weiß gewürfelten Tüchlein um den Hals. Er wird durchsucht. Die Rotarmisten bestaunen ihn: Unendlich fremd wirkt er zwischen diesen russischen Erlen, Kiefern und traurigen, zerwühlten Feldern.

Wechselbad der Gefühle: An einen Ort, der zunächst sehr bedrohlich erscheint, erinnert man sich später wie an seine Moskauer Wohnung. Ein Friedhof. Unten im Tal wird gekämpft, brennt ein Dorf. Links von uns greifen zwölf deutsche Bomber an. Hier auf dem Friedhof aber ist es ruhig. In dem verbrannten Dorf verkünden Hühner, dass sie gelegt haben. Unser Petljura erklärt mit listigem Lächeln: «Gleich gibt's Eierchen.» Da pfeift eine Messerschmitt heran. Petljura wirft sich in eine Mulde zwischen den Gräbern. Die Eier sind vergessen.

Grossman erfährt, dass der berühmte Dichter Utkin in der Nähe verwundet wurde.<sup>1</sup>

Vormittag. Wir fahren zum Verbandsplatz, um Utkin zu besuchen, dem ein Splitter mehrere Finger abgerissen hat. Trübes Wetter, es regnet. Auf einer kleinen Waldwiese zwischen den Erlen über neunhundert Verwundete. Überall blutige Stofffetzen, Fleischklumpen. Stöhnen und unterdrückte Schreie, Hunderte düsterer, leidender Augenpaare. Eine junge, rotblonde Ärztin hat die Stimme verloren. Ihr Gesicht ist kreidebleich. Sie hat die ganze Nacht operiert. Gleich wird sie Umfallen. Utkin ist bereits abtransportiert. Die Ärztin lächelt. «Während ich an ihm herumschnippelte, rezitierte er mir Gedichte.» Sie bringt keinen Ton mehr heraus, nimmt die Hände zu Hilfe. Neue Verwundete werden gebracht, durchnässt von Regen und Blut.

Wie alle Russen bewegten Grossman besonders Geschichten von Kriegswaisen, den zahllosen Unschuldigen, deren Leben zerstört war.

Ein Oberstleutnant, der aus Wolkowysk kam, fand im Wald einen dreijährigen Jungen. Er trug ihn hunderte Kilometer in seinen Armen durch Sümpfe und Wälder. Ich habe beide in unserem Stab gesehen. Der strohblonde Kleine hatte im Schlaf die Arme um den Hals des Oberstleutnants geschlungen. Der war rotblond und völlig abgerissen.<sup>2</sup>

Ein Witz geht um: Wie fängt man einen Deutschen? Man braucht nur irgendwo eine Gans festzubinden, und ein Deutscher wird sie zu greifen suchen. Die Realität: Rotarmisten haben im Wald Hühner an langen Schnüren festgebunden und sich im Unterholz versteckt. Tatsächlich tauchten Deutsche auf, als sie die Hühner gackern hörten. Sie gingen prompt in die Falle.

In der dritten Augustwoche stiessen Teile von General Heinz Guderians 2. Panzergruppe nach Süden vor, um die sowjetischen Truppen im Frontbogen von Gomel zu umgehen. Der Vormarsch der Deutschen zwang die Rote Armee, die Stadt aufzugeben. Bald war auch der letzte

Zipfel weissrussischen Territoriums in der Hand des Feindes. Grossman war dabei, als sich führende Vertreter der Kommunistischen Partei Weissrusslands im Frontgebiet zu Beratungen mit hohen Armeefizieren trafen.<sup>3</sup> Grossman beschrieb diese Szene im Jahr darauf in einem Roman:

Wer vermag die herbe Einfachheit dieser Tagung auf dem letzten Stückchen weissrussischen Waldbodens zu schildern? Der Wind, der aus Weissrussland kam, rauschte traurig und feierlich, und im Eichenlaub raunte ein Flüstern wie von Millionen menschlicher Stimmen. Die Volkskommissare und die Mitglieder des Zentralkomitees, in Militärblusen, mit erschöpften, wettergebräunten Gesichtern, sprachen kurz. ... Es dunkelte. Die Artillerie eröffnete das Feuer. Wetterschein leuchtete im dunklen Westen.<sup>4</sup>

In seinem Notizbuch hatte er zuvor festgehalten:

Eine Tagung des ZK der Kommunistischen Partei Weissrusslands im Wald, auf dem letzten Stückchen weissrussischer Erde. Ein kurzes, von eisernem Willen geprägtes Treffen. Harte Beschlüsse werden gefasst, es fällt kein überflüssiges Wort. ... An General Ponomarenko: «Keine lästerlichen Flüche gegen ein Mitglied des ZK!» Der General, verwirrt: «Ich habe niemanden konkret gemeint. Ich musste mir nur allgemein Luft machen.»<sup>5</sup> In der Nacht kommt der Befehl: Trommelfeuer auf Nowo-Beliza und Gomel. Der Himmel wird taghell. Aus dem Laubzelt die Stimme des Kommandierenden: «Übrigens, erinnern Sie sich, bei Puschkin, in der *Reise nach Arzumrt* ... Darauf eine andere Stimme: «Die Karäer sind keine Juden, sie stammen von den Chasaren ab..»<sup>6</sup>

Über die Brücke jagen Hunde zusammen mit Autos aus dem brennenden Gomel.

Unter dem Beschuss wagt sich ein älterer Mann aus der Deckung, um seine Mütze zu holen. Ihm wird der Kopf bis zu den Schultern abgerissen.

Die Kunde von dem militärischen Desaster breitete sich rasch unter der Zivilbevölkerung aus. Grossman, Trojanowski und Knorring zogen mit der Flüchtlingswelle nach Süden, um Guderians Panzerkolonnen zu entgehen. So gelangten sie in den nordöstlichen Teil der Ukraine. Zunächst flohen sie auf der Hauptstrasse nach Kiew in südlicher Richtung bis Tschernigow, dann nach Osten bis Mena, wobei Grossman mit Bitterkeit vermerkte, dass die Offiziere der Roten Armee an beiden Orten die Gefahr nicht ernst nahmen.

Auch Stalin im Kreml weigerte sich, die Bedrohung zur Kenntnis zu nehmen. Aufgrund dessen gelang es Guderians Panzern, die von Gomel nach Süden vorstießen, die ukrainische Hauptstadt Kiew von Norden abzuschneiden. Als Stalin die Gefahr erkannte, war es bereits zu spät. Die Sowjetunion erlitt die verhängnisvollste militärische Niederlage ihrer Geschichte. Im Konzentrationsraum Kiew verlor die Rote Armee über eine halbe Million Mann an Gefallenen und Verwundeten. Grossman und Genossen entgingen der Umzingelung nur knapp, als die 3., 4. und 17. Panzerdivision der Deutschen von Gomel nach Süden in die Ostukraine einrückten. Am 25. August besetzte die 3. Panzerdivision bei Nowgorod-Sewerski die entscheidende Brücke über die Desna.

Trojanowski hat den Weg der drei Korrespondenten beschrieben: «Wir fuhren und fuhren. Am Strassenrand nichts als rauchende Ruinen. Die Ruinen von Tschernigow, Borsna und Baturin. ... Wenn faschistische Flugzeuge angriffen, befahl P. I. Kolomejzew, mit Handfeuerwaffen auf sie zu schießen. Selbst solche eingefleischten Zivilisten wie Oleg Knorring und Wassili Grossman feuerten ihre Gewehre auf die Flugzeuge ab.»<sup>7</sup> Grossman selbst berührten vor allem die menschlichen Tragödien, die sie zu sehen bekamen:

Weinende Zivilisten allerorten. Ob die Menschen nun fahren, sitzen oder am Zaun stehen – schon beim ersten Wort beginnen sie zu weinen, und es schnürt einem selbst die Kehle zu. Welch riesiges Unglück!

Ein leeres Haus, die Familie ist am Vortag gegangen, jetzt folgt ihr der Vater. Der alte Nachbar kommt heraus, um ihm Lebewohl zu

sagen. «Und den Hund lässt du hier?» – «Er will nicht mit...»

Das Haus bleibt zurück: Auf dem Flachdach werden die Tomaten langsam rot, im Garten blühen die Blumen, im Haus überall Schalen, Töpfe und Vasen mit Feigen- und Zitronenstöckchen, einer kleinen Palme. Überall ist die sorgende Hand der Bewohner noch zu spüren...

Nichts als Staub, weisser, gelber, roter Staub. Aufgewirbelt von den Hufen der Schafe, Schweine, Pferde und Kühe, von den Gespannen der Flüchtlinge, von Rotarmisten, Lastwagen, Stabsbussen, Panzern, Geschützen, Zugmaschinen. ... Staub zieht in dichten Wolken über die Ukraine...

Nachts fliegen wieder die Heinkel und Junkers. Sie kriechen zwischen den Sternen dahin wie Läuse. Die Dunkelheit ist erfüllt von ihrem Dröhnen. Bomben pfeifen herab. Ringsum brennen die Dörfer. Der Auguthimmel ist taghell. ... Wenn eine Sternschnuppe vom



Auf dem schrecklichen Rückzug von 1941 waren Soldaten der Roten Armee Hunderte von Kilometern zu Fuss unterwegs.

Himmel fällt, erschrickt man zuerst und muss dann lachen: «Das ist ja eine richtige, eine echte...» Eine alte Frau steht am Wegesrand, hoffend, in den Marschkolonnen ihren Sohn zu entdecken. Sie harrt dort bis zum Abend aus, völlig mit Staub bedeckt. Dann tritt sie zu uns heran: «Nehmt, Kämpfer, und lasst es euch schmecken – Gürkchen, Milch, Apfel, Quark. ... Nehmt nur, ich geb's euch gern...» Sie starrt der Marschkolonne nach, und Tränen laufen über ihr Gesicht. Das Mädchen Arina aus dem Dorf Dzagowaja kommt mir in den Sinn. Ein Sinnbild der Trauer, der düsteren Poesie des Volkes. Schwarze, ungewaschene Füße, zerrissenes Kleid, blanke Armut. Wir bringen ihr Äpfel aus dem Kolchosgarten.

«Der Garten gehört doch auch ihr...» Der alte Wächter sagt nichts, als wir die Äpfel abreissen.

Ein riesiges Geschütz kriecht langsam in einer schwarzgelben Staubwolke über die Chaussee. Auf dem Rohr zwei Rotarmisten mit staubschwarzen Gesichtern. Sie trinken Wasser aus ihren Stahlhelmen.

Während Grossman in der Ukraine Guderians Panzer mehrmals nur knapp entkam, musste er ständig an seine Mutter denken, die nun in Berditschew, fast fünfhundert Kilometer in südwestlicher Richtung, hinter der Front in der Falle sass. Von Schtschors (benannt nach einem Helden des Bürgerkriegs) zogen Grossman, Trojanowski und Knorring zunächst nach Gluchow und dann auf der Hauptstrasse in nordöstlicher Richtung nach Orjol.

Wenn man sich an besetzte Städte erinnert, in denen man früher einmal war, dann gedenkt man gleichsam verstorbener Freunde. Es ist unendlich traurig. Sie scheinen einem merkwürdig fern und zugleich sehr nah. Das Leben dort wirkt wie aus einer anderen Welt...

Überall in den Dörfern Gespräche. Sehr verschiedene. Böse. Offene. Heute schreit ein junges Weib mit schriller Stimme: «Wollen wir uns den Deutschen wirklich unterwerfen? Wollen wir diese Schande hinnehmen?»

Gurken. Vier Mann aus dem örtlichen Obst- und Gemüsegrosshandel laden unter Beschuss auf einer Bahnstation Gurken aus. Sie heulen vor Angst, besaufen sich und ziehen sich am Abend wie echte Ukrainer gegenseitig auf. Sie essen Speck, Honig, Knoblauch und Tomaten. Einer kann das Pfeifen einer deutschen Bombe bis zur Detonation erstaunlich echt nachmachen. Korol bringt ihnen bei, wie man mit einer Handgranate umgeht. Er glaubt, wenn die Deutschen kommen, werden Partisanen aus ihnen. Ich entnehme ihren Gesprächen, dass sie eher den Deutschen dienen wollen. Einer möchte gern Kreisagronom werden. Er schaut Korol an, als sei der ein Idiot.

Gesicht und Seele des Volkes: In drei Tagen sind wir durch Weissrussland und die Ukraine bis ins Gebiet Orjol in Russland gefahren. Was für ein Rückzug! In diesem Unglück offenbart das Volk seine beste, edelste, mitfühlende Seite. Die Ähnlichkeiten der drei Völker und die grossen Unterschiede werden offenbar. Am stärksten und ausdauerndsten sind die Russen. Die Ukrainer zeigen ein trauriges, weiches, verschmitztes und leicht untreues Gesicht, die Weissrussen düstere, in sich gekehrte Trauer.

Orjol. Die nächtliche Strasse. Finsternis. Die Bremsen unseres Wagens versagen. In der Dunkelheit fahren wir in einen Flüchtlingstrupp. Eine Frau schreit auf. Es sind Juden auf der Flucht. Ankunft in Orjol. Die Stadt ist völlig dunkel. Früher leuchteten die Städte nachts weit ins Land hinaus. Jetzt liegen sie in tiefer Finsternis da. Das Hotel. Ein Bett! Zum ersten Mal seit Kriegsbeginn Schlaf ohne Stiefel und Sachen. Ein Telefongespräch mit Moskau. Der körperlose Kontakt mit der Stadt meiner Freunde, meiner Familie und meiner Arbeit lässt Sehnsucht aufkommen.<sup>8</sup>

### 3.

#### *An der Brjansker Front*

Auch nachdem Grossman und Trojanowski den Deutschen entkommen waren, gönnte ihnen Chefredakteur Ortenberg in Orjol keine Pause. Er schickte sie umgehend an die Brjansker Front, die bald die volle Wucht von «Unternehmen Taifun», der Offensive der Heeresgruppe Mitte unter General von Bock gegen Moskau, zu spüren bekommen sollte.

Fahrt zur Front. Zwei Rotarmisten in einem üppigen, leeren Garten. Ein stiller, klarer Morgen. Sie sind von den Fernmeldetruppen. «Genossen Offiziere, ich schüttele Ihnen ein paar Apfel herunter.» Das schwere, dumpfe Geräusch fallender Apfel in der Stille des verlassenem Gartens. Das weisse Haus des Gutsbesitzers wirkt traurig. Es ist zum zweiten Mal verlassen und erwartet wieder einen neuen Herrn. Dazu das schmutzige, fröhliche Gesicht des Rotarmisten, die Arme voller Apfel.<sup>1</sup>

Eine alte Bäuerin: «Wer weiss denn, ob es Gott gibt oder nicht? Ich bete zu ihm. Das ist nicht schwer, man muss sich nur ein-, zweimal verbeugen. Vielleicht erhört er mich ja.»

Die Bauernhäuser sind leer, nur die Ikonen wurden zurückgelassen. Ganz anders als bei den Bauern in Nekrassows Büchern, die bei einem Brand zuerst die Ikonen retteten und dabei ihr Hab und Gut den Flammen überliessen.<sup>2</sup>

Ein Junge weint die ganze Nacht. Sein Bein eitert. Die Mutter sucht ihn flüsternd zu beruhigen. Draussen tobt ein Nachtgefecht.

Das Wetter ist schlecht – dicker Nebel hüllt uns ein, alle sind nass und durchgefroren. Aber auch zufrieden, denn die Deutschen können nicht fliegen. Jeder stimmt erfreut zu: «Ein schöner Tag, heute.»



Als die Deutschen näher rückten, begannen die weitsichtigeren Bauern damit, ihr Vieh zu Wurst und Schinken zu verarbeiten. Das war besser zu verstecken, hofften sie.

Schweine werden abgestochen. Gellende Schreie, von denen einem die Haare zu Berge stehen.

Auf einer Wiese wird ein Spion verhört. Ein klarer, stiller Herbsttag mit milder Sonne. Mit wucherndem Bart, in abgerissener Bauerntracht und breitem Bauernhut, mit schmutzigen Füßen und bis zu den Waden entblößten Beinen steht da ein junger Bauer. Klare, blaue Augen, eine Hand geschwollen, die andere klein, fast weiblich, mit sauberem Nägeln. Er spricht weich und gedehnt wie ein Ukrainer. Er stammt aus Tschernigow und ist vor einigen Tagen desertiert. Heute Nacht haben sie ihn beim Übertreten der Frontlinie gefasst, als er sich in dieser operettenhaften Verkleidung in unser Hinterland einschmuggeln wollte. Erwischt haben ihn Kameraden seiner eigenen Kompanie, die ihn erkannten. Vor ihnen steht er nun. Die Deutschen haben ihn für hundert Mark gekauft, damit er für sie Stäbe und Flugplätze erkundet. «Es waren doch bloss hundert Mark», sagt er klagend. Er glaubt wohl, die geringe Summe könnte die anderen milder stimmen. «Mir ist das selber peinlich, ich bereue es tief.» Jede seiner Bewegungen, das schiefe Lächeln, die Blicke, sein schwerer Atem – all das verrät ein Wesen, das den Hauch des Todes spürt.

«Wie heisst deine Frau?»

«Gorpyna.»

«Und dein Sohn?»

«Pjotr», er überlegt und fügt eifrig hinzu: «Pjotr Dmitrijewitsch, fünf Jahre alt.» – «Ich müsste mich rasieren», meint er dann. «Alle starren mich an, das ist unangenehm.» Er fährt mit der Hand über seinen Bart. Mit der anderen knetet er unablässig Gras, Erdklumpen oder Späne. Er tut es rasch und heftig, als ob diese Bewegungen ihn retten

könnten. Wenn er die Augen auf die Rotarmisten mit den Gewehren richtet, steht darin das blanke Entsetzen ...

Der Oberst versetzt ihm eine Ohrfeige und schreit mit Tränen in der Stimme: «Begreifst du überhaupt, was du da getan hast?» Und nach ihm der Rotarmist, der ihn ergriff: «Hättest du wenigstens an deinen Sohn gedacht! Der wird vor Schande nicht mehr leben wollen!»

Darauf der Verräter: «Jungs, ich weiss doch, was ich getan habe!» Das sagt er in Richtung des Obersten und des Rotarmisten, als ob er in seinem Unglück bei ihnen Mitleid vermutet. Er wird vor der angetretenen Kompanie erschossen, in der er noch Tage zuvor gedient hat.

Major Garan hat einen Brief von seiner Frau bekommen. Da er beschäftigt ist, legt er ihn zunächst ungeöffnet beiseite und arbeitet weiter. Als er ihn später liest, lächelt er und sagt leise: «Ich habe nicht gewusst, ob Frau und Sohn noch am Leben sind. Ich habe sie in Dwinsk zurückgelassen. Und nun schreibt mir mein Sohn: ‚Als die Bomben fielen, war ich auf dem Dach und habe mit meiner Pistole auf die Flugzeuge geschossene Seine Pistole ist aus Holz.»

Grossman schrieb seinem Vater immer noch in verzweifelter Sorge über seine Mutter und die Tochter Katja. Er wusste nicht, dass das Mädchen in ein Pionierlager weit im Osten verschickt worden war.

Ich bin gesund und guter Dinge. Nur muss ich Tag und Nacht an Mama und Katja denken. Ich möchte euch so gern wiedersehen. Vielleicht komme ich in drei Wochen für einige Tage nach Moskau. Dann werde ich mich gründlich waschen und ohne Stiefel schlafen – das Höchste an Komfort, das ich mir vorstellen kann.<sup>3</sup>

Bald darauf schrieb Grossman auch an seine Frau. Wie bei Frontsoldaten üblich, teilte er in diesem Brief vom 16. September kaum etwas



Die Sowjetbürger dürsteten nach Informationen über den Krieg, aber die Zeitungen brachten 1941 wenig verlässliche Nachrichten.

mit, sondern vermittelte lediglich die Gewissheit, dass er an dem Tag, da er den Brief absandte, noch am Leben war.

Liebe Ljussja,

ich bekomme viel Interessantes zu sehen und wechsele ständig meinen Aufenthaltsort – so ist das Leben an der Front nun mal. Wirst du mir schreiben? Während ich hier sitze und schreibe, tropft Teer von der Decke unserer Erdhütte auf die Karte. ... Schau immer mal in die *Krassnaja Swesda*. Zwei-, dreimal im Monat wird dort etwas von mir gedruckt – ein zusätzlicher Gruss an dich.

Dein Wass ja<sup>4</sup>

Zwei Tage zuvor hatte *Krassnaja Swesda* seinen neuesten Artikel gebracht. Die Überschrift lautete: «Im Bunker des Feindes an der Westachse».

Deutsche Schützengräben, Feuernester, Unterstände von Offizieren und Soldaten: Hier war vor Kurzem noch der Feind. Französischer Wein und Cognac, griechische Oliven, gelbe, nachlässig ausge-

presste Zitronen aus dem «verbündeten», sklavisch ergebenen Italien. Eine Dose Konfitüre mit polnischem Etikett, eine grosse ovale Fischkonserve – eine Gabe Norwegens, ein Eimerchen mit Honig aus der Tschechoslowakei. ... Wie eine Drohung wirkt in diesem faschistischen Stilleben die aufgerissene Hülse einer sowjetischen Granate.<sup>5</sup>

In den Unterständen der Soldaten ein anderes Bild. Konfektschachteln oder halb volle Sardinenbüchsen findet man hier nicht. Dafür Erbswurst und Kanten von eisenhartem Brot. Rotarmisten wiegen diese Briketts aus Brot, die in Farbe und Gewicht grauem Asphalt in nichts nachstehen, in der Hand und sagen grinsend: «Ja, Bruderherz, das ist richtiges Brot!»<sup>6</sup>

## 4.

### *Bei der 50. Armee*

In diesem September an der Brjansker Front besuchte Grossman das Hauptquartier der 50. Armee unter Generalmajor Michail Petrow<sup>1</sup>, der sieben Infanteriedivisionen befehligte. Der Stab war in einer Isba, einem hölzernen Bauernhaus, untergebracht.

In der Isba das Mitglied des Militärrats, [Kommissar] Schljapin, und Befehlshaber Petrow. Petrow ist ein kleiner Mann mit schütterem Haar und grosser Nase, in speckigem Generalsrock, an dem der goldene Stern [eines «Helden der Sowjetunion»] prangt, den er für die Beteiligung am Spanischen Bürgerkrieg erhalten hat. Petrow erklärt dem Koch lang und breit, wie eine Biskuittorte gebacken wird, warum der Teig aufgeht, wie man Brot aus Weizen- oder Roggenmehl herstellt. Er ist hart und für seine Tapferkeit berühmt. Er berichtet, wie er zu Fuss aus einem Kessel herauskam – in voller Uniform mit Orden und goldenem Stern. Zivilkleidung anzulegen, lehnte er ab. Er ging allein in voller Montur, nur mit einem Eichenknüppel bewaffnet, um sich streunende Hunde vom Leib zu halten. Er bekennt: «Es war schon immer mein Traum, nach Afrika zu gehen und mich dort, ganz auf mich gestellt, nur mit Axt und Gewehr durch den tropischen Urwald zu kämpfen.» Er liebt Katzen. Besonders mit kleinen kann er lange spielen.

In einem Dorf, das man den Deutschen wieder abgenommen hatte, sprach Petrow mit einer Frau. «Was halten Sie von den Deutschen?» «Keine schlechten Menschen.» Dem General entfuhr ein grässlicher Fluch.

Ein Offizier ass wenig. Die Köchin über ihn: «Dem geht es zu gut.» Der Koch des Generals hat vor dem Krieg in einem Restaurant gearbeitet. Er ist mit seinen Gerätschaften in einer Isba untergebracht und macht sich über die ländliche Küche lustig. Die Frauen sind böse auf ihn und rufen ihn nicht «Timofej», sondern abschätzig «Timka». Dafür behandelt er sie streng.

Timka: «Als ich in der vordersten Linie war, habe ich mir ein Gläschen gegönnt, bevor ich aus der Küche trat. Und dann war mir alles egal: Ob Minen dröhnten oder Kugeln pfffen, ich habe ein Lied geträllert und meine Portionen verteilt. Wie haben sie mich dafür geliebt!» Und er führt vor, wie er mit graziösen, tänzerischen Bewegungen seine Kohlsuppe verteilt und dabei gesungen hat. Offenbar hat er sich auch jetzt ein Gläschen gegönnt, als ginge es ganz nach vorn.

Schljapins Adjutant ist der hochgewachsene, gut aussehende Leutnant Klenowkin. Petrow hat einen kurz geratenen Adjutanten mit ungeheuer breiten Schultern und eindrucksvollem Brustkasten. Der kann mit der Schulter eine Isba zum Einsturz bringen. Er ist ständig mit allen möglichen Pistolen, Revolvern, einer Maschinenpistole und Handgranaten behängt. In seinen Taschen trägt er vom Tisch des Generals stibitzte Bonbons und hunderte Patronen mit sich herum, um das Leben seines Chefs zu schützen.

Als Petrow sieht, wie sein Adjutant flink mit den Fingern isst und die Gabel verschmät, fährt er ihn wütend an: «Wenn du dir keine Manieren zulegst, schick ich dich in die vorderste Linie! Zum Essen nimmt man die Gabel, nicht die Finger!»

Die Adjutanten sortieren die gewaschene Wäsche ihrer Chefs auseinander. Dabei versucht jeder für seinen ein zusätzliches Paar Unterhosen zu ergattern. Wir überqueren einen Bach. Der General springt hinüber, der Kommissar steigt hinein und wäscht seine Stiefel. Als ich mich umdrehe, hat der Adjutant des Generals den Bach gerade übersprungen, der des Kommissars steht im Wasser und wäscht seine Stiefel.

Ein Abend bei Kerzenschein. Petrow redet in abgehackten Sätzen. Als ihm die Bitte eines Divisionskommandeurs überbracht wird, den Angriff wegen geringer Personalstärke zu verschieben, antwortet er: «Sagen Sie ihm, ich verschiebe den Angriff dann, wenn nur noch er allein übrig ist.» Bis spät in die Nacht sitzen wir beim Domino: Petrow, Schljapin, die hübsche, pausbäckige Walja und ich. Der Armeebefehlshaber setzt geräuschvoll seine Steine und legt wie ein echter Spieler seine Hand darüber. Das Spiel wird immer wieder unterbrochen, wenn der diensthabende Major eintritt und Meldungen von der Front bringt.

Frühstück am Morgen. Petrow kippt ein Glas Wodka, essen will er nichts. Lachend meint er: «Das ist vom Volkskommissar gestattet.» [Die erlaubte Ration betrug hundert Gramm Wodka pro Tag.]

Wir machen uns marschbereit. Zuvor spielt der Armeebefehlshaber noch ein wenig mit seinen Katzen. Zuerst fahren wir in eine Division, dann in ein Regiment. Wir lassen den Wagen stehen und gehen zu Fuss über ein Feld aus nassem Lehm. Die Füße versinken im Boden. Petrow wirft mit spanischen Ausdrücken um sich. Sie klingen seltsam auf dieser durchweichten Erde unter herbstlichem Himmel.<sup>2</sup> Das Regiment liegt in schwerem Gefecht und kann ein Dorf nicht einnehmen. Maschinengewehre rattern, Maschinenpistolen knattern, Kugeln pfeifen. Hart fährt der Armeebefehlshaber den Regimentskommandeur an: «Wenn Sie das Dorf in einer Stunde nicht erobert haben, dann degradiere ich Sie und schicke Sie selber als gemeinen Soldaten zum Sturm nach vorn.» – «Zu Befehl, Genosse Armeekommandeur!» Dabei zittern dem Offizier die Hände. Kein einziger Mann geht aufrecht, die Soldaten kriechen auf allen vieren, springen von Deckung zu Deckung so tief gebeugt, wie sie nur können. Sie fürchten, getroffen zu werden, aber es fliegen keine Kugeln. Alle sind völlig durchnässt und erdverschmiert. Allein Schljapin schreitet einher, als sei dies ein Sonntagsspaziergang, und brüllt: «Runter, noch weiter runter, ihr Feiglinge!»

Beim zweiten Regiment ist der Stab leer. Nur drei blitzsaubere Kat-

zen sind da. Überall Waffen. Die Ikonen mit Lampenschnüren geschmückt.

Nach dem Mittagessen trifft der Militärstaatsanwalt aus dem rückwärtigen Stab der 50. Armee ein. Bei Tee mit Himbeerkonfitüre meldet er die jüngsten Fälle: Feiglinge, Deserteure, darunter der betagte Major Potschepa, Bauern, die man bei der Weitergabe deutscher Propaganda ertappt hat. Petrow schiebt sein Teeglas zur Seite und bestätigt ein Todesurteil – mit Rotstift in kleiner Kinderschrift in einer Ecke des Dokuments.

Weiter berichtet der Staatsanwalt: Eine Frau hat die Bauern überreden wollen, die Deutschen mit Brot und Salz zu begrüssen.

«Wer ist sie?», fragt Petrow.

«Eine alte Jungfer», antwortet der Staatsanwalt und lacht.

Auch Petrow muss lachen.

«Wenn das so ist, kriegt sie nur zehn Jahre.» Er schreibt ein neues Urteil.

Man trinkt weiter Tee, bis sich der Staatsanwalt verabschiedet.

«Vergessen Sie nicht, mir vom Hauptquartier meinen Samowar zu schicken», erinnert ihn Petrow. «Ich bin so an ihn gewöhnt.»

Grossman hielt eindeutig mehr von Brigadekommissar Nikolai Schljapin als von Befehlshaber Petrow.

Schljapin ist gross, klug, ruhig und stark. Die Menschen spüren seine innere Kraft.<sup>3</sup>

Dieser Besuch im Hauptquartier der 50. Armee sollte für Grossmans weitere Arbeit grössere Bedeutung erlangen. In langen Gesprächen berichtete Schljapin ihm von seinen Erlebnissen bei der 94. Schützendivision in dem schrecklichen Sommer des deutschen Überfalls. Als der Krieg ausbrach, war seine Division einen Monat lang Teil der Westfront unter General Pawlow. Sie wurde zerschlagen. Reste der Division versuchten der Einkesselung in Weissrussland durch den Rückzug nach Witebsk zu entgehen. Ende Juli wurden sie von der 20. Panzerdivision der Deutschen angegriffen. Sie mussten sich in den Wäldern



verstecken und sich dann durch die deutschen Linien kämpfen. Schljapins Bericht war zwangsläufig von der sowjetischen Zeitsicht geprägt und enthielt übertriebene Zahlen zur Stärke und zu Verlusten des Feindes, aber die wichtigsten Tatsachen und Schljapins Heroismus sind kaum zu bezweifeln. Grossman verarbeitete seine Notizen aus diesen Gesprächen im Jahr darauf in seinem Roman *«Dies Volk ist unsterblich»*. Als Schljapin einen Monat später fiel, fühlte er sich noch mehr verpflichtet, dessen Andenken zu ehren.

Das alles berichtete mir Schljapin. Wir lagen in einer Scheune im Heu, ringsumher krachte und dröhnte es. Später brachte uns Walja<sup>4</sup> ein Grammophon, und wir hörten das Lied vom «Blauen Kopftuch».<sup>5</sup> Die dünnen Espen erzitterten unter den Einschlägen, und Leuchtspurgeschosse zerschnitten den Himmel.

Gegen Ende dieses Monats kam von Grossmans Vater die Nachricht, zumindest seine Tochter Katja sei in Sicherheit.

Mein Lieber, eben habe ich gleich mehrere Postkarten bekommen, darunter zwei von dir. ... Das ist die erste Nachricht seit zwei Monaten. Ich bin sehr froh, dass sich Katja wieder eingefunden hat, umso mehr Sorge ich mich um Mutter.... Ich möchte dich sehr gern wiedersehen, aber vorläufig ist nicht daran zu denken, dass meine Redaktion mich zurückbeordert..<sup>6</sup>

## 5.

### *Wieder in der Ukraine*

Am 20. September zogen Grossman und Trojanowski erneut nach Süden in Richtung Gluchow im äussersten Nordosten der Ukraine. Diese Gegend hatten sie bei ihrer Flucht aus Gomel schon einmal durchquert.

Stalins Weigerung, die Gefahr einer möglichen Einkesselung Kiews ins Kalkül zu ziehen, hatte zur Folge, dass sich Guderians 2. Panzergruppe bei Lochwiza mit der 1. Panzergruppe unter General Kleist vereinigen konnte. Damit war die Südwestfront unter dem Befehl von General Kirponos, die aus der 5., der 21., der 26. und der 37. Armee bestand, abgeschnitten. Stalins langjähriger Parteigänger Marschall Budjonny entkam, ebenso Nikita Chruschtschow und General Timoschenko. Etwa 15'000 Mann der Roten Armee schafften es ebenfalls, sich der deutschen Umzingelung zu entziehen. Aber eine halbe Million Rotarmisten, die nun im Kessel festsassen, erwartete das schreckliche Schicksal von Kälte, Hunger und Krankheit in deutschen Gefangenenlagern.

Ungeachtet dieser Lage an den Fronten, war die Zivilbevölkerung der Ukraine in ihrer Mehrheit nicht gewillt, sich nach Osten ins Wolgabiet evakuieren zu lassen. Grossman, der in der ukrainischen Stadt Berditschew geboren und aufgewachsen war, sah diese ukrainischen Bauern als Fremde, denn mit dem Landleben war er nie in Berührung gekommen.

Die Ukrainer hatten im Bürgerkrieg, der in ihrem Land tobte, vor allem aber während der schrecklichen Hungersnot der dreissiger Jahre schwer gelitten. Sie führten sie auf Stalins Politik der Entkulakisierung und der gewaltsamen Durchsetzung der Kollektivwirtschaft zurück.

Daher waren viele Ukrainer bereit, die deutschen Truppen als Befreier zu begrüßen. Später stellte Grossman fest, dass ukrainische Hilfspolizisten wesentlich daran beteiligt waren, die Juden von Berditschew, darunter seine Mutter und viele seiner Freunde, zu ergreifen und zu ermorden.

Freies Feld. Wind und Kälte. Die Natur stellt sich auf den Winter ein. Frauen, die sich in Säcke gehüllt haben, um sich vor der Kälte zu schützen, weigern sich, mit kleinen Kindern, manche haben ihrer fünf oder sechs, in die Republik der Deutschen an der Wolga zu ziehen. Mit Sichel n fuchteln sie herum, die im trüben Herbstlicht matt schimmern. Sie haben Tränen in den Augen. Plötzlich lachen sie schrill auf, lassen saftige Flüche hören, dann wieder Tränen. Sie schreien: «Ein alter Mann – seine zwei Söhne sind Leutnants – hat sich gestern erhängt, weil er nicht ins Wolgagebiet will. Der Deutsche wird uns auch dort kriegen, er kriegt uns überall!»

«Wir gehen nirgendwohin, lieber sterben wir hier.»

«Wenn so ein verlauster Kerl uns aussiedeln will, dann kriegt er eins mit der Sichel!»

Eine meint: «Kein Mann da, man könnte die Katze nehmen und mit ihr die ganze Nacht schnurren.»

«Siehst du dort die Kraniche am Himmel? Sie fliegen nach Süden, und wohin sollen wir? Helft uns doch, Genossen!»

Ach, diese Weiber! Im Unglück werden ihre Augen lebendig, erregt, böse, kindlich, mordlustig. Sie haben den Männern über zweihundert Werst bis nach Kursk Zwieback gebracht.

Der Sekretär des Kreispartei Komitees: «Besucht mich, Jungs, es gibt Schnaps und Weiber, noch nicht alt.»

Unsere zweite Übernachtung. Das Telefon klingelt. Für einen Moment dachte ich, der Anruf sei für mich. Der Deutsche schiesst wieder. Der Ofen wird geheizt. Trauriger Genuss an einem fremden Herd. Ein niedliches Mädchen mit klugen, dunklen Augen sagt: «Sie sitzen auf Papas Platz.» Die jungen Mädchen verfluchen Hitler, der ihnen die Burschen, die Musik, den Tanz und die Lieder geraubt hat. Im Dunkeln marschieren die Truppen vorbei. Eine von ihnen läuft

hinaus: «Vielleicht sehe ich meinen Bruder.» Sie ist wie ein Püppchen aus dem Volkskunstmuseum: rundes Gesicht, blaue Augen und ein Puppenmund. Mit diesem Mund sagt sie über das schreiende einjährige Schwesterchen: «Wenn die stirbt – auch gut. Eine weniger zu füttern.» Nachts bringt man einen verwundeten Rotarmisten. Er schreit und schnappt nach Luft. Zwei Frauen klagen gemeinsam mit ihm die ganze Nacht, schneiden ihm die vom Blut durchtränkten Binden auf, und ihm wird leichter. Die Männer fürchten sich, ihn bei Nacht ins Lazarett zu bringen. Er muss bis zum Morgen liegen bleiben.

Einzelbauern [die sich dem Kolchos verwehrt hatten] kalkan ihre Häuser. Mit herausforderndem Blick erklären sie uns: «Bald ist Ostern.»

Diese für die Herbstzeit seltsamen Worte sollten offenbar bedeuten, dass sie den Anbruch der freudigsten Zeit des Jahres erwarteten. Manche Historiker sind der Meinung, die Deutschen, deren Fahrzeuge mit einem schwarzen Balkenkreuz versehen waren, seien von einer Bevölkerung, die sich durch den sowjetischen Atheismus unterdrückt fühlte, als christliche Befreier gesehen worden. Zahlreiche Ukrainer begrüßten die Deutschen in der Tat mit Brot und Salz. Ukrainische Mädchen gaben sich deutschen Soldaten mit Freuden hin. Dieses Phänomen kann statistisch kaum exakt erfasst werden, aber es ist bemerkenswert, dass die deutsche Abwehr empfahl, ein Heer von einer Million Ukrainern aufzustellen und gegen die Rote Armee ins Feld zu schicken. Hitler lehnte das kategorisch ab, denn die Vorstellung, Slawen könnten in Wehrmachtsuniform kämpfen, war ihm ein Gräuel.

Das Dorf Kamenka.

Drei Frauen in einem Haus. Ein Gemisch von Ukrainisch und Russisch. Sie gehen die deutschen Gefangenen anschauen: einer mit Brille, offenbar ein Künstler, der zweite ein Student. Sie berichten: «Der ist aufgestanden, hat ein bisschen mit dem Baby gespielt und sich wieder hingelegt.» Die Grossmutter fragt:

«Stimmt es, dass die Deutschen an Gott glauben?» Offenbar kursieren im Dorf über die Deutschen viele Gerüchte. Die Dorfältesten sollen schon das Land in Streifen schneiden.<sup>1</sup> Wir erklären ihnen den ganzen Abend, was es mit den Deutschen auf sich hat. Sie hören zu, seufzen, wechseln Blicke, sagen aber nicht, was sie selber denken. Am Ende kommt es leise von der Grossmutter: «Was war, wissen wir, was wird, werden wir sehen.»

Im Gefecht wurde dem Fahrer eines schweren Panzers der Kopf abgerissen. Der Panzer fuhr weiter, denn der Fuss des Toten stand auf dem Gaspedal. Die Maschine stampfte durch den Wald, walzte Bäume nieder und kam erst vor unserem Dorf zum Stehen. Darin der Fahrer ohne Kopf.

Bei Gluchow hörte Grossman vom 395. Schützenregiment unter Major Babadschanjan, das ein winziges Stück Gelände auf dem Westufer des Flusses Klewen erbittert verteidigte. «Grossman wollte über dieses heroische Regiment schreiben», berichtete Ortenberg. «Er wollte über den Fluss setzen und Babadschanjan interviewen. Die Politabteilung gestattete es ihm nicht, obwohl Grossman heftig protestierte. Als er sich später erkundigte, was aus dem 395. Regiment geworden war, erklärte man ihm, es habe seinen Kampfauftrag glänzend erfüllt, aber schwere Verluste hinnehmen müssen. Der Kommandeur, Oberstleutnant Babadschanjan, sei im Gefecht gefallen. Auch diese Episode und den realen Namen des Kommandeurs hat Grossman in seiner Erzählung *„Dies Volk ist unsterblich verewigt.“*<sup>2</sup>

Bald nach dem Krieg kam Grossman noch einmal auf diese Begebenheit zurück, denn Major Babadschanjan war für ihn zum Symbol für die Fähigkeit der Roten Armee geworden, das schreckliche Unglück des Krieges zu bewältigen.

Zum ersten Mal hörten wir Frontberichterstatte Babadschanjans Namen in den schweren Septembertagen des Jahres 1941 bei Gluchow in der Ukraine. Auf den Feldern der Weizen, der bereits überreif war. Früchte fielen von den Bäumen, in den Gärten verdarben pralle Tomaten, welkten Gurken und saftiger Kohl, vertrockneten



Ukrainische Frauen holen ihre gefallenen Männer heim.

Maiskolben, die niemand erntete, auf ihren hohen Stängeln. Reife Beeren bedeckten den Waldboden wie ein Teppich, unter Büschen und im Gras Steinpilze in Mengen.<sup>3</sup> Das Leben der Menschen in diesem ukrainischen Herbst des Überflusses war von Schrecken erfüllt. Nachts leuchtete der Himmel rot von den unzähligen Bränden, tags war der Horizont von grauen Rauchwolken verhüllt.

Über Strassen und Wege, in Fuhrwerken und zu Fuss schleppten sich Frauen mit Kindern auf dem Arm nach Osten, humpelten alte Männer und Frauen, trabten Herden von Schafen, Kühen und Kolchospferden in dicken Staubwolken dahin. Traktoristen fuhren ihre Maschinen mit heulenden Motoren davon. Über die Eisenbahngleise rollten Tag und Nacht Züge mit Maschinen, Kesseln und Aggregaten nach Osten.

Am Himmel dröhnten unablässig Tausende deutscher Flugzeuge. Die Erde stöhnte unter den Stahlketten deutscher Panzer, die sich durch Sümpfe und Flüsse wälzten, die Felder aufwühlten und menschliche Körper zermalmt. Deutsche Offiziere, die in Akademien ausgebildet waren, führten die faschistischen Bataillone und Regimenter in Rauch und Staub nach Osten.

Als die sowjetischen Truppen im Sommer 1941 Smolensk aufgaben, bekam Oberstleutnant Babadschanjan zum ersten Mal deutsche Infanterie zu Gesicht.

Ein rotwangiger [deutscher] Offizier, ein eitler Kerl, der offenbar dem von tausenden Stiefeln und Rädern aufgewirbelten Staub entgehen wollte, war von der Strasse abgewichen. Der einzelne Schuss ging im Lärm der hundert Räder, im Wiehern der Pferde und im Schnaufen der Motoren unter. Der Offizier fiel ins Gebüsch. Einige Minuten später hielt Babadschanjan die Papiere des Toten in der Hand, darunter ein nagelneues, in Leder gebundenes Notizbuch. Auf der ersten Seite in kleinen, präzisen Buchstaben deutsche Sätze und die dazugehörige russische Übersetzung: «Sie sind gefangen genommen!» «Hände hoch!» «Wie heisst dieses Dorf?» «Wie viele Kilometer sind es bis Moskau?»

Babadschanjan blickte in die zerfurchten, erschöpften Gesichter seiner Kundschafter, auf die grauen Bauernhäuschen, die klein und schutzlos vor ihm lagen, und auf den endlosen Strom der deutschen Soldaten. Dann holte er voller Schmerz, Wut und Erregung aus der Brusttasche seiner Jacke den Stummel eines Rotstifts hervor und schrieb mit grossen Lettern quer über die erste Seite des deutschen Notizbuchs: «Ihr werdet Moskau niemals zu Gesicht bekommen! Es kommt der Tag, da werden wir fragen: ,Wie viele Kilometer sind es bis Berlin?‘»

Die Lage in jenen Tagen war so verzweifelt, dass alle, auch Grossman, nur zu gern den Gerüchten über Probleme und niedrige Kampfmoral der Deutschen Glauben schenkten. Viele dieser Geschichten, besonders darüber, dass SS und Gestapo die deutschen Soldaten zum Kämpfen zwingen mussten, waren zumindest übertrieben.

Gefangene des 159. Ersatzbataillons sagen, dass sich dort am liebsten alle gefangen geben möchten. Fast bei allen toten Soldaten und jüngeren Offizieren werden unsere Flugblätter und Zeitungen gefunden. Ein Unteroffizier hatte fünf sowjetische Zeitungen, die erste

vom 27. Juli. Einer hatte eine deutsche und eine sowjetische Zeitung mit den Ergebnissen der ersten zwei Kriegsmonate. Die dort angegebenen Zahlen waren mit Rotstift angestrichen, offenbar zum Vergleich.

Ersatzbataillone werden mit Gestapo- und SS-Leuten aufgefüllt. Auch die Reserveeinheiten werden von ihnen durchsetzt. Bei Granatwerferbeschuss in Nowy sind die Deutschen in einen Teich gesprungen, wobei mehrere Dutzend ertranken, darunter ein Offizier. Aufklärer berichten, dass verzweifelte Schreie zu hören waren.

Wir haben 1'500 Tote [auf deutscher Seite] gezählt, die übrigen haben die Deutschen abtransportiert. Bei Kletnja soll es grosse Lazarette geben, in denen je 4'000 verwundete Deutsche liegen. Sie können nicht abtransportiert werden, weil es zu viele sind. Aufklärungsaktion am 11. Sechs Mann, geführt von Sergeant Nikolajew und Rotarmist Dedulja, haben den Auftrag, eine «Zunge» zu beschaffen.<sup>4</sup> Leute aus der Gegend haben Nikolajew über Fahrzeugbewegungen informiert. Daraufhin wurde im Wald an der Strasse ein Hinterhalt gelegt. Die Kundschafter haben auf die letzten drei Motorradfahrer einer Kolonne Handgranaten geworfen. Dedulja hat zwei liquidiert und [den deutschen Soldaten] Alwin Gunt gefangen genommen.

Grossman kam ein Witz über einen am Strassenrand liegen gebliebenen deutschen Panzerwagen zu Ohren.

Ein Bursche mit einem Pickel [auf dem Schulterstück – ein sowjetischer Unterleutnant] klettert hinein. «Die werden Sie abschiessen!» «Wer denn? Die Deutschen halten das für ihr Fahrzeug, und unsere rennen weg, wenn sie es erblicken.»

Damit fährt er los. Ich kann gar nicht lachen.

Der Himmel ist fest in deutscher Hand. Unsere Flugzeuge sind seit Wochen nicht zu sehen.

In einem Medaillon, das der gefallene Leutnant Miroshnikow bei sich trug, ein Zettel mit den Worten: «Wer es wagt, in dieses Medail-



lon zu schauen, den bitte ich, diese Botschaft an die angegebene Adresse zu schicken: ‚Meine lieben Söhne, ich bin bereits im Jenseits. Bevor ihr euch dort einfindet, rächt mein Blut an unserem Feind. Und ihr, Freunde, vorwärts zum Sieg, für die Heimat, für Stalins ruhmreiche Ziele. ‹ Ein Brigadekommissar berichtet:

Ein Techniker, Intendant [Verwaltungs-offizier] zweiten Grades, der kürzlich einem Kessel entkam, hat aus unerklärlichen Gründen den Kommandeur und den Kommissar eines Schützenregiments erschossen, weil er sie für Spione hielt. Er hat ihnen Sachen und Geld abgenommen und die Leichen in einer Scheune vergraben. Er wurde vor den angetretenen Kommandeuren der Division vom ältesten Militäranghörigen, einem Oberst, hingerichtet.

Grossman hielt auch Begebenheiten von rein menschlichem Interesse fest, selbst wenn sie mit dem Krieg nichts zu tun hatten.

Eine alte Frau hat drei Söhne. Alle drei sind stumm, und alle drei sind Friseur. «Der Älteste hat ein halbes Jahrhundert Jahre auf dem Buckel. Sie prügeln sich – einfach furchtbar. Dabei schnauben sie wie Pferde. Beim geringsten Anlass ziehen sie die Messer raus und gehen aufeinander los.»

Wenn Maler oder Maurer über ihren Auftraggeber wütend sind, dann mauern sie ein Ei oder eine Schachtel Küchenschaben samt Kleie als Futter in die Wand ein. Das Ei beginnt zu stinken, und die Schaben machen merkwürdige Geräusche, was den späteren Hausherrn ängstigt.

In der letzten Septemberwoche war Grossman zugegen, als ein gefangener österreichischer Motorradfahrer auf fast lächerliche Weise verhört wurde. Der Vernehmungsoffizier reagierte nicht auf dessen Angabe, Hunderte deutscher Panzer seien in unmittelbarer Nähe. Erst später wurde Grossman klar, dass es sich um eine Einheit von Guderians 2. Panzergruppe gehandelt haben musste, die sich nach der Einkesselung von Kiew für den nächsten Angriff umgruppierte. In den Wochen

danach waren Grossman und Trojanowski Guderians Panzern immer nur knapp voraus und wären mehrere Male beinahe gefangen genommen worden. Grossmans Status als Frontberichterstatter hätte ihm nichts genutzt, da die Deutschen ihn ganz gewiss als «jüdischen Kommissar» behandelt und erschossen hätten.

In der Politabteilung der Gruppe von Jermakow, Dorf Pustogorod<sup>5</sup>, ein hübsches Mädchen, Jüdin, die den Deutschen entkommen ist. In ihren klaren Augen steht noch der Wahnsinn.

Nachts wird in der Hütte der Aufklärungsabteilung ein Motorradfahrer vernommen. Ein hochgewachsener, gut aussehender Österreicher. Alle sind von seinem Ledermantel hingerissen. Er ist lang, weich und von stählerner Farbe. Sie befühlen ihn und wiegen die Köpfe: Gegen die müssen wir nun kämpfen. Wenn sie solche Mäntel haben, wie müssen dann erst die Flugzeuge sein! Ein Jude, ein halber Analphabet, dient als Dolmetscher. Er spricht Jiddisch, und der Österreicher murmelt etwas in seiner Sprache. Beide haben solche Mühe, einander zu verstehen, dass sie in Schweiß geraten. Das scheint auch das einzige Ergebnis zu sein. Das Verhör schleppt sich hin. Der Österreicher schlägt sich an die Brust, schaut zur Tür und berichtet, er habe eine Konzentration von Panzern Guderians in unserer Gegend gesehen – eine riesige Zahl, fünfhundert! «Hier, direkt vor eurer Nase», und er zeigt mit den Händen, wie nahe sie bereits sind.

«Was sagt er?», fragt der Chef der Aufklärung ungeduldig. Der Dolmetscher zuckt verwirrt die Schultern. «Er hat irgendwelche Panzer gesehen, bis zu fünfhundert Stück.»

«Ach, der kann mich mal. Er soll lieber genau die Orte nennen, über die seine Einheit an die Front gekommen ist», sagt er, nachdem er einen Blick in seinen Leitfaden geworfen hat. Oh, welch hochqualifizierte Leute..<sup>6</sup>

Wir übernachteten im Haus einer Lehrerin. Eine Wohnung von Intellektuellen: Bücher, die ich gelesen habe, die mich in meiner Kindheit und Schulzeit begleitet haben. Und ganz konkrete Dinge: eine grosse Muschel als Aschenbecher, Bildbände, Meeresschnecken, die rau-

schen, wenn man sie ans Ohr hält, die Wanduhr, eine Palme im Kübel. ... Nachts packt mich und Kolomejzew plötzlich heftige Unruhe. Wir wachen beide wie auf Kommando auf, ziehen uns an und laufen auf den Hof hinaus. Dort lauschen wir lange schweigend in die Nacht. Im Westen ist es still. Dabei sind die Deutschen kaum fünfzehn Kilometer von uns entfernt.

Auf dem Rückzug nach Orjol kam Grossman nach Sewsk, hundertzwanzig Kilometer südlich von Brjansk.

Sewsk. Uns wird berichtet, dass gestern ein deutscher Panzerwagen hier aufgetaucht ist. Zwei Offiziere sind ausgestiegen, haben sich umgeschaut und sind wieder weggefahren. Dabei ist hier tiefes sowjetisches Hinterland.

Grossman und Trojanowski waren sich der Gefahr immer noch nicht voll bewusst. Sie fuhren weiter nach Norden in Richtung Orjol. Überall, wo sie hielten, und sei es nur für einen kurzen Moment, wurden sie von Zivilisten bestürmt, ob sie Neuigkeiten hätten.

Ein alter Mann fragt: «Von wo zieht ihr euch zurück?»<sup>7</sup>

## 6.

### *Die Deutschen erobern Orjol*

Als Grossman und Trojanowski nach Orjol zurückkehrten, war auch diese Stadt bereits in Gefahr. Das «Unternehmen Taifun», der Vormarsch der Wehrmacht auf Moskau, begann am 30. September mit Guderians Angriff gegen die Brjansker Front, die von General Jeremenko befehligt wurde. Die 50. Armee von General Petrow, die Grossman gerade erst besucht hatte, wurde von der 2. Armee der Deutschen abgeschnitten. Guderians XXIV. Panzerkorps bedrohte Orjol.

Grossmans Bericht, der am 2. Oktober 1941 einsetzt, widerspricht teilweise der gängigen Version der Einnahme von Orjol. Ihr zufolge seien deutsche Panzer am späten Nachmittag des 3. Oktober völlig überraschend in der Stadt aufgetaucht und hätten dort sogar noch fahrende Strassenbahnen überholt. Nach Grossmans Bericht seien die Militärbehörden zwar erstaunlich sorglos gewesen, aber die Mehrheit der Zivilbevölkerung habe von der Gefahr gehört und versucht, vor Eintreffen der deutschen Panzer die Stadt zu verlassen.

Wieder in Orjol. Über der Stadt kreisen Flugzeuge. Lastwagen. Menschen mit Kindern auf dem Arm. Kinder, auf Bündeln von Kleidern und Hausrat sitzend. Nachts nicht enden wollendes Motorengeräusch: Die Stadt zieht fort. Wieder im Hotel. Ein gewöhnliches Provinzhotel, das nach dieser Reise gerade deshalb besonders einladend erscheint, weil es so normal und friedlich wirkt.

An der Wand hängt eine Landkarte von Europa, wie sie in der Schule verwendet wird. Als wir herantreten und sie betrachten, wird

uns bang ums Herz, wie weit wir bereits zurückgewichen sind. Im Korridor spricht mich der Fotoreporter Redkin an, den ich im Stab der Front kennengelernt habe. Er ist in solcher Verfassung, dass jeder aufhorchen muss. «Die Deutschen rasen direkt auf Orjol zu – hunderte Panzer! Ich bin dem Beschuss gerade so entkommen. Wir müssen sofort weg, sonst erwischen sie uns hier!» Und er berichtet, wie er in einem völlig ruhigen Stab im Hinterland beim Mittagessen sass, als sie plötzliche Unruhe aufstörte. Er schaut hoch, da rennt ein Mann vom NKWD, völlig mit Mehl bestäubt. Er war wenige Kilometer von diesem Ort so vor sich hingefahren, als plötzlich ein Panzer auftauchte und ihn beschoss. Die Granate traf den LKW, der Mehl geladen hatte. Er brachte sich zu Fuss in Sicherheit. Überall Panzer! Redkin sprang in sein Auto und fuhr nach Orjol. Hinter ihm auf derselben Strasse deutsche Panzer in voller Fahrt, die auf keinerlei Widerstand treffen. Das alles berichtet Redkin in furchtsamem Flüsterton.

Ich laufe in das Zimmer, wo ein Major mit Bärtchen, den ich aus dem Stab kenne, und ein Hauptmann aus der Operativabteilung logieren. Wissen sie etwas von einem Durchbruch der Deutschen? Mit einem Schafsblick voller selbstgerechter Dummheit antworten sie: «Alles Unsinn», und setzen ihr Trinkgelage fort. Die Stadt kommt die ganze Nacht nicht zur Ruhe. Überall Autos und Fuhrwerke ohne Ende. Am Morgen haben sich Schrecken und Agonie wie Typhus über die Stadt gelegt. Im Hotel Weinen und Hektik. Ich möchte mein Zimmer bezahlen, aber keiner will mein Geld haben. Ich zwingt die Frau an der Rezeption, sieben Rubel entgegenzunehmen. Warum, weiss ich selber nicht. Die Strassen voller Menschen mit Säcken und Koffern, mit Kindern auf dem Arm. Mit feigen Hasengesichtern drücken sich die «grossen Strategen» Major und Hauptmann an mir vorbei. Wir gehen zum Stab des Militärbezirks. Dort kommt man ohne Passierschein nicht hinein. Diese Schreiber und kleinen Beamten sind in ihrer Ruhe nicht zu erschüttern. Passierscheine gibt es erst ab zehn, warten Sie eine Stunde.

Die Chefs werden nicht vor elf da sein. Oh, wie ich diese unerschütterliche Ruhe kenne, die von purer Dummheit zeugt, aber unvermittelt in hysterische Furcht und Panik umschlagen kann. Das habe ich alles schon erlebt – in Gomel, Beschiza, Schtschors, Mena, Tschernigow und Gluchow.

Wir begegnen einem bekannten Obersten. «Kommt man auf der Brjansker Chaussee noch zum Stab der Front durch?» «Vielleicht», erwidert er, «aber wahrscheinlich sind deutsche Panzer schon bis zu diesem Abschnitt vorgestossen.»

Wir gehen zuerst einmal ins Dampfbad und fahren danach auf die Brjansker Chaussee. So schlimm wird es schon nicht werden. Mit uns fährt eine georgische Militärärztin, die den Transport des Frontstabs ins Hinterland erreichen will. Den ganzen Weg singt sie Romanzen mit seltsam unnatürlicher Stimme. Sie ist erst kürzlich an die Front gekommen und hat überhaupt keine Ahnung, in welcher Gefahr wir schweben.

Wir, die wir ihr zuhören müssen, schauen krampfhaft zur Seite, als hätten wir einen steifen Hals. Die Strasse ist leer, kein einziges Auto, kein Fussgänger, kein Bauern wagen – alles wie ausgestorben! Unheimlich sind solche leeren Strassen, die der letzte Mann unserer Truppen bereits passiert hat und wo jeden Augenblick der erste Feind auftauchen kann. Wüstes Niemandsland zwischen unseren und den deutschen Linien.

Wir kommen wohlbehalten durch und fahren in den Brjansker Forst ein wie in unser Vaterhaus. Zwei Stunden nach uns rollen deutsche Panzer über diese Strasse. Gegen sechs Uhr abends rücken die Deutschen über die Kromsker Chaussee [von Süden her] in Orjol ein. Vielleicht schwitzen sie jetzt im selben Badehaus, das man noch am Morgen für uns geheizt hat.

Nachts in unserer Isba fällt mir das Verhör des Österreichers in dem eleganten Ledermantel beim Licht der Petroleumlampe wieder ein. Diese Panzer hatte er gemeint!

An diesem Abend des 3. Oktober 1941 wusste Grossman noch nicht, dass eine von Guderians Panzerspitzen bereits weiter vorsties, um Ge-

neral Jeremenkos Brjansker Front vom Hinterland abzuschneiden. Im Wald waren sie also durchaus nicht mehr sicher. Binnen zwei Tagen war die Brjansker Front buchstäblich vernichtet. Jeremenko wartete den grössten Teil der Nacht des 5. Oktober auf einen Anruf Stalins. Der sollte ihm eine «mobilere Verteidigung» genehmigen, die nichts anderes bedeutete als Rückzug. In den frühen Morgenstunden des 6. Oktober erkannte sein Hauptquartier, dass es bereits selbst unmittelbar bedroht war. Die Deutschen hatten den letzten Fluchtweg nahezu geschlossen.

Der Kommissar des Stabes rief uns zu sich und sagte: «Um vier Uhr, und keine Minute später, fahren Sie auf dieser Strecke.» Er gab uns keinerlei Erklärung. Ohnehin war alles klar – besonders als wir uns die Strecke auf der Karte ansahen. Unser Stab steckte wie in einem Sack – rechts rückten die Deutschen auf Suchinitschi vor, links von Orjol in Richtung Bolchow. Wir aber sassen bei Brjansk im Wald. Wir gingen in unsere Unterkunft und packten: Matratzen, Tische, Stühle, Lampen und Säcke. Der umsichtige Petljura holte sogar den Vorrat an Moosbeeren vom Speicher herunter. All das packten wir auf die Ladefläche eines LKW, den uns General Jeremenko zur Verfügung gestellt hatte. Um vier Uhr morgens bei kaltem, klarem Himmel und dem Licht herbstlicher Sterne fuhren wir ab. Es wurde ein Wettlauf mit der Zeit: Entweder schlüpfen wir noch aus dem Sack, oder die Deutschen schnürten ihn vorher zu.

Die 50. Armee, bei der Grossman zuvor gewesen war, versuchte, sich kämpfend aus dem Brjansker Forst abzusetzen. Weder Brigadekommissar Schljapin noch General Petrow konnten die Umzingelung verlassen. Petrow starb an Wundbrand in einer Holzfällerhütte tief im Wald bei Belew. Wie Schljapin ums Leben kam, ist nicht bekannt. Zweifellos wollte Grossman auch deshalb in seinem Buch *«Dies Volk ist unsterblich»* seinen Namen nennen. Wie sich zeigte, waren Grossman und Genossen am 4. Oktober bei Weitem nicht die Einzigen, die sich zur Flucht entschlossen hatten.

Ich dachte inzwischen zu wissen, was Rückzug heisst. Aber so etwas

hatte ich noch nie gesehen. Das ging weit über meine Vorstellungskraft. Ein Exodus von biblischen Ausmassen! Fahrzeuge zu acht nebeneinander, das Motorengeheul Dutzender LKWs, die sich gleichzeitig durch den Morast quälen. Riesige Schaf- und Kuhherden werden über die Felder getrieben, quietschende Pferdewagen, tausende Fuhrwerke, die mit Planen, Sperrholz oder Blech verkleidet sind. Darin Flüchtlinge aus der Ukraine. Hinter ihnen Massen von Fussgängern mit Säcken, Bündeln und Koffern.

Kein Strom und kein Fluss, sondern die langsame Bewegung einer Flut, die hunderte Meter nach rechts und links reicht. Unter den Abdeckungen der Fuhrwerke blonde und braune Kinderköpfchen, die biblischen Bärte jüdischer Greise, die Kopftücher von Bäuerinnen, die Mützen ukrainischer Männer, schwarzhaarige junge Mädchen und Frauen. Und welche Stille in diesen Augen, welch wissendes Leid um dieses Verhängnis, um diese Weltkatastrophe!

Am Abend zeigt sich hinter den Schichten von blauen, schwarzen und grauen Wolken die Sonne. Breit und mächtig fallen ihre Strahlen vom Himmel auf die Erde wie auf den Bildern von Doré, diesen furchteinflössenden Bibelszenen über die Ankunft finsterner himmlischer Kräfte auf der Erde. In dem strahlend gelben Licht erscheint die Bewegung der Alten, der Frauen mit den Kindern auf dem Arm, der Schafherden und der Soldaten so gewaltig und so tragisch, dass es mir für Minuten völlig real erscheint, Zeuge einer Katastrophe biblischen Ausmasses zu sein.

Alle schauen zum Himmel, aber nicht in Erwartung der Ankunft des Messias, sondern deutscher Bombenflugzeuge. Dann Schreie: «Da sind sie! Sie kommen direkt auf uns zu!»

Weit über uns schweben Dutzende dieser Vögel in Dreiecksformation langsam und träge heran. Hunderte Menschen springen aus Fahrzeugen und Fuhrwerken und rennen in Richtung Wald. Wie eine Seuche greift Panik um sich. Mit jeder Sekunde wächst die Menge der Fliehenden. Dann der gellende Schrei einer Frau: «Ihr



Feiglinge, ihr Feiglinge, das sind doch Kraniche!» Völlige Konfusion.

Nachtlager in Komaritschi. Ein Teil des Stabes ist eingetroffen. Der Oberst weist uns an, wir sollen nicht schlafen gehen, sondern uns jede Stunde bei ihm melden. Er selbst weiss gar nichts, hat nirgendwohin Verbindung. Von welcher Verbindung kann auch die Rede sein? Den Gang zum Obersten übernimmt Trojanowski. Plötzlich ist er verschwunden. Wir sind in heller Aufregung. Der Bursche ist weg, nirgendwo zu finden. Lyssow und ich wechseln uns beim Obersten ab. Dazwischen schauen wir aus dem Fenster und ergehen uns in Vermutungen, was mit Trojanowski passiert sein könnte. Ich gehe auf den Hof zu unserer Emka. Plötzlich ein merkwürdiges Geräusch. Ich öffne den Wagenschlag – da ist der verschwundene Bursche in Gesellschaft der Nichte unserer Wirtsleute. Ihnen ist es peinlich, mir auch. Trojanowski wird herausgezerrt. In der Isba bekommt er ordentlich was zu hören: «Wissen Sie grüner Junge denn nicht, in welcher Lage wir uns hier befinden? Wie konnten Sie es wagen...» Er versteht alles und scheint seine Schuld einzusehen. Mit sich und der Welt zufrieden, gähnt er und streckt sich genüsslich. Am meisten erbittert uns offenbar, wie verschieden wir die Zeit genutzt haben. Die Nichte kommt ins Haus. Auch sie mit stillem, friedlichem Gesicht. Man könnte Bilder von ihr malen: «Unschuld», «Reinheit» oder «Morgen». Das macht uns rasend. Im Morgengrauen brechen wir auf.

Der Wettlauf geht weiter: Wer ist schneller – wir oder die Deutschen? Wir nehmen in unserem LKW Mediziner von einem Kreis-krankenhaus mit. Die zehn Ärzte, an Fussmärsche nicht gewöhnt, waren schon nach kurzer Zeit völlig erschöpft. Wir bringen sie bis Belew. Ein alter Arzt dankt uns rührend und etwas pathetisch mit den Worten: «Sie haben uns das Leben gerettet.» Alte Schule. Die Ärztinnen dagegen verabschieden sich nicht einmal, sondern greifen nach ihren Bündeln und laufen zum Bahnsteig.

In Belew fürchterlicher Schmutz und Gedränge, weil weder schmale

noch breite Strassen die von den Chausseen hereindringende Flut fassen können. Jede Menge wilder Gerüchte, törichte und absolut panische. Plötzlich eine Schiesserei. Irgendwer hat die Strassenbeleuchtung eingeschaltet. Soldaten und Kommandeure schiessen aus Gewehren und Pistolen auf die Laternen. Hätten sie doch so auf die Deutschen geschossen! Wer nicht weiss, was die Ballerei soll, nimmt die Beine in die Hand: Die Deutschen sind durchgebrochen! Was denn sonst?

Wir übernachten in einem kargen Raum. Nur in einer Elendshütte in der Stadt kann es so schreckliche, düstere Armut geben. Die Frau, ein wahres Elefantenweib mit krächzender Stimme, klappert mit den Töpfen, schimpft, fährt die Kinder an, flucht auf alles und jeden. Mir und uns kommt sie wie eine Furie, eine Ausgeburt der Hölle vor. Plötzlich aber sehen wir, wie gut, grosszügig und aufmerksam sie ist, mit welcher Fürsorge sie aus ihren Fetzen für uns ein Lager auf dem Fussboden bereitet, wie sie uns zu bewirten sucht!

Nachts höre ich jemanden leise schluchzen. «Wer weint da?» Die Hausfrau antwortet flüsternd: «Das bin ich, wegen meiner sieben Kinder muss ich weinen.» Armut in der Stadt ist schlimmer als auf dem Dorf – sie verdüstert alles, selbst Luft und Licht... In den Bauernhäusern sind die Wände mit Zeitungen aus der Friedenszeit beklebt. Wir schauen sie an und sagen: «Seht mal, das war die Friedenszeit.» Gestern sind wir in einer Hütte gewesen, in der bereits die Zeitungen des Krieges an den Wänden kleben. Wenn sie nicht abbrennt, wird eines Tages jemand kommen und sagen: «Seht her, so war die Kriegszeit!»

Bei Belew übernachten wir im Haus einer jungen Lehrerin. Sie ist sehr hübsch und sehr naiv, noch ein richtiges Schaf. ... Eine Freundin nächtigt bei ihr, ebenso jung, aber nicht so hübsch. Sie flüstern die ganze Nacht miteinander und scheinen zu streiten. Am Morgen wird klar: Unsere Gastgeberin wird ihr Haus verlassen und nach Osten ziehen. Ihre Freundin hat sich entschieden, in westlicher Richtung zu Verwandten bei Belew zu gehen, kurz gesagt, im besetzten Gebiet zu leben.

Unsere Hausherrin bittet uns, sie auf dem LKW mitzunehmen. Wir sind einverstanden. Ich nenne unser Anderthalb-Liter-Gefährt nur «Arche Noah», so viele Menschen haben wir bereits vor der Sintflut gerettet, die von Westen heranströmt. Die beiden Freundinnen haben verweinte Augen. Alle weinen jetzt nachts, sind am Tag aber ruhig, gleichmütig, geduldig. Wir laden auf. Unsere junge Gastgeberin kommt mit einem winzigen Bündel. Sie will keinen Spiegel, keine Vorhänge, keine Parfümfläschchen, nicht einmal Kleidung mitnehmen. «Ich brauche nichts», sagt sie. Wahrscheinlich habe ich bei dieser Achtzehnjährigen eine höhere Weisheit verkannt, die Weisheit des Lebens.

Wir versuchen ihre Freundin zu überreden. Die zieht eine starre Miene, presst die Lippen zusammen, schweigt und blickt weg. Die Freundinnen verabschieden sich kalt, geben sich nicht einmal die Hand.

«Anlassen, los geht's!» Ja, schwerwiegende Entschlüsse muss man heute schon mit achtzehn Jahren fassen! Im letzten Augenblick treten wir noch einmal in das adrette Zimmer des bereits im Wagen wartenden Mädchens zurück, das jetzt niemandem mehr gehört. Mit Hautcreme putzen wir unsere Stiefel, einen weissen Kragen benutzen wir als Putzlappen. Offenbar wollen wir uns damit selbst versichern, dass das normale Leben aus den Fugen geraten ist.<sup>1</sup>

## 7.

### *Der Rückzug bis Moskau*

Auch angesichts der an der Brjansker Front heraufziehenden Katastrophe zeigte Stalin bis zum 5. Oktober keinerlei Reaktion. An jenem Tag entdeckte ein Aufklärungsflugzeug der Luftstreitkräfte eine etwa zwanzig Kilometer lange deutsche Panzerkolonne, die in Richtung Juchno fuhr. Das Hauptquartier des Generalstabs in Moskau weigerte sich, diesen Bericht und auch eine nachfolgende Bestätigung zu akzeptieren. Berija wollte den Piloten sogar wegen Panikmache verhaften lassen. Aber Stalin wurde nun endlich bewusst, welche Gefahr der Hauptstadt drohte.

Das Einzige, was in dieser Situation den Vormarsch der Deutschen auf Moskau noch bremsen konnte, war die Wegelosigkeit, die Tatsache, dass die Wege und Strassen Russlands sich während des Herbstregens regelmässig in Morast verwandeln, bevor sie der erste Frost wieder befahrbar macht. Und tatsächlich folgte auf einen kurzen Kälteeinbruch mit Schneefall am 6. Oktober wieder Tauwetter. Grossman beschreibt, was sich dann abspielte:

Solchen Schlamm habe ich noch nie erlebt. Regen, Schnee und Graupel verwandeln alles in einen bodenlosen Sumpf, einen schwarzen Teig, der von tausenden Soldatenstiefeln, Rädern und Panzerketten geknetet wird. Und wieder sind alle froh: Der Deutsche versinkt in unserem höllischen Herbst – am Himmel und am Boden. Jedenfalls sind wir aus dem Sack geschlüpft. Morgen erreichen wir die Tulaer Chaussee.

Ein Dorf bei Tula. Häuser aus Ziegelsteinen. Nacht, Schnee und Regen. Alle sind völlig durchgefroren, besonders die auf unserer «Arche Noah» sitzen: Regimentskommissar Konstantinow, die Lehrerin

und Korrespondent Baru von *Stalins Falke* Lyssow, Trojanowski und ich fahren in der Emka. Dort ist es wärmer. Wir halten mitten auf einer dunklen Dorfstrasse. Petljura, ein wahrer Zauberer, was die Beschaffung von Milch und Äpfeln, das Errichten von Unterständen und das Quartiermachen betrifft, verschwindet in der Finsternis. Diesmal aber beweist er offenbar kein so gutes Händchen. Wir kommen in ein Holzhaus, wo es kalt und dunkel ist wie in einem Grab. Darin sitzt eine siebzehnjährige Frau und singt. Sie empfängt uns freundlich und bereitwillig, ohne das in diesem Alter übliche Stöhnen und Jammern. Dabei hat sie offenbar allen Grund, mit ihrem Schicksal zu hadern. Und das ist ihre Geschichte:

Ihre Tochter, Fabrikarbeiterin in Moskau, hat sie zum Sohn aufs Land gebracht und ist nach Moskau zurückgefahren. Der Sohn, der Kolchosvorsitzende am Ort, hat sie in dieser halb verfallenen Hütte untergebracht. Seine Frau wollte die Schwiegermutter um keinen Preis in ihrem Haus haben. Sie verbietet ihrem Mann sogar, seine Mutter zu unterstützen. So lebt sie von dem, was gute Menschen ihr zustecken. Von Zeit zu Zeit bringt der Sohn ihr ein wenig Hirse oder Kartoffeln, ohne dass seine Frau davon weiss. Ihr zweiter Sohn Wanja, der jüngere, ist Arbeiter in einer Fabrik von Tula. Er ist freiwillig an die Front gegangen und hat bei Smolensk gekämpft. Seit einem Monat hat sie keine Nachricht von ihm. Wanja ist ihr Liebling. Die ganze Geschichte berichtet sie mit milder, ruhiger Stimme, ohne Verbitterung, Schmerz oder Vorwurf. Mit der Grosszügigkeit einer Königin opfert sie unserer durchgefrorenen Schar alle ihre Vorräte – das bisschen Brennholz, das ihr für eine Woche reichen muss, die Handvoll Salz. Sie gibt uns einen halben Eimer Kartoffeln. Für sich behält sie ganze fünf Knollen zurück. Sie bringt ihr Kissen – einen Sack, der mit Stroh gestopft ist, ihre zerschlossene Decke. Sie holt eine Lampe, aber als die Chauffeure sie mit Benzin füllen wollen, lehnt sie ab und sagt: «Das werden Sie noch brauchen.» In einem winzigen Fläschchen bewahrt sie ihre eiserne Ration Petroleum auf. Die giesst sie in die Lampe. ...

Nachdem sie uns mit Wärme, Nahrung, Licht und einem weichen Lager versorgt hat, zieht sie sich hinter eine Trennwand in die kalte Hälfte der Hütte zurück. Dort sitzt sie nun und singt weiter ihre Lieder.

Ich gehe zu ihr. «Grossmutter, wollen Sie sich hier in Dunkelheit und Kälte auf den nackten Fussboden schlafen legen?» Sie winkt nur ab. «Wie halten Sie es jede Nacht in Finsternis und Frost hier aus?» «Ich sitze halt hier im Dunkeln, singe mir ein Lied oder erzähle mir eine Geschichte.»

Als der Kessel Kartoffeln gar ist, essen wir und legen uns dann erwärmt nieder. Die alte Frau singt für uns mit heiserer, tiefer Stimme, die einem alten Mann gehören könnte...

Dann sagt sie: «Ach, früher war ich gesund wie ein Pferd!» Und weiter: «Gestern Nacht ist der Teufel zu mir gekommen und hat seine Krallen in meine Hand geschlagen. Ich habe gebetet: ‚Möge Gott auferstehen und alle seine Feinde vernichten!‘ Aber der Satan reagierte gar nicht darauf. Da habe ich ihn mit Flüchen belegt, und sofort war er verschwunden. Die Nacht zuvor war mein Wanja bei mir. Er hat sich an den Tisch gesetzt und zum Fenster hinausgeschaut. Ich: ‚Wanja, Wanja!‘ Aber er antwortete mir nicht.»

Wenn wir in diesem schrecklichen, grausamen Krieg einmal siegen werden, dann deswegen, weil es in unserem Volk solche grossmütigen Herzen gibt, solche Gerechten mit einer grossen Seele, die alles geben, Mütter von Söhnen, die sich mit einfacher Selbstverständlichkeit für ihre Heimat opfern, Menschen wie diese alte Frau aus Tula, die uns trotz bitterer Armut alles überlassen hat, was sie an Nahrung, Licht und Wärme besass. Mögen sie auch nur eine Handvoll in unserem Land sein, sie werden siegen.

Diese Bettlerin mit der Grosszügigkeit einer Königin hat uns alle erschüttert. Am Morgen lassen wir, was wir haben, bei ihr zurück. Die Chauffeure, von so viel Güte überwältigt, plündern die ganze Umgebung, schleppen so viel Brennholz und Kartoffeln an, dass es

bis zum Frühjahr reichen wird. «Was für eine Alte», schüttelt Petljura den Kopf, als wir wieder losfahren.

Auf der Chaussee von Orjol nach Tula entdeckte Grossman einen Wegweiser nach Jassnaja Poljana, dem Landgut Leo Tolstois, zwanzig Kilometer südlich von Tula. Er überredete seine Begleiter, dort vorbeizuschauen. Als nächster «Besucher» nach ihnen kam General Guderian, der entschied, sein Hauptquartier für den Angriff auf Moskau im Haus des Schriftstellers einzurichten.

Jassnaja Poljana. Ich schlage vor, dort vorbeizufahren. Unsere Emka verlässt die verstopfte Chaussee, in ihrem Gefolge die «Arche Noah». Hinter dem vergehenden Gold des herbstlichen Parks und des Birkenwäldchens treten die grünen Dächer und weissen Mauern der Häuser hervor. Dann das Tor. Als Tschechow einst hierherkam, verliess ihn an diesem Tor bei dem Gedanken, er werde in wenigen Minuten vor Tolstoi stehen, der Mut. Er wandte sich um, ging zum Bahnhof und fuhr nach Moskau zurück. Der Weg zum Haus ist mit Mengen roter, orangefarbener, gelber und zitronengetönter Blätter bedeckt – wie schön. Je schöner der Anblick, desto trauriger wird einem ums Herz in dieser Zeit. ...

Im Haus herrscht die Hektik vor der Flucht. Überall Berge von Kisten und leere Wände. ... Schlagartig wird mit bewusst: Ich bin in Lysyje Gory, und da fährt der alte, kranke Fürst davon.<sup>2</sup> Alles fliesst ineinander: was vor über hundert Jahren geschah und was jetzt vorgeht, was das Buch mit solcher Kraft und Wahrheit beschrieb, dass es nicht nur wie das Schicksal des alten Fürsten Bolkonski erschien, sondern auch des alten Grafen Tolstoi. ... Das Buch ist zur höheren Realität des Krieges vor über hundert Jahren geworden, der einzigen, die bis in unsere Tage überdauert hat, zur einzigen Wahrheit von Leiden, die wir vergangen glaubten und die jetzt auf uns zurückgefallen sind...

Sofija Andrejewna empfängt uns.<sup>3</sup> Sie ist ruhig und bedrückt zugleich. ... Sie berichtet, der Sekretär des Gebietskomitees habe ihr

Eisenbahnwaggons versprochen, um die Sachen abzutransportieren. Ob das jetzt, da die Deutschen schon so nahe sind und so rasch vorstossen, wohl noch möglich ist? Wir sprechen über Moskau und gemeinsame Freunde, die nicht mehr unter uns weilen. Der Gedanke an ihr trauriges Schicksal lässt uns verstummen. Dann reden wir davon, wovon jetzt alle mit Schmerz, Befremden und Trauer reden – vom Rückzug...

Tolstois Grab. Über ihm heulen Jagdflieger, dröhnen Detonationen. Dann wieder der stille, majestätische Herbst. Wie schwer ist das alles. Selten habe ich solchen Schmerz verspürt.

Tula ist von der gleichen tödlichen Hektik, von diesem quälenden, schrecklichen Fieber erfasst, das wir bereits in Gomel, Tschernigow, Gluchow, Orjol und Bolchow erlebt haben. ... Widerfährt das wirklich auch Tula? Heillooses Durcheinander. In der Kantine des Militärhandels macht mich ein Kommandeur ausfindig. Er bittet mich ins Gebietskomitee, wo sich ein Vertreter des Generalstabs aufhält. Er will von mir wissen, wo sich der Stab der Brjansker Front jetzt befindet. Er muss Truppen in Marsch setzen und weiss nicht, wohin. Reste von Divisionen strömen zurück und melden, die 50. Armee sei dem Kessel nicht mehr entronnen. Wo sind Petrow und Schljapin? Wo die Sanitäterin Walja, die mit uns Domino gespielt und uns auf dem Grammophon die Platte mit dem Lied vom «Blauen Kopftuch» vorgespielt hat?<sup>4</sup>

Die Strassen sind voller Menschen. Sie laufen auf den Gehsteigen und auf der Fahrbahn. Trotzdem ist es eng. Alle schleppen Bündel, Körbe und Koffer. Wir haben ein Zimmer im Hotel bekommen. Dort treffen wir alle Frontberichterstatter wieder. Auch Krylow, mit dem wir gemeinsam von der Zentralfront getürmt sind. Die Korrespondenten haben sich bereits eingelebt, einige konnten sogar schon ein Blitzverhältnis anfangen.

Wir nehmen Abschied von unserer Lehrerin, mit deren Hautcreme und Kragen wir unsere Stiefel geputzt haben. Nachts dient unser LKW zum letzten Mal als «Arche Noah», als wir Angehörige von Mitarbeitern der Tulaer Redaktion mit ihren Sachen zum Bahnhof



bringen.<sup>5</sup> «Eigentlich müsste man Geld dafür nehmen», meint Petljura ärgerlich. Aber der Fahrer der «Arche», Serjoscha Wassiljew, ein lieber, mitfühlender und bescheidener Bursche, ist dagegen.

Nachts kommt eine Telefonverbindung zu unserer Redaktion zustande. Der Chef ruft uns nach Moskau. Wildes, heisses Glücksgefühl durchströmt uns. Ich kann die ganze Nacht nicht schlafen. Werde ich wirklich Moskau wiedersehen?

Die Fahrt von zweihundert Kilometern geradewegs nach Norden in die sowjetische Hauptstadt wird mit der klapprigen Emka wohl den ganzen Tag in Anspruch genommen haben.

Moskau. Überall Hindernisse – an den fernen und nahen Zugängen, in der Stadt selbst, besonders in den Vororten. Am Serpuchowskaja-Platz lassen wir uns alle gemeinsam rasieren. Der reine Luxus, die Kunden sind nett, wir brauchen nicht zu warten und werden nach dem Krieg ausgefragt. Zuerst geht es nicht nach Hause, sondern in die Redaktion [von *Krassnaja Swesda*]. Der Chefredakteur empfängt uns mit schweren Vorwürfen. Warum wir nicht im Stab der Brjansker Front geblieben seien.

«Man hat uns befohlen abzufahren. Wir haben die Front als letzte von allen Berichterstatlern verlassen.»

«Warum habt ihr nicht über die heroische Verteidigung von Orjol berichtet?»

«Weil Orjol nicht verteidigt wurde.»

«Das ist alles. Ihr könnt gehen. Morgen um sechs Uhr früh fahrt ihr, Grossman, Trojanowski und Lyssow, wieder an die Front.» Es heisst, er [Ortenberg] sei ein guter Chefredakteur. Das kann sein. Aber woher nimmt dieser Provinzler, der offenbar nicht einmal eine abgeschlossene Grundschulbildung hat, gegenüber seinen Untergebenen die Herrscherallüren und die Arroganz eines römischen Patriziers? Dass er Mitarbeiter der Zeitung nach solchen Monaten an der Front nicht einmal aus Höflichkeit fragt, wie sie sich fühlen und ob sie gesund sind?<sup>6</sup>

Ortenberg war dieses Verhalten später peinlich. Die Geschehnisse an jenem 7. Oktober 1941 hat er wie folgt beschrieben:

«Seit Anfang des Monats in den Frontberichten des Sowinformbüros jeden Morgen und Abend immer das Gleiche: überall verbissene Kämpfe mit dem Feind. Kein Wort über die Lage an der West- und der Brjansker Front. Dabei war Orjol bereits gefallen. Das erfuhr ich im Generalstab.<sup>7</sup> Das bestätigten auch unsere Berichterstatter von der Brjansker Front, Pawel Trojanowski und Wassili Grossman, die aus der Gegend um Orjol zurückkehrten. Ich habe ihre Emka gesehen. Sie war völlig von Splittern durchlöchert. Mitarbeiter der Redaktion umstanden sie und schüttelten verwundert die Köpfe. Dass die Jungs da lebend wieder herausgekommen waren!

Nachdem sie ihren Kollegen am Wagen Rede und Antwort gestanden hatten, kamen Grossman und Trojanowski in mein Büro und berichteten von dem Desaster an der Front. Ich hörte ihnen aufmerksam zu. Aber als mir klar wurde, dass sie nichts für die Zeitung mitgebracht hatten, konnte ich mir ein paar scharfe Worte nicht versagen. Eine Reportage über den Durchbruch an der Brjansker Front, über die Einnahme von Orjol durch den Feind hätte die Zeitung natürlich nicht bringen können, solange kein offizieller Bericht darüber vorlag. Aber wir waren der Meinung, dass es in jedem Gefecht... wahre Helden gab, über deren Taten man schreiben konnte und musste!

Ohne Umschweife erklärte ich Grossman und Trojanowski: ‚Eure zerschossene Emka nutzt uns nichts, wir brauchen Material für die Zeitung. Fahrt an die Front zurück. ...‘ Wahrscheinlich war das ungerecht. Dafür will ich mich auch nicht rechtfertigen, jetzt, da ich weiss, dass unsere Sonderberichterstatter damals wie durch ein Wunder der feindlichen Umzingelung entkommen sind. Als ich in die verwirrten, erregten Gesichter dieser tapferen, ja wagemutigen Männer sah, hätte ich ihnen etwas anderes sagen, milder mit ihnen sprechen müssen. Aber was war das für eine Zeit! Für Sentimentalitäten war einfach kein Platz...

Grossman und Trojanowski fuhren unverzüglich zum I. Gardeschützenkorps von General Dmitri Leljuschenko, dem es an jenem Tag gelungen war, den Feind bei Mzensk zu stoppen. Was ich über die zerschossene Emka gesagt hatte, machte in der Redaktion und sogar bei unseren Frontberichterstatern die Runde...»

Trotz Ortenbergs Befehl, am nächsten Morgen in aller Frühe an die Front zurückzukehren, konnte Grossman in dieser Nacht kurz seinen Vater aufsuchen.

Ich habe zu Hause übernachtet: Papa und Jenny Genrichowna waren da.<sup>8</sup> Papa und ich haben über meine grösste Sorge gesprochen. Darüber ist nichts zu schreiben, sie sitzt Tag und Nacht in meinem Herzen. Ist sie noch am Leben? Nein! Ich weiss es und spüre es.

Auf Stalins persönlichen Befehl waren Teile der zwei Schützendivisionen und zwei Panzerbrigaden von Leljuschenkos 61. Gardeschützenkorps in die Gegend von Orjol geflogen worden, um den Durchbruch der Deutschen aufzuhalten.<sup>9</sup> Mzensk, wo die 4. Panzerbrigade unter Oberst Katukow mit ihren T-34 den Gegenangriff startete, liegt fünfzig Kilometer nordöstlich von Orjol an der Strasse nach Tula und Moskau. Leljuschenko und Katukow sollten vier Jahre später beim Angriff auf Berlin als Befehlshaber von Gardepanzerarmeen zu Ruhm gelangen.

Am nächsten Morgen verlassen wir Moskau auf derselben Chaussee, über die wir am Abend zuvor in die Hauptstadt gekommen sind. In der Redaktion haben sich alle – natürlich nur im Flüsterton – darüber erregt, dass der Chef uns keinen Tag Ruhe gegönnt hat. Vor allem: [Die ganze Hektik ist] sinnlos. Ohne Halt passieren wir Serpuchow und Tula. Wir haben abscheuliches Wetter. Oktober, Schnee, Regen und scharfer Wind. Dicht aneinandergedrängt liegen wir auf der Ladefläche. Auch nachts rasen wir weiter. In Moskau hat man uns Staruchino als den Ort genannt, wo sich der Stab des Panzerkorps befinden soll. Wir fahren ohne Pause. Als der Kühler zu

überhitzen droht, halten wir den Wagen an, um Wasser nachzufüllen. Die Strasse ist absolut leer. Seit mehreren Dutzend Kilometern sind wir keinem Fahrzeug mehr begegnet.

Plötzlich tritt ein Rotarmist hinter einer Birke hervor und fragt mit heiserer Stimme: «Wo wollt ihr denn hin?»

Wir: «Nach Staruchino.»

«Seid ihr verrückt geworden?», fragt er. Nach seinen Worten sitzen dort bereits seit gestern die Deutschen. «Ich bin ein Gefechtsvorposten, hier ist die vorderste Linie. Dreht sofort um, bevor euch der Deutsche bemerkt. Dort vorn liegt er.» Wir wenden natürlich. Hätte unser Kühler nicht gekocht, so wäre unsere Mission als Berichterstatter hier zu Ende gewesen.

In furchteinflössender Finsternis und schrecklichem Schlamm suchen wir den Stab. Schliesslich haben wir ihn gefunden. In der engen Isba ist es heiss und stickig. Die Luft ist blau vor Rauch. Nach der vierzehnstündigen Fahrt gibt uns die Wärme den Rest. Wir möchten fast im Stehen einschlafen, aber die Zeit drängt. Wir befragen die Kommandeure und lesen Politberichte – alles wie im Nebel.

Ohne uns eine Pause zu gönnen, jagen wir im Morgengrauen mit unserem LKW zurück nach Moskau. Wir haben einen harten Termin. Gegen Abend erreichen wir die Redaktion. Wir setzen uns und schreiben unsere Reportage. Um dabei nicht einzuschlafen, wird ununterbrochen geraucht und Tee getrunken. Dann sind wir fertig und geben das Manuskript ab. Keine einzige Zeile davon lässt der Chefredakteur drucken.

Wie frustrierend die Tätigkeit als Frontberichterstatter auch gewesen sein mag – Grossman liess sich nicht davon abhalten, ständig Notizen zu machen, die er später für Artikel oder Romane verwenden wollte.

In einigen Dörfern, zum Beispiel in Krassnoje, haben die Deutschen in Häusern betonierte Feuernester angelegt. Sie brechen eine Wand heraus, rollen eine Kanone hinein und schliessen dann das Haus mit einer Betonmauer.

Bevor die Deutschen in ein Waldstück einfahren, feuern sie, was das Zeug hält. Dann jagen sie mit Höchstgeschwindigkeit hindurch.

Die Deutschen schiessen. Abends treten sie aus dem Wald heraus und setzen ihre Maschinenpistolen in Aktion. Hauptmann Baklan hat sich ihnen auf fünfzig Meter genähert, ohne dass sie ihn bemerkt haben. Er liegt und beobachtet. Ihr Verhalten kommt ihm wie das von Geistesgestörten vor. Plötzlich Rennen und wildes Geschrei. Dutzende Leuchtkugeln steigen auf, die Artillerie beginnt ziellos zu donnern, Maschinengewehre rattern, Maschinenpistolen ballern ins Leere. Baklan liegt still und schaut mit Verwunderung zu, was die Deutschen da treiben.

Grossman, der Korrespondententätigkeit etwas müde, scheint sich immer gewünscht zu haben, seine Gedanken und Gefühle über den Krieg in eine literarische Form zu giessen. Zu dieser Zeit, da die Sowjetunion einen Kampf auf Leben und Tod führte, stimmte er mit der Parteilinie weitgehend überein. Erst ein Jahr später bei Stalingrad sollte sich seine Sicht auf Stalins Regime allmählich verändern. Das nachfolgende Exposé kann durchaus Teil des Konzepts für den Roman *«Dies Volk ist unsterblich»* gewesen sein, den er im Jahr darauf schrieb und veröffentlichte.

Exposé für die Erzählung *«Aufzeichnungen des Nachrichtenoffiziers Jegorow»*. Hauptgedanke: Ein junger, lebensfroher sowjetischer Mensch geht voller Interesse und Neugier an die Front. In den Flammen des Krieges sieht er, wie die Menschen leiden, erlebt seine eigene, persönliche Tragödie und wird so zu einem gestählten, harten Krieger, den Hass auf den Feind durchdringt. Das Hauptthema der Erzählung sind Hass und Unversöhnlichkeit. Darin wollen wir die Armee und ihre Kämpfer ausführlich beschreiben, unsere Generale, Offiziere, Soldaten, Kolchosbauern und Arbeiter, die Städte und Dörfer, wo unsere grossartige Verteidigung geschmiedet wird. Der rote Faden der Erzählung: die eisernen Charaktere der sowjetischen Menschen, deren Schicksal nur der Sieg sein kann. Sie stählen

sich in den Flammen der brennenden Städte, in den von den Deutschen zerschossenen Dörfern.

Möglicherweise ist Jegorow das Vorbild für den Ignatjew des Romans gewesen – ein unbekümmerter Bursche, der zum Rächer wird.

«Es stimmt wirklich, Genosse Kommissar», sagte er, «in diesem Krieg bin ich ein neuer Mensch geworden. Erst jetzt sehe ich Russland, wie es ist. Man geht, und um jedes Flüsschen, jedes Wäldchen tut es einem so bitter leid, dass sich das Herz zusammenkrampft. ... Soll tatsächlich, so denke ich, auch dieses kleine Bäumchen den Deutschen zufallen?»<sup>10</sup>

Es ist schwer festzustellen, wo sich Grossman in dieser Zeit aufhielt. Die sowjetischen Verteidiger hatten Glück mit der Witterung. Fröste und dann wieder plötzliches Tauwetter verwandelten die unbefestigten Wege in bodenlosen Morast, der den Vormarsch der deutschen Armeen bremste. Am 14. Oktober erreichten deren 10. Panzerdivision und die SS-Division «Das Reich» das historische Schlachtfeld von Borodino, hundertzwanzig Kilometer westlich von Moskau. Inzwischen hatte die 1. Panzerdivision Kalinin an der Wolga nordwestlich der Hauptstadt eingenommen. Im Süden waren Guderians Panzer bis in die Gegend von Tula vorgestossen. Am 15. Oktober erhielten die ausländischen Botschaften die Weisung, sie sollten sich darauf vorbereiten, Moskau zu verlassen und nach Kuibyschew umzuziehen. Panik erfasste die Hauptstadt. Wie alle Kriegsberichtersteller suchte auch Grossman nach jedem Anzeichen von Demoralisierung der Deutschen, das seinen Lesern in ihrer Verzweiflung Hoffnung geben konnte.

Seine Notizbücher, von denen mindestens eines, wahrscheinlich zwei fehlen, enthalten wenig über seine Erlebnisse im November, als General Georgi Schukow den Vormarsch der Deutschen zum Stehen brachte, während er eine grosse Gegenoffensive mit aus Sibirien und dem Fernen Osten herangeführten frischen Truppen vorbereitete. Stalin hatte sich endlich überzeugen lassen – zum Teil durch Richard Sor-

ge, den sowjetischen Spion in Tokio, vor allem aber durch die Funkaufklärung-, dass Japan sich anschickte, nicht die Sowjetunion, sondern die US-Marinebasis Pearl Harbor im Pazifik anzugreifen.

Mitte November durfte Grossman nach Moskau zurückkehren. Zu seinem Kummer stellte er fest, dass er seinen Vater um einen Tag verpasst hatte. Seine Frau war zusammen mit den Familien vieler Mitglieder des Schriftstellerverbands nach Tschistopol evakuiert worden.

Mein Lieber, Guter,

ich bin todtraurig, dass ich dich nicht angetroffen habe. Am Tag nach deiner Abreise nach Kuibyschew bin ich angekommen. Mein Lieber, wir werden uns wiedersehen, denk immer daran. Darauf hoffe und daran glaube auch ich. ... Ljussja arbeitet dort [in Tschistopol] viel im Kolchos, sie ist dünn wie ein Kienspan geworden...

Ich fahre wahrscheinlich bald wieder an die Front, vielleicht in den Süden...<sup>11</sup>

Möglicherweise konnte Grossman seinen Vater in Kuibyschew aufsuchen, denn laut Ilja Ehrenburg hielt er sich dort einige Tage bei ihm auf. «Wir hatten damals gerade eine Wohnung zugewiesen bekommen und nahmen Grossman und Gabrilowitsch auf. Endlose nächtliche Gespräche begannen – tagsüber sassen wir und schrieben. Grossman blieb zwei Wochen in Kuibyschew; dann kam ein Befehl vom Chefredakteur der *Krassnaja Swesda*, und er flog an die Südfront. ... Er erzählte viel von Kopflosigkeit und von Widerstand – einzelne Truppenteile kämpften verbissen, das Korn aber war nicht geerntet worden. Er erzählte von Jassnaja Poljana und begann seinen Roman *,Dies Kolk ist unsterblich*. Als ich ihn später las, kamen mir viele Seiten wohlbekannt vor.... Er fand zu sich selbst in den Kriegsjahren [als Schriftsteller], in den vorausgegangenen Büchern hatte er noch nach seinem Thema und seiner Sprache gesucht. Er war ein echter Internationalist und warf mir häufig vor, dass ich in meinen Berichten über die Bestialitäten der Besatzer

von ‚Deutschen‘ spräche und nicht von ‚Hitler-Anhängern‘.»<sup>12</sup> Ehrenburg war überzeugt, dass es Grossmans umfassende Weitsicht war, die den fremdenfeindlichen Stalin gegen ihn aufbrachte.

Offenbar begab sich Grossman nicht direkt an die Südfront, sondern zur 21. Armee, die etwas nördlich davon an der Südwestfront im Einsatz war. Die Lage im Süden war ebenso stark in Bewegung wie die vor Moskau. Am 19. November brach die 1. Panzergruppe des Feldmarschalls von Kleist nach Rostow am Don, dem Tor zum Kaukasus, durch. Aber ein Gegenschlag von Marschall Timoschenkos Streitkräften, strenge Fröste, auf die die deutschen Truppen nicht eingestellt waren, und überdehnte Nachschublinien zwangen seine Panzerdivisionen bald wieder zum Rückzug. Hitler war ausser sich, denn das passierte den Deutschen zum ersten Mal in diesem Krieg. Die sowjetische Presse berichtete darüber erstaunlich wenig. Vielleicht wollte Stalin nicht zugeben, dass die Deutschen bis nach Rostow vorgedrungen waren.

An der Südwestfront wurde Grossman dem Hauptquartier der 1. Gardeschützendivision unter General Russianow zugeteilt.<sup>13</sup> Grossmans Notizbücher von dieser Reise sind verschwunden. Auf jeden Fall verpasste er eine der dramatischsten Episoden in der Geschichte der Hauptstadt. Die Kalininer Front im Norden Moskaus ging am 5. Dezember in metertiefem Schnee zum Gegenangriff über. Der Boden war hart gefroren. Die Deutschen mussten Feuer unter ihren Panzern anzünden, um die Motoren starten zu können. Kurz darauf griff auch die Westfront an. Ein rascher Rückzug rettete die Wehrmacht vor einer Katastrophe, und die sowjetische Hauptstadt war gerettet.

Zwar damals noch kaum erkennbar, bedeutete dies den Wendepunkt des Krieges. Die Wehrmacht konnte keine weiteren Siege mehr erringen. Die USA, die der Roten Armee die Lastwagen und Jeeps liefern sollten, die sie für ihren raschen Vormarsch in den Jahren 1943 und 1944 brauchte, waren gerade erst in den Krieg eingetreten. In der Euphorie des Gegenangriffs bei Moskau spürte Grossman, wie die Stimmung bei den sowjetischen Truppen umschlug.



Am 17. Dezember kehrte er in die Hauptstadt zurück. Drei Tage später bemerkte Ortenberg zu seiner Arbeitsmethode: «Wassili Grossman war zurück. ... Zwar hatte er noch keinen Artikel für die nächste Ausgabe fertig, aber wir drängten ihn nicht. Wir wussten inzwischen, wie er arbeitete. Zwar hatte er gelernt, auch unter den widrigsten Umständen zu schreiben – im Bunker bei einer Petroleumfunzel, auf einem Feld, im Bett oder in einer Isba voller Menschen –, aber er schrieb stets langsam und legte all seine Kraft in diesen Prozess.»<sup>14</sup> An jenem Tag, dem 20. Dezember, nutzte Grossman auch die Gelegenheit, sich seiner persönlichen Korrespondenz zu widmen. An M. Schkapskaja, eine Freundin, schrieb er:

... Sehen Sie das Schicksal Ihres Sohnes nicht zu düster, möglicherweise lebt er und ist gesund. Unsere Post funktioniert schlecht. So viele Menschen können ihre Verwandten nicht erreichen. Mir geht es gut, ich habe eine interessante Arbeit. Meine Stimmung ist gut, die Dinge an der Front laufen gut, sogar sehr gut. ...

Übrigens hätte ich beinahe den Kontakt zu meinen Verwandten für immer verloren: Ich geriet in einen Sturmangriff von fünf Junkers und konnte gerade noch aus einem Haus flüchten, das sie mit Bomben und Maschinengewehrfeuer völlig zerstörten. Das schreiben Sie aber bitte nicht nach Tschistopol.<sup>15</sup>

In Tschistopol hielt sich zu dieser Zeit seine Frau Olga Guber auf. Er schrieb auch an sie, erwähnte dabei natürlich nicht, dass er einem Luftangriff nur knapp entkommen war.

Ich bin von netten Leuten umgeben. Übrigens ist auch Twardowski hier.<sup>16</sup> Ein feiner Kerl. Sag seiner Frau, dass er hervorragend aussieht und mit ihm alles in Ordnung ist. ... Vor drei Tagen bin ich von der Front zurückgekommen, sitze jetzt hier und schreibe. Ich habe viel gesehen. Es ist alles anders als im Sommer. Auf den Strassen und in der Steppe überall zerschossene deutsche Panzer, zurückgelassene Kanonen, Leichen von Deutschen zu Hunderten, Stahlhelme, Waffen. Wir greifen an!<sup>17</sup>



Ein Soldat mit einer alten Frau in einem befreiten Dorf, das etwa zwei Monate lang von den Deutschen besetzt war.

Wie viele Russen überzeugte auch Grossman die jähe Wende im Dezember, dass die Deutschen, die in ihren dünnen Uniformen bei diesem harten Winterwetter so schrecklich litten, unter dem Druck der sowjetischen Generaloffensive, die Stalin nach den Gegenangriffen nördlich und südlich von Moskau startete, zusammenbrechen mussten. Sein letzter Artikel für *Krassnaja Swesda* im Jahr 1941 trug den Titel «Verflucht und verlacht».

Wenn sie durch die Hauptstädte Europas paradierten, wollten sie furchteinflößend wirken, diese faschistischen Frontsoldaten. Nun schleppten sie sich morgens in ein russisches Dorf. Ihre Köpfe hatten sie mit Tüchern umhüllt. Einige trugen Frauenkapuzen oder lange Strickstrümpfe unter den schwarzen Stahlhelmen. Andere zogen mit Decken, Kissen, Proviantensäcken oder zerbeulten Eimern beladene Kinderschlitten hinter sich her...<sup>18</sup>

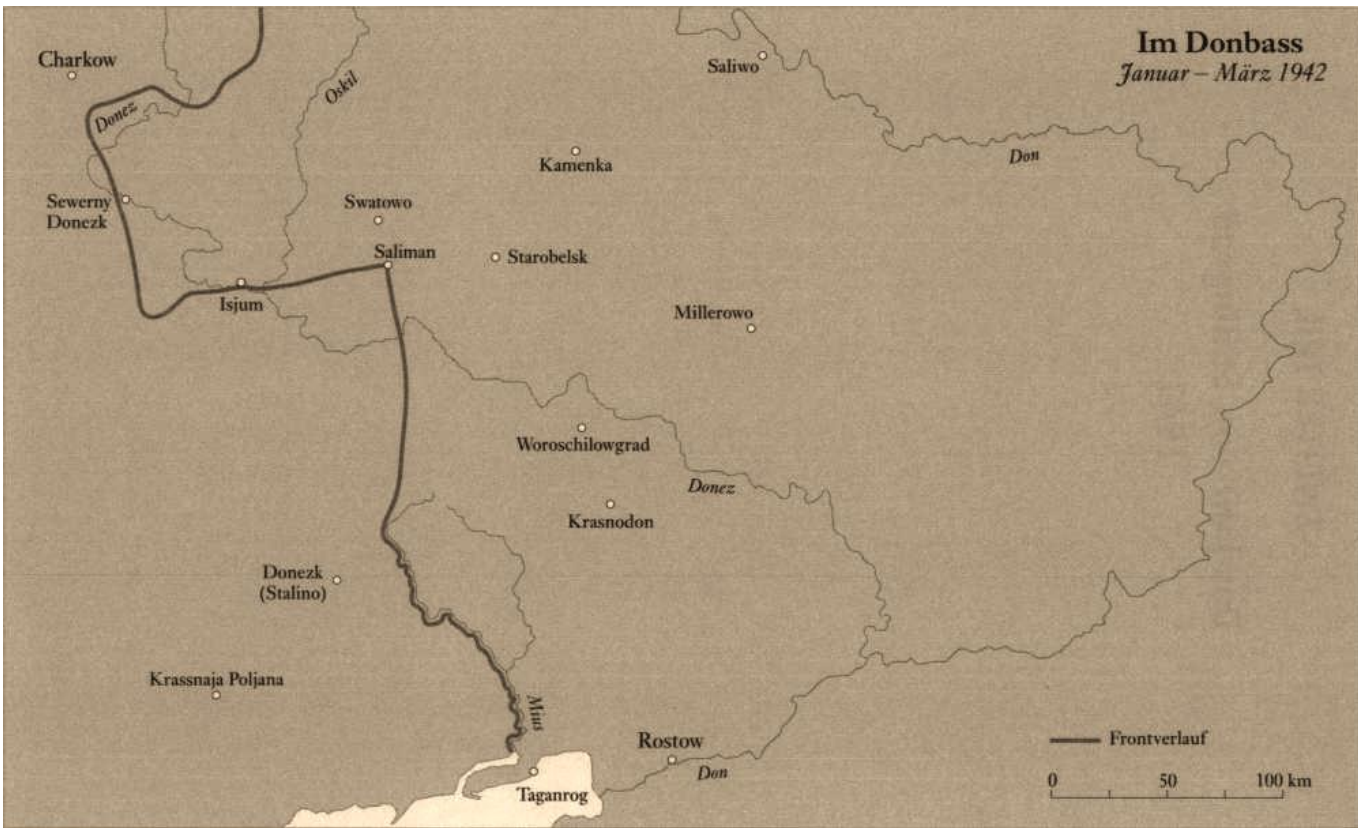
Sechs Stunden zuvor sind in der Isba noch die Deutschen gewesen. Auf dem Tisch ihre zurückgelassenen Papiere, Taschen und Helme.

Noch rauchen die von ihnen in Brand gesteckten Häuser, liegen ihre von sowjetischem Stahl zerrissenen Leichen im Schnee. Und die Frauen, die spüren, dass der Albtraum dieser Tage zu Ende ist, rufen uns unter Schluchzen zu: «Ihr Lieben, endlich kommt ihr zurück!» Dann erzählen sie, wie es war. ... Die Deutschen sind gekommen. Sie hämmern gegen die Tür und drängen ins Haus. Stehen am Ofen wie rüchtige Hunde, klappern mit den Zähnen und zittern. Am liebsten möchten sie die Hände in den Ofen stecken, aber die sind rot wie rohes Fleisch. «Heizen! Heizen!», rufen sie mit klappernden Zähnen. ... Na gut. Kaum sind sie warm geworden, beginnen sie sich zu kratzen. Furchtbar anzuschauen und zum Lachen. Wie Hunde sich mit ihren Pfoten kratzen. Die Wärme hat auch die Läuse aufgeweckt.»<sup>19</sup>

## ZWEITER TEIL

### Das Jahr von Stalingrad 1942

# Im Donbass Januar – März 1942



## 8.

### *Im Süden*

Im Januar 1942 erhielt Grossman den Auftrag, über die Operationen südöstlich von Charkow zu berichten. Das scheint auf sein Betreiben geschehen zu sein. «Wassili Grossman hat darum gebeten, an die Südwestfront geschickt zu werden», schrieb Ortenberg bald darauf. «Dort ist er zu Hause.»<sup>1</sup> Zwar war Grossman nicht in dieser Gegend geboren oder aufgewachsen, aber er kannte sie gut aus seiner Zeit als Bergbauingenieur im Donbass. Es waren Grossmans Artikel aus dieser Zeit, die Ortenberg endlich die Augen öffneten, welches Talent er da vor sich hatte. «Die gnadenlose Wahrheit des Krieges! Ihr hielt Wassili Grossman die Treue, dessen schriftstellerisches Können sich vor unseren Augen entfaltete.»

Grossmans Ersuchen mag Ortenberg überrascht haben. Andere Berichterstatter wollten unbedingt in der Nähe von Moskau bleiben, weil jeder erwartete, dass hier die entscheidenden Schlachten bevorstanden. Aber es war, als zöge die Region Grossman magisch an, ebenso der Feind, die 6. Armee der Deutschen. Sie löste eine Situation aus, die für sein ganzes weiteres Leben prägend sein sollte: Stalingrad.

Als Feldmarschall von Rundstedt vom Oberkommando des Heeres (OKH) um die Genehmigung ersuchte, seine Truppenverbände bis zum Fluss Mius zurückzubeordern, versetzte Hitler schon der Gedanke an Rückzug in Wut. Rundstedt bestand aber auf seiner Forderung und bot seine Abdankung an. Hitler entliess ihn und ernannte an seiner Stelle Feldmarschall von Reichenau, den Befehlshaber der 6. Armee, einen überzeugten Nazi. Aber auch Reichenau befürwortete den Rückzug

zum Mius. Als Hitler selbst an die Front flog, musste er zu seinem Erstaunen feststellen, dass sogar der Kommandeur der SS-Division «Leibstandarte Adolf Hitler», Sepp Dietrich, dieser Meinung war.

Reichenaus 6. Armee hatte die ukrainische Hauptstadt Kiew eingenommen. Ende September 1941 hatten seine Truppen dabei mitgewirkt, 33 771 Juden zur Schlucht von Babi Jar ausserhalb der Stadt zu transportieren, wo das SS-Sonderkommando 4a sie allesamt erschoss. Die 6. Armee eroberte auch Charkow, wo sie auf die sowjetische 38. Armee stiess, bei der sich Grossman im Januar 1942 befand.

Bei Divisionskommandeur Lasko<sup>2</sup> und dessen Frau Sofija Jefimowna. Es ist Nacht. Wärme, eine geheizte Isba. Ich und Bukowski treten nach langer Fahrt durch die kalte Nacht ein. ... Das Paar ist ausserordentlich gastfreundlich. Überwältigende Hausmannskost – Knödel, Piroggen und Salzgemüse. Zuerst waschen wir uns, spülen den Frost ab. Lasko hält uns ein weisses Leinenhandtuch hin, das mit ukrainischen Motiven bestickt ist. Der Stabschef der Division heisst Poljak. Vor dem Krieg hatte er einen hohen Posten im Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten. Ein grober, finsterner Mann.

Grossman wollte einen Angriff beobachten, der gegen das vom Feind besetzte Dorf Saliman, zwanzig Kilometer südlich von Swatowo, vorbereitet wurde. Ein Erkundungstrupp hatte herausgefunden, dass die Deutschen in diesem Frontabschnitt Gänse als Wächter angepflockt hatten, die bei jedem Geräusch Lärm machten.

Saliman. Nacht. Schneesturm. Fahrzeuge und Kanonen. Man fährt schweigend. An einer Weggabelung ruft eine heisere Stimme: «He, wo geht's hier nach Berlin?» Schallendes Gelächter.

Von der Anhöhe ist der Gegenangriff der Deutschen zu sehen. Sie laufen einige Schritte und werfen sich hin. Eine kleine Gestalt winkt mit den Armen: der Offizier. Noch ein paar Schritte vorwärts und wieder zurück. ... Die Gestalt fuchelt mit den Armen. Noch einige wenige Schritte. So geht es hin und her.

Der Gegenangriff bleibt stecken.

Hier werden Träume zur Realität. Kaum sammeln sich einige Deutsche – wumm, eine Granate drauf! Das ist Richtkanonier Morosow. Erneut eine Ansammlung, die man auseinanderschossen möchte. Es kracht, dass sogar wir in die Höhe springen. Wieder Morosow.

In der Roten Armee galt ein Soldat viel, der geschickt mit seiner Waffe umzugehen verstand – ob nun als Scharfschütze, als Könnler am Granatwerfer oder als Richtkanonier wie Morosow. Man zeichnete sie aus wie Stachanow-Arbeiter, und ihre Taten wurden beim Wiedererzählen immer mehr ausgeschmückt.

Die Schlacht um Saliman tobt nun schon den zweiten Tag. Sehr strenger Frost. Dunst und Nebel. Kein Lüftchen. Ohrenbetäubend donnert die Artillerie. Das Regiment von Oberstleutnant Jeltschaninow kämpft bereits in Saliman. Man hat die Kanonen bis an den Rand des Dorfes herangerollt. Die Bauernhäuser bieten Deckung. Sobald ein deutsches Maschinengewehr oder ein Minenwerfer ausgemacht wird, rollt ein Geschütz hinter einem Haus hervor, nimmt das Ziel direkt unter Feuer und wird dann wieder hinter das Haus in Deckung gezogen.

Die Artillerie im Dorf einzusetzen ist schwer. Alles liegt bunt durcheinander. Ein Haus haben wir, ein anderes der Feind.

Gespräch mit einer Bauersfrau: «Vierzig Deutsche rücken an. Ich hab gleich die Augen zugemacht. Lieber Gott, sie kommen direkt auf das Dorf zu. Als ich die Augen wieder aufmache, liegen einige da, die anderen rennen zurück.» (Das war die Tat des Richtkanoniers Morosow.)

So haben wir Saliman eingenommen. Die Deutschen wollten ihre Truppen auswechseln. Sie rückten aus Saliman ab, aber die Ablösung konnte nicht mehr herein, da hatten wir schon alles besetzt. Nur drei Verwundete auf unserer Seite. Dabei hätten wir tausende Mann verlieren können, denn die Deutschen waren dort mit Stacheldraht, Feuernestern, Beton und Schützengräben verbarrikadiert. In den Unterständen hatten sie sogar mit Kacheln ausgekleidete Kamine wie



in einem Wohnhaus. Unsere Kundschafter haben ganze Arbeit geleistet. Wie sie es berichteten, so haben wir es vorgefunden. Als ob sie es selbst gebaut hätten.

Grossman vermerkte besonders die mit Kacheln ausgekleideten Kamine in den Bunkern wie in einem Wohnhaus, weil die Soldaten der Roten Armee sich häufig darüber wunderten, wie komfortabel die deutschen Truppen ihre Verteidigungsstellungen auszustatten verstanden. Das wirkte so zivilisiert für eine Armee, die nur Militarismus und rücksichtslose Kriegführung im Sinn zu haben schien. Grossman schloss sich dem Kommandeur und dem Stab des Regiments an, das den Angriff unternommen hatte.

In der Kommandostelle des Regiments. Eine leere Isba. Die Deutschen haben alles mitgehen lassen: Stühle, Betten und Schemel. Der Divisionskommandeur, Oberst Pesotschin, ist ein grosser, beliebter Mann. Pesotschin wirkt wie ein Intellektueller, aber es heisst von ihm, dass er seinen Untergebenen Faustschläge versetzt. Auch den Redakteur seiner Divisionszeitung hat er schon geschlagen.

Der Kommissar der Division, Serafim Snizer, ist ebenfalls von kräftiger Statur. Beide sind grosse Witzbolde. Dauernd machen sie sich übereinander lustig, schützen sich aber auch gegenseitig vor Erkältung. Achten darauf, dass sie warm angezogen sind, knöpfen sich gegenseitig die Mantelkragen zu. Und reissen dabei immerzu Witze. Die schwere Artillerie schieisst auf die Deutschen. «Warum vernichten Sie sie nicht?», fragt Pesotschin.

«Sie sind schwer zu fassen», kommt die Antwort.

«Weiber zu fassen ist natürlich leichter», schallt es zurück.

Grossman notierte eine ganze Reihe solcher Wortwechsel als Beispiele für den grobschlächtigen Soldatenhumor:

«Sie nehmen zu, Major Kostjukow.»

«Darin stehe ich im Wettbewerb mit meinem Vorgesetzten.»

Der Divisionskommissar: «Ich bin überzeugt, dass Sie ihn gewinnen.»

«Keineswegs, ich bin schon seit 1936 so.» «In Ihrem Regiment sind wohl alle dick.» «Ja, aber es wäre zu viel Ehre für die Deutschen, dass wir uns ihretwegen zum Abnehmen zwingen.»

Die Regimentsführung sitzt im Stab beim Mittagessen.

«Koch, wie lange haben Sie gebraucht, um so winzige Pelmeni zustande zu bringen?»

«Als ich gerade dabei war, griff ein deutscher Flieger an. Er lässt mich meine Arbeit nicht machen, der Mistkerl.» Während des Essens stürzt ein Hauptmann herein.

«Ich melde: Bis zu dreihundert Deutsche mit Maschinenpistolen gesichtet!»

Snizer, der gerade Wodka einschenkt: «Haha! Teilen Sie die durch zehn, dann stimmt's!»

Pesotschin prügelt die Offiziere, Divisionskommissar Snizer die Politkommissare. Jeder in seinem Bereich. Beide sind riesig und haben schwere Fäuste. Gegen beide liegen bei der Parteikontrollkommission der Armee Beschwerden vor. Sie versprechen Besserung, aber wie ein echter Säufer nicht vom Wodka loskommt, so werden auch sie immer wieder rückfällig. Gestern hat Snizer einen Panzersoldaten geschlagen, mit dem er sich über die Beute nicht einigen konnte.

Obwohl Grossman solche Rückständigkeit deprimierte, sah er die aufkommende neue Stimmung mit Optimismus.

Dieser Geist der Armee ist eine grosse, kaum fassbare Kraft.

Aber er ist Realität.

Grossman setzte diese Veränderung zu den neuen harten Massnahmen ins Verhältnis, die die Wehrmacht einführte. (Sie waren allerdings auch nicht brutaler als die Strafen, die von den Sonderabteilungen des NKWD bei den sowjetischen Truppen verhängt wurden).

Hitlers Weisung an seine Truppen: Keinen Schritt zurück von erobertem Gebiet! Der Befehl wurde verlesen, und die Kenntnisnahme musste per Unterschrift bestätigt werden. Gefangene sagen: «Man hat uns das Todesurteil verlesen, und wir haben es unterschrieben.»

Offenbar gewährte Oberstleutnant Jeltschaninow Grossman Einblick in die Regimentsakten der vergangenen Monate. Neben Beispielen für sowjetischen Heroismus notierte er auch «ausserordentliche Vorkommnisse», womit offiziell Feigheit, Desertion, Verrat, antisowjetische Betätigung und alle anderen Vergehen erfasst wurden, auf die die Todesstrafe stand. Grossman war eindeutig fasziniert vom militärischen Sprachgebrauch und dem seltsamen Nebeneinander gegensätzlicher Feststellungen in den Akten. Viel brisanter waren aber seine eigenen Notizen, denn er hielt etliche Fälle von Fahnenflucht und Befehlsverweigerung fest. Wäre eines seiner Notizbücher den «Sonderabteilungen», dem Abwehrorgan des NKWD, das im Frühjahr 1943 zu SMERSCH umformiert wurde, in die Hände gefallen, so hätte das schlimm für ihn ausgehen können.

8. Oktober 1941. Der Rotarmist Krawzow, 3. Granatwerferkompanie, versuchte auf dem Marsch immer wieder ohne Erlaubnis des Kommandeurs Pausen einzulegen, womit er die Kompanie terrorisierte.

13. Oktober 1941. Rotarmist Matrossow zeichnete sich bei einem Erkundungsritt aus, bei dem er den Tod fand. Eine Gruppe unserer Kompanie hat sich unter der Losung «Nieder mit der Sowjetmacht» in Gefangenschaft begeben.

19. Oktober 1941. In der 8. Kompanie wurde Rotarmist Panuk wegen Beihilfe zum Überlaufen auf die Seite des Feindes erschossen.<sup>3</sup>

24. Oktober 1941. Gruppenführer Martschenko ist nicht vom Sieg der Roten Armee überzeugt. Er sagt: «Hitler wird uns bis nach Sibirien jagen.»

15. November 1941. Ein Maschinengewehrschütze erklärte: «Die

Rede des Genossen Stalin hat mir Kraft gegeben.» Der Rotarmist Oska erklärte: «Ich schwöre Ihnen, Genosse Stalin, dass ich gegen den Feind kämpfen werde, solange mein Herz schlägt.»

Auf Versammlungen, die Kommissare oder Politoffiziere durchführten, erfuhren die Soldaten von solchen Heldentaten und wurden angehalten, sich dazu zu äussern.

Politoffizier Gljanko stürmte mit «Hurra» in das Dorf Kuptschinowka.

Kavallerist Klotschko wurde von den Deutschen gefangen genommen. Sie führten ihn zu einem Haus, in dem sich unsere Kämpfer befanden. An der Schwelle rief Klotschko: «Vorsicht, Genosse Sergeant! Deutsche!»

Ich stelle den Antrag auf Erschiessung zweier Deutscher, die den Genossen Gorelow, Kämpfer in meiner 9. Schützenkompanie, persönlich getötet haben.

Rotarmist Piljugin sagte: «General Frost hilft uns sehr. Er räumt auch unter den Deutschen tüchtig auf.»

Rotarmist Rjaboschtan versicherte: «Ich hebe jetzt einen Schützengraben aus, und kein feindliches Feuer wird mich von hier vertreiben.»

Rotarmist Kosyrew aus der 9. Kompanie sagte: «Es ist so schwer, Heimaterde aufzugeben. Wenn nur endlich der Angriff losginge.»

Rotarmist Schurba erklärte: «Lieber tot als in faschistischer Gefangenschaft.»

Manche Soldaten bewiesen allerdings gefährliche Naivität, wenn sie sich beschwerten. Damit riskierten sie, als Defätisten und Agitatoren des Feindes den Sonderabteilungen übergeben zu werden.

Rotarmist Manjuk schimpfte: «Tagaus, tagein Dienst: Da fehlt ja jede Erholung.»

Rotarmist Burak weigerte sich, das leichte Maschinengewehr zu übernehmen: Er habe kranke Augen. Kompanieführer Kowalenko beschimpfte ihn unflätig.

Grossman notierte viele Beispiele von Soldaten und sogar Offizieren, die sich zur Religion bekannten. Dabei ist nicht klar, ob sie wussten, dass Stalin die russisch-orthodoxe Kirche in der Stunde der Gefahr für das Vaterland anerkannt hatte.

Rotarmist Goljaperow erklärte: «Ich leiste meinen Eid nur auf das Kreuz.»

Die Sonderabteilung hat den ehemaligen Deserteur Manschulja verhaftet, der sich aus eigenem Antrieb wieder eingefunden hat.

Obwohl Manschulja sich freiwillig wieder zurückmeldete und auch nur ein Versprengter und kein Deserteur gewesen sein kann, erwartete ihn sicher das Erschiessungskommando oder Dienst in einem Strafbataillon. Letzterer war ebenfalls wie der sichere Tod, denn diese Einheiten erhielten stets die gefährlichsten Aufträge. So kam es vor, dass sie vor den angreifenden Truppen Minenfelder zu überqueren hatten.<sup>4</sup>

Der politisch-moralische Zustand ist gut. Der Deserteur Toropow wurde vor angetretener Kompanie erschossen.

Ärztin Dolenko. Ihr Ehemann ist zu den Partisanen gegangen, sie selbst hat sich mit den Deutschen davongemacht.

Solche starken Kontraste zwischen Heldentum und Verrat werfen viele Fragen auf. Doktor Dolenko, nach dem Namen zu urteilen Ukrainerin, wollte vielleicht nur ihre Familie hinter den deutschen Linien wiedersehen. Aber in sowjetischen Augen war das Verrat.

Wie in allen Armeen war Post von zu Hause ein wichtiger Faktor zur Stärkung der Moral.

Die Kämpfer sind durchweg der Meinung, dass die Feldpost schlecht funktioniert.

Mehr als in anderen Armeen stellte in der Roten Armee der Alkohol die grösste Gefahr für die Disziplin dar, da er die Zungen in gefährlicher Weise lockerte.

Rotarmist Kasakow drohte seinem Zugführer: «Für dich habe ich schon seit Langem eine Kugel im Lauf.»

Rotarmist Jewstejew weigerte sich, auf Posten zu ziehen, weil er durchnässt sei. Am 20. Oktober entfernte er sich eigenmächtig und liess seinen Maschinengewehrtrupp im Stich. Er ging zur 7. Kompanie und erklärte dort den Kämpfern: «Die Kommandeure schikanieren uns, saugen uns das letzte Blut aus und werden dabei selber dick und fett.» Als der Politoffizier ihn zur Rede stellte, widersprach er ihm und erklärte: «Bald kommt die Zeit, da wir euch auf unsere Bajonette spiessen.» Der Politoffizier erschoss ihn mit seiner Pistole.

Während des Krieges scheinen viele Angehörige der Roten Armee vor allem darauf bedacht gewesen zu sein, sich Alkohol oder Ähnliches zum Trinken zu beschaffen.

Der stellvertretende Zugführer Anochin und Korporal Manochin haben aus Flaschen mit einem Gegenmittel gegen Senfgas getrunken. Anochin war sofort tot, der Korporal starb auf dem Transport [ins Lazarett].

Grossman notierte auch Beispiele für die gestelzte Sprache der offiziellen militärischen Berichte.

Der Leiter der Apotheke, Podus, begeht Unterschlagung von medizinischem Alkohol. Den Rest verdünnt er mit Wasser.

Alkohol spielte eine grosse Rolle in Liebesdingen, sicher auch deswegen, weil er den starken Druck der Stalin-Zeit lockerte, da jeder Hinweis auf Erotik als «partei feindlich» verurteilt wurde.

Leutnant Boginawa entfernte sich nachts von seinem Zug und suchte ein Mädchen namens Marussja auf, das nichts von ihm wissen wollte. Er drohte ihr, wenn sie ihn nicht heirate, werde er sie erschiessen.

Mancherorts pflegte man ein echtes Verhältnis zur Kultur. Allerdings wurde diese von den Politoffizieren in der Regel dafür benutzt, Hass auf den Feind und Liebe zur Sowjetunion zu erzeugen.

In der 1. Maschinengewehrkompanie gibt es ein Streichorchester.  
... Die künstlerische Selbstbetätigung der Rotarmisten wird im Rahmen des Bataillons organisiert. Sie haben das Stück «Im Vorwerk Fjodorowka» inszeniert.

... Für die Kommandeure wurde eine Vorlesung in Philosophie gehalten.

Das Ensemble der Roten Armee. ... «Das Programm des Ensembles ist ein wohl gezielter Schuss gegen den Faschismus» (Reaktion von Zuhörern). Es besteht seit zwei Monaten. Sie singen mit den Leuten Lieder. «Oh, wie brüllte der Bauer am Wegesrand». Kalisty, Mitarbeiter eines Tribunals, singt «O Dnjepr, Dnjepr, du fließest in der Ferne, und dein Wasser ist wie eine Träne». Wenn er dieses Lied anstimmt, weinen nicht nur die Zuhörer, sondern auch die Ensemblemitglieder. Sie sind selbst Kämpfer – Infanteristen, Artilleristen und Panzersoldaten. Sie sind schlecht gekleidet, einer hat Erfrierungen. Sie geraten unter Beschuss, denn ihre Auftritte finden gewöhnlich vor einem Angriff statt. Im Dorf Dubrowa liessen die Ensemblemitglieder ihre Fahrzeuge stehen und erreichten in Einzelsprüngen



Improvisiertes Konzert vor Soldaten.

den Auftrittsort im Wald. Die alte Bäuerin Wassilissa Netschiwoloda hat mit Kotljarrow zur Harmonika getanzt. Sie ist fünfundsiebzig Jahre alt. Nach dem Auftritt sagte sie: «Danke, Söhnchen, langes Leben wünsche ich euch. Schlagt die Faschisten.»

Aber nicht immer wurden die Soldaten auf den Dörfern so freundlich begrüßt.

Im Quartier der 6. Kompanie tritt die Hausfrau den Kämpfern feindselig gegenüber. Sie streut ihnen Asche in den Tee und lässt Rauch in den Wohnraum ziehen.

Artillerieregiment, Kommandeur Major Iwanow. Es ist kalt geworden. Die Geschütze sind vom Waffenfett befreit und mit Spindelöl versehen. Gruppen von Panzerjägern werden aufgebaut und ausgebildet. In der Batterie von Politoffizier Malyschew gibt es einen wunderbaren Chor. Aus eigener Kraft wurde ein Badehaus eingerichtet.

Aus dem jüngsten Politbericht: «Ein Rotarmist, der im Gefecht um das Dorf Saliman verwundet wurde, kam auf den Hof der Bäuerin Jakimenko. Galja Jakimenko wollte ihm helfen. Da drang ein deutscher Faschist in den Hof ein, erschoss den Rotarmisten und Galja. Auch ihren vierzehnjährigen Sohn wollte er töten. Ihr alter Nachbar Beljawzew packte einen Stock und schlug damit den Faschisten auf den Kopf. Rotarmist Petrow kam herbeigelaufen und erschoss den Deutschen.»

In fast allen sowjetischen Einheiten gab es zahlreiche tödliche Unfälle mit Feuerwaffen.

Unterleutnant Jewdokimow (geboren 1922, Zehn-Klassen-Schule, Komsomolze) verletzte Unterleutnant Sorin am Bauch. Obwohl es ein Unfall war, nahm sich Unterleutnant Jewdokimow das Leben.

Die Verluste des Feindes wurden von sowjetischer Seite häufig stark übertrieben dargestellt.



Genosse Myschkowski kämpfte heldenhaft und vernichtete mit Maschinengewehrfeuer fast einen ganzen Zug der Faschisten. Er erlag seinen Verletzungen.

Malomed, Naum Moissejewitsch, kämpfte mutig mit seinem Zug und erbeutete Waffen des Feindes. Malomed wurde erschossen. Granatwerferschütze Siwokon vernichtete den Feind ohne jede Gnade.

Am 22. Dezember um 15.00 Uhr wurde Regimentskommandeur Genosse Awakow begraben, der als Held fiel. Von ihm nahmen alle Einheiten Abschied. Bei dem Begräbnis waren auch Ortsbewohner zugegen.

Politoffizier Ussatschew warf Handgranaten auf die Deutschen und griff dann mit aufgefplantem Bajonett an. Ussatschew starb den Heldentod.

[Divisionskommandeur] Pesotschin äussert beim Anhören der Gefechtsberichte: «O mein Gott.»

Mit der Rückeroberung von Saliman und anderen Dörfern beschäftigte Grossman zunehmend das Leben der Menschen unter der deutschen Besatzung. Die Gerüchte von der anderen Seite der Front stimmten jedermann besorgt.

In den besetzten Dörfern hüllen sich die Mädchen in Lumpen und beschmieren ihr Gesicht mit Asche.

Damit wollten sie vermeiden, dass deutsche Soldaten auf sie aufmerksam wurden. Deutsche Frauen taten 1945 das Gleiche in der Hoffnung, nicht von Rotarmisten vergewaltigt zu werden. Wie viele liess sich auch Grossman zuweilen verleiten, denen, die in den vom Feind besetzten Gebieten geblieben waren, die schlimmsten Beweggründe zu unterstellen.

In Saliman sind sechs hübsche Mädchen mit den Deutschen davongezogen.

Das konnte durchaus üble Nachrede sein. Die attraktivsten Mädchen wurden oft zum Dienst in Bordellen der Wehrmacht gezwungen, ein

Schicksal, das viel schlimmer war als eine Massenvergewaltigung, denn die jungen Frauen mussten diese permanent über sich ergehen lassen und auch noch Vergnügen heucheln, weil sie sonst schwere Strafen zu erwarten hatten.

Die meisten Zivilisten, die in Kämpfe gerieten, wollten nur überleben. Manchmal kam sich ein junger Dorfbewohner aber auch allzu klug vor.

Ein Junge aus einem Dorf zog auf eigene Faust auf Erkundung aus. Als er spätabends nach Hause zurückkam, erklärte er dem in seinem Haus einquartierten Regimentskommandeur, er habe Deutsche gesichtet. Mit heiserer Stimme sagte er: «Kann ich einen Wodka haben? Ich bin ganz durchgefroren.» Der Regimentskommandeur, der gerade beim Abendessen sass, wurde sichtlich munterer. «Hier, nimm einen Wodka, iss von dem Huhn.» Der Junge ass und trank. Da kam seine Mutter dazu. Sie verabreichte dem selbsternannten Kundschafter eine ordentliche Tracht Prügel. Dabei stellte sich heraus, dass er nirgendwo gewesen war, sondern sich das alles nur ausgedacht hatte.

Von Politoffizieren erhielt Grossman Material für seine Artikel: Fragmente aus Verhören deutscher Gefangener, erbeuteten Briefen und Dokumenten. Aber nicht immer waren sie verlässlich.

Aus dem Brief eines deutschen Soldaten: «Sei nicht besorgt und bekümmert, denn je früher ich unter die Erde komme, desto mehr Leiden bleiben mir erspart.»

Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass dieser Satz unter deprimierten deutschen Soldaten kursierte. Allerdings taucht er in einer verdächtig grossen Zahl von Briefen auf, die die sowjetischen Behörden erbeutet haben wollen. Niemals findet man ihn jedoch in Sammlungen von Frontbriefen, die in Deutschland zusammengestellt wurden. Politoffiziere, die den Satz hörten, können durchaus behauptet haben, sie hätten ihn auch in anderen Briefen gefunden. Grossman zitiert ein weiteres häufiges Beispiel, das ebenfalls mit Vorsicht zu geniessen ist:

Aus einem Brief: «Oft denken wir, dass Russland nun bald kapitulieren müsste. Aber diese Analphabeten sind zu dumm, um das zu begreifen.»

Aus einem Brief: «Mit dem Essen steht es nicht schlecht: Gestern haben wir ein Schwein von hundertfünfzig Kilo für sieben Mann geschlachtet. Wir haben dreissig Kilo Schmalz ausgelassen.»

Aus einem Brief: «Wir kochen Klösse. Zuerst haben wir zu viel Mehl genommen, dann zu viele Kartoffeln. Insgesamt haben wir 47 Stück gemacht, das reicht für drei. Jetzt koche ich Kohl mit Äpfeln. Ich weiss nicht, ob es mir gelingt. Wir nehmen alles von der Bevölkerung. Ich habe keine Zeit zum Schreiben, muss dauernd kochen. Bei der Armee ist es so schön! Zu viert haben wir ein Schwein geschlachtet. Ich habe hier eine Menge Honig gefunden, genau das, was ich brauche.»

Aus dem Brief eines deutschen Mädchens: «Ich werde noch wahn-sinnig, komm zurück, mein Geliebter. Ich hoffe, dass du überlebst, denn sonst ist der Krieg für mich verloren. Leb wohl, mein Schatz, leb wohl! Mizzi.»

Eine Weisung von Hitler: «Meine Soldaten! Ich fordere, dass ihr keinen Schritt von dem Boden zurückweicht, den ihr mit eurem Blut erobert habt. Mögen die brennenden russischen Dörfer, die den Weg der heranziehenden Reserven erleuchten, euch Mut geben. Meine Soldaten, ich tue alles für euch. Tut jetzt, was in euren Kräften steht, für mich.»<sup>5</sup>

## 9.

### *Der Luftkrieg im Süden*

In der Euphorie, die der Rückzug der Deutschen an allen Fronten auslöste, schrieb Grossman am Neujahrstag 1942 erneut an seine Frau.

Liebe Ljussja, so haben wir nun das neue Jahr begrüsst – du in Tschistopol und ich an der Front. ... Der Horizont vor uns wird lichter, die Armee gewinnt an Zuversicht und Kraft, was uns den Sieg mit jedem Tag näher bringt...<sup>1</sup>

Zehn Tage später schrieb er noch einmal.

Ich werde recht häufig gedruckt, und der Chefredakteur hält jetzt mehr von mir. Gestern haben wir genauer erfahren, wie Gaidar ums Leben gekommen ist.<sup>2</sup> Er ist im Kampf gefallen. ... Erinnerst du dich an Gaidar, Ljussja? Wo sind unsere Freunde geblieben? Ich kann nicht glauben, dass Wassja Bobryschew nicht mehr unter uns ist. Als ich vor einigen Tagen seinen letzten Brief gelesen habe, war das wie ein Stich ins Herz. Mit grossem Seelenschmerz denke ich auch oft an Roskin. Ich muss an Mama denken. Ich kann noch nicht glauben, dass sie tot ist, und sie noch nicht betrauern. Dieser Schmerz wird mich erst später heimsuchen. ...»<sup>3</sup>

Ende Januar 1942 brach Grossman auf, um einen Flugplatz bei Swatowo zu besuchen, was jedoch im Winter kein leichtes Unterfangen war.

Bei Schneetreiben verliessen wir Saliman, um nach Swatowo zu fahren. Der Schnee hatte die Strasse verweht. Bald steckten wir

hoffnungslos fest. Zum Glück bemerkte uns ein Panzer, der vorüberfuhr. Wir stiegen auf, er brachte uns nach Saliman zurück und holte auch unseren Wagen.

Dieses Abenteuer erwähnte Grossman auch im nächsten Brief an seinen Vater.

Hier ist jetzt beissender Frost. Vor einigen Tagen bin ich in der Steppe in einen Schneesturm geraten. Ein Panzer hat uns ins Dorf zurückgebracht, sonst hätten wir schlimm frieren müssen. Ich habe viel und interessante Arbeit. Die Stimmung ist gut. Nur um euch, meine Lieben, die es so weit verstreut hat, mache ich mir Sorgen. Oft träume ich von Mama. Ob sie wohl noch am Leben ist?<sup>4</sup>

Während des ganzen Krieges war Grossman von den technischen Waffengattungen fasziniert. In der ersten Zeit scheinen ihn die Jagdflieger besonders interessiert zu haben. Dann, bei Stalingrad, waren es die Scharfschützen. In den letzten sechs Kriegsmonaten schliesslich gehörte sein Interesse den Panzertruppen.

Anfang Februar gelang es ihm, ein Jagdfliegerregiment der Roten Armee zu besuchen, das von seinem Flugplatz Swatowo nördlich des Donez die Südwestfront unterstützte. Es war mit Maschinen vom Typ Jak ausgerüstet. In der Anfangsphase des Krieges besaßen die sowjetischen Luftstreitkräfte zwar mehr Flugzeuge, konnten aber das technische Niveau ihrer Gegner von der deutschen Luftwaffe nicht erreichen. Deshalb gingen einige Piloten dazu über, deutsche Maschinen zu rammen. Dabei kamen nur ganz wenige mit dem Leben davon.

Salomatin: «Das Rammen passt zur russischen Natur. Das ist unsere sowjetische Erziehung.»

Sedow, Michail Stepanowitsch, geboren 1917: «Rammen ist kein Heldentum. Heldentum ist, wenn du so viele Feinde wie möglich abschießt.»

Skotnoi: «Was ist das für ein Held, der mit seiner ganzen Ladung [Munition] nicht trifft und dann den Gegner rammt?» Skotnoi ist

schweigsam und ein melancholischer Typ. «In einen guten Klub zu gehen oder ein Mädchen anzusprechen, würde ich mich nicht trauen.»

Einige Piloten, die Grossman interviewte – besonders diejenigen, die Kommandoposten innehatten –, hielten sich strikt an die Parteilinie, selbst wenn sie gegen alle Tatsachen behaupten mussten, ihre Maschinen und Motoren liessen sie nie im Stich. Denn in bestimmten Phasen des Krieges verloren die Luftstreitkräfte der Roten Armee beinahe ebenso viele Flugzeuge aufgrund von Havarien wie durch Feindeinwirkung.

Major Fatjanow, Iwan Sidorowitsch: «Unsere Piloten fliegen immer paarweise (sie lassen sogar von einem Opfer ab, um beim Partner zu bleiben). Wichtig ist, dass wir einander vertrauen und uns in der Not helfen. Diesen Brauch haben nicht wir eingeführt, aber wir halten uns eisern daran. Wir glauben an unser Material. Weder der Motor noch das Flugzeug haben mich je im Stich gelassen.»

Über die Deutschen. «Sie geben ihren Junkers vor und nach dem Angriff Deckung. Aber sie vertragen keine jähen Wendungen im Kampfgeschehen. Bei den Deutschen ist der Sinn für Kameradschaft schwach entwickelt. Paare lassen sich leicht trennen und machen sich davon, wofür sie ihre höhere Geschwindigkeit nutzen. Einem aktiven Gegner weichen sie aus, aber auf einen angeschlagenen stürzen sie sich mit Zähnen und Klauen. Ich möchte nicht sagen, dass ich viel Erfahrung habe.» (Wie bescheiden.)

Ein General der Luftstreitkräfte spricht per Feldtelefon von Luftbomben, vom Start der Bomberflotte, vom Beginn des Angriffs. Plötzlich wirft er ein: «Ich höre ein Kind weinen, wahrscheinlich in eurer Isba.»

Die kleinen Widersprüche in diesen Berichten müssen Grossman aufgefallen sein.

Martynow, Alexander Wassiljewitsch, geboren 1919: «Am Flug der

Maschine ist der Charakter des Piloten zu erkennen. Ich sehe, ob ein Gegner stark und beharrlich ist. Sie mögen eher die Grünschnäbel, greifen von hinten an. Auch den Partner erkennt man daran, wie er fliegt. Im Luftkampf einen Flieger zu erkennen, ist dagegen sehr kompliziert. ... Wenn du den Fritz siehst, wie er mit dem Kopf wackelt, dann gibst du es ihm! Im direkten Luftkampf tut der Fritz sich schwer. Im Zweikampf bis zum letzten Blutstropfen. Der Feind liebt nicht den Kampf in der Horizontale oder in der Kurve, er versucht in die Vertikale zu kommen. Wenn man sich horizontal abgleiten lässt, kommt man davon, weil er beim Schiessen nicht gut zielt.

In der Koordination mit dem Partner liegt der Schlüssel des Erfolgs. Wenn die Führungsmaschine das Signal ‚Kampf beenden‘ gibt, folge ich ihr. ... Habe schon in der Luft gebrannt und bin von der Flak abgeschossen worden (habe Verbrennungen davongetragen). Als es brannte, hatte ich keine Angst, dafür war gar keine Zeit, denn der Kampf war noch im Gange.

Die Eigenschaften [eines guten Piloten] sind: 1. Das Material kennen, um es nutzen zu können; 2. Selbstvertrauen und Liebe zur eigenen Maschine; 3. Mut, kühler Kopf und heisses Herz; 4. Kameradschaftlichkeit; 5. Hingabe im Kampf, Treue zur Heimat, Hass [auf den Feind].

Erste Begegnung mit einer Heinkel. Ich habe sie zwölfmal attackiert, sie war schwarz von Russ. Beim ersten Mal war mir ein wenig bange. Einschläge habe ich mir viele geholt. Einmal war ich durchlöchert wie ein altes Rebhuhn.»

Salomatin: Erklärt, warum er nicht auf Zurückbleibende gewartet hat. «Ich wollte bei der Führungsmaschine bleiben, denn ich suche immer den Kampf. Das tue ich nicht, um Auszeichnungen zu erhalten, sondern ich will die Deutschen vernichten, und wenn es mein Leben kostet.»

Salomatin sprach dann über Demidow, einen Piloten, der kurz zuvor in einem Luftkampf gefallen war. Sie gedachten seiner in Trinksprüchen bei der Entgegnahme eines Ordens. In der Roten Armee war es

Sitte, einen neuen Orden in ein Glas Wodka zu tauchen und den Schnaps in einem Zug hinunterzukippen. Der Orden blieb zwischen den Zähnen stecken.

«Demidow hat uns alle mit seinem Mut angesteckt. Baranow kamen die Tränen, als er die Orden übergab. Der erste Trinkspruch wurde auf Stalin, der zweite auf den gefallenen Demidow ausgebracht.»

Hauptmann Saprjagalow: «Mein erster Kriegstag in Tschernowizy. Gegen fünf Uhr wurde Alarm gegeben. Wir liefen auf das Flugfeld und starteten, während die Bomben fielen. Der zweite Start erfolgte von einem bombardierten Flugplatz. ...

Wichtig ist das, woran wir glauben. Wir haben keinen Zweifel. Wir helfen dem Genossen, wenn er in Not ist. Die Deutschen sind technisch sehr stark.»

Jerjomin, Boris Nikolajewitsch, neunundzwanzig Jahre: «Der wichtigste Grundsatz ist, immer paarweise zu fliegen und Freundschaft zu halten. Man ist aufeinander abgestimmt, kennt die Besonderheiten des anderen. Martynow (der stellvertretende Kommandeur) fliegt mit Korol, er hat ihn ausgebildet. Das zweite Paar sind die Flieger Balaschow und Sedow. Ich fliege mit Skotnoi....

Ich kann sehen, wie die Leuchtspur auf die dunkle Fläche der gegnerischen Maschine trifft. Die Messerschmitt ist lang wie ein Hecht. Kaum zwanzig Meter vor mir erkenne ich ihren gelben Bug. Ich gehe in die Kurve, aber zu spät: Ich sehe, wie glühende Punkte und eine blaue Leuchtspur auf mich zurasen. In diesem Moment stürzt sich Martynow auf ihn, und er muss abdrehen. Das packt einen richtig. ... Die Möwen, wir müssen die kleinen Möwen abschirmen. Da hocken überall gute Leute drin. ...<sup>5</sup>

Bei Alarm bin ich mit Salomatin aufgestiegen und habe [ein gegnerisches Flugzeug] abgeschossen. Ein sehr angenehmes Gefühl. Du fliegst und überlegst dabei, wie du es noch besser machen kannst. ... Der Kommandeur erklärt, und ich verstehe, was er meint. Noch am



Boden vereinbaren wir: Mit den Flügeln wackeln bedeutet Bereitschaft zur Attacke'.»

Leutnant Salomatin (Partner von Sedow), geboren 1921: «Die Führungsmaschine des Feindes fliegt direkt auf mich zu. Ich halte drauf. Er dreht schliesslich ab. Ihn zu rammen wäre gut gewesen. Einer gegen einen ist kein Problem. Schlimmer ist, wenn sich eine ganze Horde auf einen stürzt. Aber wenn du sie erblickst, vergisst du alles und wirst von der Leidenschaft gepackt: ‚Die wollen unsere Truppen bombardieren!‘»

Über das Rammen: «Einenjäger für eine Ju zu opfern ist gut und zweckmässig. Aber dafür würde ich keinen Titel [eines «Helden der Sowjetunion»] verleihen, denn das kann jeder. Was das Rammen betrifft, so habe ich mir seit Langem vorgenommen, mit dem Propeller zuzustossen. Damit kann man grossen Schaden anrichten. ... Ich habe mich auf sie gestürzt, mitten hinein, und einen beinahe mit dem Flügel gestreift. Ich hatte die Sonne im Rücken, da haben sie nicht einmal geschossen. Den zweiten hätte ich beinahe gerammt und habe ihn aus fünfundzwanzig Meter Entfernung mit der Bordwaffe getroffen. Nach einer Kehre habe ich aus allen Rohren auf sie gefeuert. ...

Die zweite Staffel: Die Führungsmaschine kaum zwei Meter unter mir. Ich wurde von einer Welle erfasst, ging zum Sturzflug über und entkam den neun Messerschmitts. Ich wollte eine Messerschmitt von der Verfolgung unserer Jak (in der Leutnant Skotnoi sass) abbringen, aber ich kam zu spät. Er war schon zum Gleitflug übergegangen. Die zweite Messerschmitt konnte ich vertreiben und ihm Deckung geben. Er musste landen, ich kreiste zweimal über ihm, damit sie ihn nicht beschiessen konnten. Ich sah, dass er am Leben war, denn er winkte mir zu.» [Skotnoi:] «Wir rasten direkt aufeinander zu. Er durchlöcherte meinen Kühler, ich setzte seine Maschine in Brand. Dann wollte ich Jerjomin zu Hilfe eilen. Eine Messerschmitt setzte mich in Flammen. Mein Öltank war getroffen, die Schläuche sind aus Gummi. Es brannte bereits in der Maschine,

starke Rauchentwicklung. Sedow gab mir Deckung. Ich habe keine Brandwunden abbekommen, nur meine Stiefel sind verschmort. Ich bin ausgestiegen und habe Sedow zugewinkt: Flieg weiter. Meine Maschine ist vollkommen ausgebrannt.»<sup>6</sup>

## 10.

### *Bei der Schwarzen Division am Donez*

Grossman fuhr zur 37. Armee, die am nördlichen Donez vierzig Kilometer südöstlich von Charkow stand. Ihr lag die 6. Armee der Deutschen gegenüber, die jetzt von General Friedrich Paulus befehligt wurde. Grossman sollte sie in Stalingrad wieder treffen.

Bei der Division von Oberst Sinowjew, Held der Sowjetunion, geboren 1905, Bauer. «Ich bin ein Muschik», sagt er über sich.

1927 zur Roten Armee gekommen, in Mittelasien bei den Grenztruppen gedient. Befehligte während des Finnlandfeldzugs eine Kompanie. Hielt 57 Tage der Einkesselung durch die Deutschen stand und wurde dafür als Held der Sowjetunion ausgezeichnet.

«Das Schlimmste ist, wenn sie immer näher gekrochen kommen. Du schiesst auf sie aus Maschinengewehren, belegst sie mit Minen und Granaten, nimmst sie auseinander, aber sie kriechen vorwärts! Das suche ich auch jetzt meinen Rotarmisten beizubringen: ‚Kriecht vorwärts!‘» Er hat zwar die [Frunse-]Akademie absolviert, aber flüssiges Formulieren fällt ihm schwer, er verliert den Faden, stolpert über Worte und geniert sich für seine Einfachheit.

Die Division besteht aus Bergleuten. Alles Kumpel vom Donbass. Die Deutschen nennen sie die «Schwarze Division». Die Bergleute wollen sich um keinen Preis zurückziehen. «Kein einziger Deutscher kommt über den Donez!» Von ihrem Divisionskommandeur sagen sie: «Das ist unser Tschapajew.»<sup>1</sup>

Im ersten Gefecht griffen hundert deutsche Panzer die Division an. Die Bergleute schlugen sie zurück. Als eine Flanke der Division

durchbrochen wurde, ritt Sinowjew zu Pferde vor der angreifenden Truppe her und brüllte: «Vorwärts, Kumpels!» «Bergleute weichen nie zurück!», antworteten ihm die Rotarmisten.

Sie schlafen bei 35 Grad Frost im Wald. Sie haben keine Angst vor Panzern. «Im Schacht ist es schlimmer», sagen sie.

Dazu Sinowjew: «Die wichtigste Person im Krieg ist der Rotarmist. Er setzt sein Leben ein, er schläft bei 35 Grad Frost im Schnee. Das Leben zu opfern ist nicht leicht. Jeder möchte davonkommen, auch ein Held. Autorität gewinnt man, wenn man jeden Tag mit den Kämpfern spricht. Ein Kämpfer soll seinen Auftrag nicht nur kennen, sondern auch begreifen. Man muss mit ihm reden, singen und tanzen. Die Autorität des Kommandeurs darf nicht billig, sondern muss teuer sein. Das», so Sinowjew, «hat mich der Dienst bei den Grenztruppen gelehrt. Wenn der Kämpfer an etwas glaubt, dann führt er jeden Befehl aus und geht auch in den sicheren Tod. Wenn eine Stadt genommen werden, eine Strasse blockiert werden muss, dann weiss ich, dass sie das auch tun werden.»

Klirrender Frost. Knirschender Schnee. Die eisige Luft verschlägt einem den Atem. Die Nase friert zu, die Zähne schmerzen. An den Strassen, auf denen wir angreifen, liegen erfrorene Deutsche. Sie sind vollkommen unverletzt. Nicht wir haben sie getötet, sondern der Frost. Witzbolde stellen steif gefrorene Deutsche auf die Beine oder auf alle viere, bilden fantastische Figurengruppen. Die Erfrorenen stehen mit erhobenen Fäusten, mit gespreizten Fingern. Einige scheinen weglaufen zu wollen, ziehen die Köpfe in die Schultern. Sie tragen dünnes Schuhwerk und Mäntelchen wie aus Papier, keine Wattejacken, die die Körperwärme halten. Beim hellen Mondschein schimmern die Schneefelder blau, und darauf die dunklen Gestalten erfrorener deutscher Soldaten.

Wieder aufrechtstehende Deutsche. Einer nur in der Unterwäsche, im Baumwollhemd.

In einem eben befreiten Dorf liegen die Leichen von fünf Deutschen und einem Rotarmisten auf dem Platz. Der Platz ist leer.

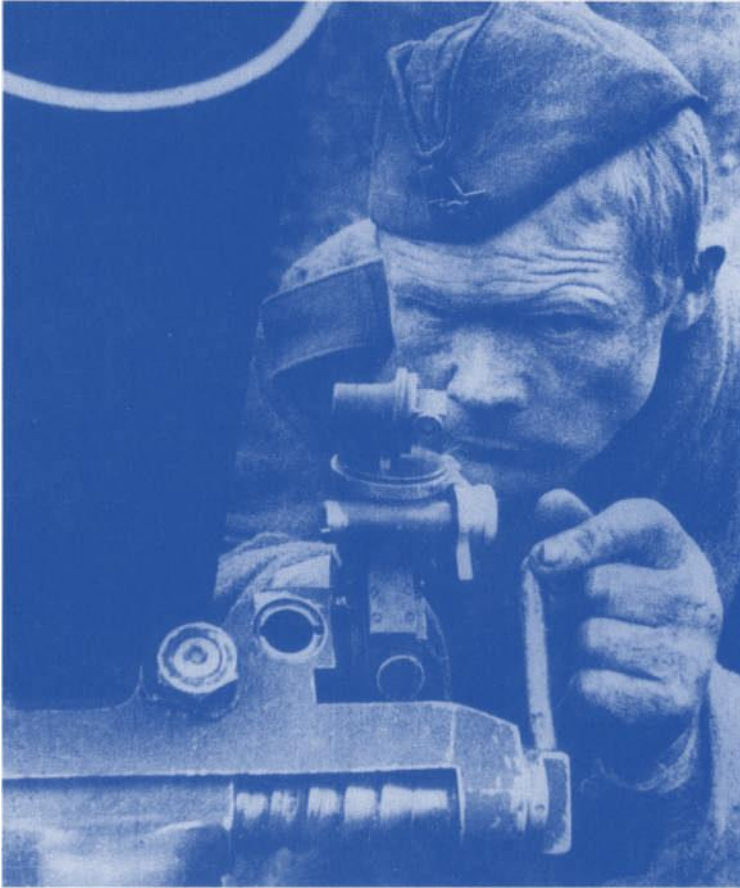
Man kann niemanden fragen. Aber auch so ist klar, welches Drama sich hier abgespielt hat. Ein Deutscher wurde mit dem Bajonett erstochen, der zweite mit dem Gewehrkolben erschlagen, der dritte wieder mit dem Bajonett, zwei sind erschossen. Und der Rotarmist, der das alles vollbrachte, hat einen Schuss in den Rücken erhalten.

Grossman, der bis zu diesem Zeitpunkt am liebsten nur mit wenigen Kollegen oder ganz allein gearbeitet hatte, musste sich nun in eine viel grössere Gruppe von Kriegsberichterstattern einordnen.

In der Isba ist es eng von den vielen Leuten. Grosses Durcheinander, der Stab ist noch nicht eingerichtet. Eine Schönheit von einem Mädchen in zu grossem Uniformmantel und einer Pelzmütze, die ihr tief ins Gesicht gerutscht ist, in riesigen Filzstiefeln – eine Aufmachung, die trotz allem dieses hübsche, schlanke Wesen nicht verunstalten kann. Sie steht verwirrt da, weiss nicht, wohin sie sich mit ihrer roten Handtasche setzen soll. Das zerknautschte Ding sieht unendlich traurig aus. Eine ehemals elegante Damentasche in diesem grauen Militärstützpunkt. Ein Kämpfer haut dem Mädchen zum Scherz weit ausholend auf den Rücken, was ihr die Tränen in die Augen treibt. Der Kämpfer sagt: «Entschuldigung, Lidotschka. Bergarbeiter haben nun mal schwere Hände.»

Zu Friedenszeiten haben wir immer die Gummiüberschuhe in den Vorzimmern verwechselt. Wenn aber hier in einer Isba zehn, fünfzehn Fotografen und Berichterstatter nächtigen, dann beginnt jeden Morgen in der Winterdämmerung das gleiche Spiel: wessen Filzstiefel, Fusslappen<sup>2</sup>, Fausthandschuhe, Pelzmütze? Für einen, der gestern noch Zivilist war, sehen sie alle gleich aus – wie chinesische Gesichter. Militärs passiert so etwas nicht. Die Besitzer der Isba berichten, dass die Deutschen schon beim Beschuss durch unsere Artillerie aus dem Dorf geflohen sind. Ohne zu packen, sind sie mit ihren Sachen in heller Panik durch den Schnee gestolpert. Einige haben laut geheult.

«Bei uns war ein Deutscher einquartiert. Er hatte sich aus Poltawa



Richtkanoniere und Granatwerferschützen wie dieser mit dem Käppi erhielten in Augenblicken des Triumphes von ihren Kommandeuren wilde Schiessbefehle. Kurz vor Berlin konnte ein solcher Befehl lauten:  
«Auf die Höhle der faschistischen Bestie – Feuer!»

[dem Hauptquartier der 6. Armee] eine Katze mitgebracht. Sie war so an ihn gewöhnt, dass sie ihm entgegensprang und um seine Stiefel strich, wenn er nur ins Haus trat. Er hat sie mit reinem Schmalz gefüttert. Als sie abhauten, hat er die Katze mitgenommen, so hing er an ihr. ...

Wir hatten den Divisionsarzt als Einquartierung. Er hat nächtelang

gearbeitet wie ein Ochse, immerzu geschrieben und dann ins Telefon gekrächzt wie ein Rabe: ‚Kamyschewacha! Kamyschewacha!‘ Dann hat er weitergeschrieben, ohne darauf zu achten, dass es Tag wurde. Seine Ordonnanz hat er angebrüllt: ‚Warum ist der Russe nicht zu hören?‘ Er hatte es gern, wenn ich morgens Holz hackte. Ich wurde extra dafür geweckt.»

Eine Frau berichtet: «Es war so eine schöne Kuh, und noch jung. Sie haben sie gefangen, wollten etwas Fettiges zu fressen haben.» Der Artilleriekommandeur befiehlt: «Auf die abziehenden Hurensöhne – Feuer!»

Oberst Sinowjew erlaubte es Grossman, das Divisionstagebuch der letzten Monate durchzusehen.

«Oktober

Der verantwortliche Sekr[etär] des Komsomol, Jeretik, der schwer verletzt im Sterben lag, wollte eine Handgranate auf angreifende Deutsche werfen, hatte dafür jedoch keine Kraft mehr. Die Granate explodierte in seiner Hand und tötete dabei sowohl ihn als auch einige Feinde.

Ein abgeschossenes Flugzeug wurde mit einem Ochsespann abgeschleppt. Kämpfer trugen ihren verwundeten Kommandeur Muratow zwölf Kilometer weit.

Rotarmist Petrow erklärte: ‚Wir werden an der Front schlecht geführt

Ein Spähtrupp aus sechs Kämpfern unter Führung von Unterleutnant Drosd kehrte nicht zurück. Später wurde Drosd tot aufgefunden. Er hatte Bajonettwunden, keine Waffe, aber Papiere und Geld waren vorhanden. Seine Begleiter waren nicht auffindbar.<sup>3</sup>

Turilin und Lichatow haben ihre Parteibücher zerrissen.<sup>4</sup> Guljajew erklärte: ‚Wozu sollen wir uns eingraben, ist doch sowieso alles umsonst.‘

Rotarmist Tichi<sup>5</sup> hat versucht, seine Quartierwirtin zu vergewaltigen. Aus Furcht, zur Verantwortung gezogen zu werden, nahm er

seine Waffe, sprang auf ein Pferd und ritt in unbekannter Richtung davon. Die Suche nach ihm ist bislang ergebnislos verlaufen.

Es gibt massenhafte Klagen von Kämpfern, dass überhaupt keine Post kommt.

In der Stadtjampol wurde ein handgeschriebenes Flugblatt mit folgendem Text aus der Luft abgeworfen: ‚In Jerusalem war während des Morgengottesdienstes die Stimme des Erlösers zu hören. Wer betet, und sei es auch nur ein einziges Mal, der wird gerettet werden.‘ Unterleutnant Tschurelko schrie die Kämpfer an: ‚Ihr Schweinehunde mögt mich nicht, weil ich Zigeuner bin.‘ Dann sprang er auf ein Pferd und wollte zur vordersten Linie stürmen, wurde jedoch daran gehindert. Danach versuchte er, sich zu erschiessen.

Rotarmist Duwanski hat einen Ochsen mit Gewehrkolbenschlägen angetrieben. Der Kolben brach ab, und dem Gewehr entfuhr ein Schuss, der Duwanski verletzte. Er wurde zur Sanitätskompanie gebracht und zur Verantwortung gezogen.

Das Parteimitglied Jewsejew verlor sein Notizbuch. Dieses wurde von Rotarmisten gefunden. Darin bewahrt er ein von Hand abgeschrieben Gebet auf.

Die Aufklärer Kapitonow und Dejga [wahrscheinlich auf Erkundungsmission hinter den Linien des Feindes] gerieten in Zivilkleidung in eine Versammlung, bei der die Deutschen einen Dorfältesten wählen liessen. Die Deutschen riefen: ‚Wer nicht von hier ist, soll aufstehen!‘ Die Kundschafter erhoben sich und wurden festgenommen.

Speisezettel einer deutschen Feldküche: Zum Frühstück Kaffee (meist ohne Zucker), Brot, Aufstrich, meist Schweineschmalz. Mittagessen aus einem Gang – Eintopf. Abendessen: Kaffee und Brot. Einmal in der Woche gibt es ein Fleischgericht.

Als Reaktion auf die Rede des Genossen Stalin spendeten die Krankenschwestern Rud und Tarabrina 250 bzw. 350 cm<sup>3</sup> Blut.

In der Stabsbatterie wurde beim Frühstück in der Suppe ein Frosch entdeckt.



Soldat Nasarenko holte zwei Schwerverwundete aus dem Feuer und erschoss dann zehn deutsche Soldaten, einen Gefreiten und einen Offizier. Man erklärte ihm: ‚Du bist ein Held.‘ Darauf er: ‚Was ist das schon für Heldentum? Bis nach Berlin zu kommen – das ist Heldentum!‘ Weiter sagte er: ‚Mit Politoffizier Tschernyschew geht man nicht unter! Mitten im heissesten Gefecht kam er zu mir gerobbt, hat gelacht und mir Mut zugesprochen.‘ In der Nacht entdeckten Kämpfer bei Heuschobern drei deutsche Maschinenpistolen-schützen. Sie umstellten sie und riefen: ‚Ergebt euch!‘ Die Deutschen blieben stumm. Sie waren steif gefroren und von Witzbolden am Tag gegen die Heuschober gelehnt worden.»

Grossman sammelte, so viel er konnte, aus offiziellen Berichten, notierte jedoch auch weiterhin Szenen und Gesprächsfetzen aus dem Soldatenleben.

Divisionskommandeure: «Hier stehe ich.» ... «Diesen Abschnitt halte ich besetzt.»... «Diesen Durchbruch habe ich geschafft.»... Und die ewigen Beschwerden über die Nachbareinheiten: «Der Nachbar von links lässt uns im Stich.» ... «Der Nachbar kommt zu spät.» ... «Der Nachbar hat in seinem Bericht geflunkert.»... «Oh, diese Nachbarn.»... «Das ist meine Kriegsbeute.»... «Meine Flak hat den Deutschen abgeschossen, aber er ist beim Nachbarn abgestürzt, und der behauptet jetzt, er sei es gewesen.» ... «Es ist ein Kreuz mit diesen Nachbarn.» ...

Wenn eine Division einen Durchbruch erzielt hat, behauptet deren Kommandeur: «Ich kann den Erfolg nicht ausweiten, weil mich der Nachbar daran hindert.» Der jedoch: «Klar bin ich zurückgeblieben, ich habe ja auch die ganze Wucht des Schlages abbekommen. Da hat es der Nachbar leicht, vorzupreschen!» Holzhütten an einem klaren Morgen mit vierzig Grad Frost. Aus allen steigt Rauch auf wie aus Flaggschiffen in einem Hafen. Kein bisschen Wind. Kein Blatt bewegt sich. Dutzende Rauchfahnen stehen wie Pfeiler, die den gnadenlos blauen Himmel über der schneeglänzenden Erde stützen.

Sofort nach dem Gefecht kamen die Dorfweiber aus ihren Kellern gekrochen und stürzten zu den deutschen Schützengräben, um sich ihre Deckbetten und Kissen zurückzuholen.

In einem ukrainischen Dorf, das von den Deutschen befreit wurde, wissen die Frauen ihre Häuser wie nach einer schweren Seuche, die ihr Dorf heimgesucht hatte.

Als die Deutschen in dem Bauernhaus auftauchten, sind die Katzen daraus verschwunden und haben sich drei Monate lang nicht blicken lassen. Das war nicht nur in diesem Ort so, sondern in allen Dörfern, erzählt man. Vermutlich spüren die Tiere: Das sind Fremde, die Deutschen riechen anders.

Zwischen den Zeilen von Grossmans Bericht ist zu lesen, dass Dorfbewohner, die unter der deutschen Besatzung geblieben waren, sich Sorgen machten, wie die sowjetischen Behörden sie behandeln würden. Viele hatten ihre Personaldokumente vernichtet und brauchten nun eine Zusicherung, deswegen nicht bestraft zu werden.

Eines Morgens kommt Kusma Ogloblin, der Vorsitzende des Dorfsowjets, der bei den Partisanen gekämpft hat, in sein soeben befreites Dorf zurück. Ein eiserner Mann im schwarzen Schafspelz, das Gewehr über der Schulter. Die Isba ist voller Menschen. Ogloblin sagt: «Habt keine Angst, schöpft wieder Lebensmut. ... Die deutschen Stiefel müsst ihr abgeben. ... Ich habe zum Beispiel mit einer Handgranate einen LKW ausser Gefecht gesetzt, auf dem dreihundert Paar Stiefel lagen. Ich hätte dringend welche gebraucht, aber ich habe kein einziges Paar genommen. ... Wozu braucht ihr Dokumente? Wir kennen uns doch alle. Schöpft wieder Mut, mit den Deutschen ist es aus! Die kommen nicht zurück...»

Rückkehr nach Woronesch. Nachts in einem Lazarettzug. In der Dunkelheit schliessen wir Bekanntschaft mit der Ärztin. Nur die Kohlen glühen schwach im Ofen. Die Ärztin redet pausenlos, rezitiert Gedichte, philosophiert. «Sagen Sie, sind Sie blond?», fragt Rosenfeld. «Nein, ich bin ganz grau», antwortet sie. Betretenes Schweigen.

Ein Verwundeter: «Genosse Major, wir haben Streit, darf ich Sie damit behelligen?» Der Major erschrocken: «Was, was ist denn passiert?»

«Wir streiten, ob es Deutschland nach dem Krieg noch geben wird.» Die Verwundeten verlangen Zeitungen, reissen sie den Sanitätern regelrecht aus den Händen: Sie wollen rauchen.

Ein Lazarettzug steht auf den Gleisen. Rund herum Truppentransporte. Sobald Uljascha, Galja und Lena in einen geheizten Wagen steigen wollen, tauchen wie aus dem Nichts Rotarmisten auf, um den Krankenschwestern «hineinzuhelfen». Das Lachen und Gekreische ist auf dem ganzen Güterbahnhof zu hören. Abschied vom Lazarettzug. Mir fällt ein, wie ich auf dem Weg zur Front hier ausgehungert beim Kommandanten ankam, der mir einen grossen Teller vom besten hausgemachten ukrainischen Borschtsch vorsetzen liess. Als ich den ersten Löffel zum Mund führen wollte, stürzte Bukowski herein und rief: «Los, raus, der Zug fährt gleich los!» Ich stürzte ihm nach. Dieser Borschtsch hat mich wochenlang verfolgt.

Wir steigen in einen normalen Personenzug um. Enge und Gedränge. Der Schaffner spricht einen Mann im schwarzen Mantel an: «Überlassen Sie den Kämpfern die Sitze. Heute fahren sie noch mit uns, morgen sind sie vielleicht schon tot.» Ein Rotarmist usbekischer Nationalität singt laut in seiner Sprache, dass es im ganzen Waggon zu hören ist. Die Töne klingen seltsam für unser Ohr, der Text ist nicht zu verstehen. Die Rotarmisten hören aufmerksam und fast ein wenig verschämt zu. Kein bisschen Spott, nicht das kleinste Grinsen.

Wieder hörte Grossman Geschichten aus den vom Feind besetzten Gebieten.

Ein alter Mann erwartete die Deutschen. Er deckte den Tisch für ein Gastmahl. Die Deutschen kamen und plünderten sein Haus aus. Der Alte erhängte sich.

Regimentskommandeur Karl Eduardowitsch Kramer bekämpfte die

Deutschen unerbittlich. Während des Gefechts wurde er krank. Vierzig Grad Fieber. Man goss heisses Wasser in ein Fass, und dieser Dicke kroch hinein und wurde wieder gesund.

Die Generaloffensive, die auf Stalins Geheiss und gegen Schukows Rat im Januar gestartet wurde, konnte, wie Realisten befürchtet hatten, nicht lange durchgehalten werden. Die deutsche Militärmacht war noch nicht dem Zusammenbruch nahe, wie Stalin nach den erfolgreichen Konterattacken bei Moskau im Dezember behauptet hatte. Grossman fielen Berichte über Kämpfe im Ersten Weltkrieg in die Hände, die ihm unangenehm bekannt vorkamen. Eine solche indirekte Kritik an einer Offensive in seinem Notizbuch festzuhalten, war fast ebenso gefährlich, wie defätistische Aussagen und «besondere Vorkommnisse» zu vermerken.

Aus den Direktiven des Artilleriegenerals Iwanow an die Kommandeure der 7., 8., 9. und 11. Armee: «26. Januar 1916. Fast alle unsere Angriffe in den letzten Gefechten zeigen das gleiche Bild: Unsere Truppen brechen in einen Sektor der feindlichen Linien ein, vertreiben die Reste der gegnerischen Vorausabteilungen aus ihren Befestigungen und setzen ihnen unkontrolliert nach. Wenn sie dann ihrerseits von Nachbareinheiten des Feindes oder Reserven angegriffen werden, weichen sie nicht nur aus den im Kampf eroberten Stellungen zurück, sondern werden, da sie diese nicht befestigt haben, oft bis auf die Positionen zurückgetrieben, die sie vor dem Angriff innehatten, und das mit ungewöhnlich schweren Verlusten. ...» Ein taktischer Sieg ohne strategisches Ergebnis – das ist ein teures und schönes, aber nutzloses Spiel. Wie verblüffend ist doch die Ähnlichkeit dieser Überlegungen und Beobachtungen des Generals mit denen, die ich in diesem Winter bei Saliman gemacht habe.

Noch einmal über Armut. Sie ist eine traurige Angelegenheit, aber hier haben wir es mit einer schönen Armut, einer Armut des Volkes zu tun. Wie die Verwundeten bewirtet werden – mit einem Stückchen Hering, in schweren Fällen ausserdem mit fünfzig Gramm Wodka. Jagdflieger, die ihr Leben für die grosse Sache einsetzen,

haben Trinkgläser, die aus ungleichmässig abgeschnittenen grünen Flaschen gemacht sind. An den Feldstiefeln einiger Flieger fehlen die Absätze. Der Kommissar eines Jagdregiments sagt zu einem Unteroffizier: «Die müssen Sie auswechseln, die Männer frieren doch an den Fersen!»

Dieser schüttelt den Kopf. «Ich habe keine anderen.»

Der Flieger sagt: «Macht nichts, die sind warm genug!»

Der Mangel an Ausrüstung war weitgehend eine Folge des verheerenden Rückzugs von 1941, bei dem zahlreiche Materiallager im Stich gelassen werden mussten. Notwendige Dinge konnte man nur beschaffen, wenn man einen Versorgungsoffizier mit Wodka bestach, was viele Soldaten zornig machte.<sup>6</sup>

## 11.

### *Bei der Panzerbrigade Chassin*

Angesichts der sowjetischen Generaloffensive vom Januar 1942, die so wirkungslos im Sande verlaufen war, begann Grossman über das Auf und Ab in den Gefühlen der Russen nachzudenken. Die ungläubige Verzweiflung des schrecklichen Sommers 1941 war im Herbst, als die Deutschen sich Moskau näherten, in Panik umgeschlagen, dann beim grossen Gegenangriff vor den Toren der Hauptstadt von überbordendem Optimismus abgelöst worden, dem jetzt erneut Niedergeschlagenheit folgte.

Der Russe kann sehr schwer arbeiten und grosse Entbehrungen ertragen. In der Tiefe seiner Seele empfindet er jedoch schwere Arbeit und entbehrungsreiches Leben nicht als etwas Auswegloses. Im Krieg habe ich immer nur zwei Reaktionen auf die Vorgänge beobachtet: entweder ungewöhnlichen Optimismus oder bodenlose, dunkle Schwermut. Die Übergänge von Optimismus zu Verzweiflung sind rasch und hart. Etwas Drittes gibt es nicht. Niemand macht sich darüber Gedanken, dass der Krieg lange dauern kann, dass nur harte, unermüdliche Arbeit von Monat zu Monat den Sieg näherbringen wird. Selbst wer so spricht, glaubt im Grunde genommen nicht daran. Immer sind es diese beiden Extreme: Der Feind ist vernichtet – einerseits, der Feind kann nicht vernichtet werden – andererseits.

Der aufrichtige Opfermut einfacher Soldaten und Frontoffiziere beeindruckte Grossman so tief, dass er dieses Thema sehr emotional behandelte:

Im Krieg legt der Russe seiner Seele gleichsam ein weisses Hemd

an. Sein Leben kann sündig sein, aber sein Sterben ist heilig. An der Front beweisen viele eine vollkommene Reinheit des Denkens und Fühlens, eine geradezu mönchische Bescheidenheit.

Das Hinterland lebt nach einem anderen Gesetz und kann moralisch mit der Front niemals eins sein. Sein Gesetz ist das Leben, der Kampf ums Dasein. Heilig leben können wir nicht, aber heilig sterben durchaus. Die Front ist das Heilige des russischen Sterbens, das Hinterland das Sündige des russischen Lebens.

An der Front alles zu ertragen, unvorstellbar Schweres ohne Murren hinzunehmen – das können nur starke Menschen. Das ist die Leidenschaft eines gewaltigen Heeres, in der sich die unglaubliche Grösse der Volksseele zeigt.

Andererseits war Grossman äusserst ungehalten über grosse Teile der Propaganda, die die Schwächen der sowjetischen Militärführung in den ersten sechs Monaten des Krieges zu verschleiern suchte.

Kutusows Strategie von 1812 war nichts als ein Mythos. Der blutige Körper des Krieges wurde in schneeweisse Gewänder ideologischer, strategischer und künstlerischer Abstraktionen gehüllt. Auf der einen Seite die, die den Rückzug erlebt haben, auf der anderen die, die ihn jetzt schönen. Das sind die Mythen des Ersten und des Zweiten Vaterländischen Krieges.

Als er noch an der Südfront bei der 37. Armee weilte, besuchte Grossman eine Panzerbrigade unter dem Befehl von Oberst Chassin. Dort verbrachte er viel Zeit mit Hauptmann Koslow, einem jüdischen Offizier.

In Chassins Panzerbrigade philosophiert der Kommandeur eines motorisierten Schützenbataillons, Hauptmann Koslow, nachts mit mir über Leben und Tod. Der junge Mann mit Bärtchen hat vor dem Krieg am Moskauer Konservatorium Gesang studiert. Koslow: «Es trifft mich sowieso. Da ist es doch gleich, ob es heute oder morgen geschieht. Seit ich diese Erkenntnis habe, lebe ich leicht, einfach und irgendwie rein. Ich bin innerlich ruhig. Ich ziehe völlig furchtlos in

den Kampf, erwarte nichts, denn ich weiss genau, dass ein Mann, der ein Motschützenbataillon befehligt, irgendwann fallen muss. Er kann nicht überleben. Wenn ich diese Überzeugung vom unausweichlichen Tod nicht hätte, dann ginge es mir schlecht, und ich könnte im Gefecht wahrscheinlich nicht so fröhlich, ruhig und mutig sein.»

Koslow erzählte, wie er im Herbst 1941 im Brjansker Forst nachts vor den deutschen Schützengräben Arien aus klassischen Opern sang. Die Deutschen hörten für gewöhnlich eine Weile zu und begannen dann, aus Maschinengewehren auf den Sänger zu schiessen. Vielleicht gefiel ihnen ja auch sein Gesang nicht.

Koslow äusserte die Meinung, dass die Juden nicht gut genug kämpften. Sie seien nur Durchschnitt. Aber in einem Krieg wie diesem müssten die Juden sich fanatisch zur Wehr setzen.

Der rassistische Hass richtet sich gegen die orthodoxen Juden, die für die Reinheit des jüdischen Blutes eintreten und damit im Grunde genommen selber Rassisten sind. Hier haben wir zwei Extreme: einerseits Rassisten, die die Welt unterdrücken, und andererseits rassistische Juden, die in dieser Welt am meisten unterdrückt sind.

Man fürchtet das Ungewöhnliche, an alles andere gewöhnt man sich. An den Tod nicht. Wahrscheinlich, weil man nur einmal sterben muss.

Der Krieg ist eine Kunst. Kalte Berechnung, exaktes Wissen und weise Erfahrung verbinden sich mit Inspiration, Zufall und völlig Irrationalem (zum Beispiel der Kampf um Saliman unter Pesotschin). Die Elemente vertragen sich, geraten aber auch in Konflikt miteinander. Das ist wie eine Improvisation in der Musik, die ohne geniale Technik nicht denkbar ist.

Der Mond über dem schneebedeckten Schlachtfeld.

Neben allen möglichen Begebenheiten sammelte Grossman auch weitere Skizzen von markanten Charakteren.

Der Kommandant eines schweren Panzers, Michail Pawlowitsch Kriworotow, zweiundzwanzig Jahre alt, ein riesiger Bursche, blaue



Augen. Fuhr Erntemaschinen in einem Sowchos<sup>1</sup> in Baschkirien, seit er zwanzig war. Im Dezember 1940 ging er zur Armee. «Ich hatte noch nie Panzer gesehen. Sie gefielen mir sofort, es war Liebe auf den ersten Blick. Ein Panzer ist etwas sehr Schönes. Ich bin von Beruf Kraftfahrer und Fahrzeugschlosser. Eine tolle Maschine. Mit mächtiger Feuerkraft, einem starken Motor – das reine Gold. ...

Der Feind hatte Kanonen und Granatwerfer. Wir durchquerten eine Schlucht und rasten in ein Dorf hinein. Ich rief: ‚Kanone von links!‘ Die Kanone und Maschinengewehre wurden vernichtet. Mein Panzer wurde auf der linken Seite von einer Granate getroffen. Er brannte lichterloh. Die Besatzung sprang heraus, ich blieb drin und schaltete die feindliche Batterie aus. Der Rücken wurde mir heiss. So ein schnelles Fahrzeug. Ich wollte es um keinen Preis im Stich lassen. Ich fuhr den Panzer ein Stück zurück, dann schlüpfte ich wie ein Fisch durch die obere Luke hinaus. Drinnen brannten bereits das Öl und die Lackie

rung.»

Die Telefonistin Marussja. Alle kennen und loben sie. Sie spricht jeden mit Vor- und Vaternamen an, sie selber aber ist für alle nur «Marussja». Niemand hat sie je von Angesicht zu Angesicht gesehen.

Abaschidse – ein lustiger Bursche, Komsomolze, Bataillonskommissar und furchtbarer Zotenreisser. Auf abstossende, unverschämte, grobe und arrogante Weise redet er mit der alten Bäuerin, der die Isba gehört. Er droht ihr sogar. Wenn er seine Zigarette an der eines anderen anzündet, sagt Abaschidse: «Gestatten Sie, dass ich Sie an der Spitze Ihrer Lust berühre?» Man sagt nicht: «Er ist gefallen», sondern: «Er hat sich bedeckt. Mein Freund hat sich bedeckt, was war das für ein grossartiger Bursche!»<sup>2</sup>

Ein schöner, klarer Tag. Über den Bauernhäusern tobt ein Luftkampf. Ein schreckliches Bild. Vögel mit Kreuzen und Vögel mit Sternen. Das ganze Entsetzen, alle Gedanken, jedes Beben von Herz und Verstand des Menschen liegen in diesen letzten Augenblicken

des Lebens einer Maschine. Mit ihren Flügeln kann sie alles ausdrücken, was in den Augen des Fliegers, in seiner Hand, hinter seiner schweissbedeckten Stirn vorgeht. Sie sausen im Tiefflug über die Dächer. Einer bohrt sich in den Boden, wenige Minuten später ein zweiter. Ein Mensch stirbt vor unseren Augen, der eben noch jung und stark war, der nicht sterben wollte. Wie er geflogen ist, wie er gebebt hat, wie schrecklich das Stocken des Motors, das Stocken eines jungen Herzens über dem schneebedeckten Feld. Raubtiere wie Fuchs und Wolf sind die Messerschmitts mit den gelben Schnauzen. Ein Ausspruch der Flieger: «Unser Leben ist wie ein Kinderhemd – kurz und beschissen.»<sup>3</sup>

Merkwürdiges Paradox: Die Messerschmitts sind fast machtlos gegen unsere Möwen, weil die so langsam fliegen.

Freude eines Kameramanns, der einen tragischen Luftkampf aufgenommen hat: «Nur noch die Kreuze retuschieren, und fertig!»

Ein toter Flieger lag die ganze Nacht auf einem schneebedeckten Hügel. Es war sehr kalt, und die Sterne strahlten. Im Morgengrauen waren Flieger und Hügel in rosiges Licht getaucht.

Es überrascht nicht, dass Grossman die ungewöhnliche Geschichte des Kommissars faszinierte, der bereit war, seinen Kopf hinzuhalten, um einen schrecklichen Justizirrtum zu verhindern.

Der Höhere Politoffizier Morduchowitsch, ein kleingewachsener Jude aus Mosyr, war Politkommissar eines Artilleriebataillons. Dort diente der Rotarmist Ignatjew, ein Arbeiter aus Tula und Hüne von Gestalt, wegen seiner Tapferkeit einer der besten Kämpfer des Bataillons. Der Kommissar war mehrere Tage abwesend. Bei einer Verlegung seiner Einheit verlor Ignatjew die Verbindung zu seiner Truppe, schloss sich einer anderen Einheit an und kämpfte in dieser weiter. In einer Gefechtspause schickte man ihn zu seiner ursprünglichen Truppe zurück. Unterwegs wurde er von einer Patrouille des NKWD aufgegriffen und wegen Desertion vor ein Kriegsgericht ge-

stellt. Das verurteilte ihn zum Tode durch Erschiessen. Inzwischen war Morduchowitsch zurück und hörte von der Sache. Er ging sofort zum Divisionskommissar und erklärte diesem, welcher hervorragender Kämpfer Ignatjew sei. Der Kommissar war erschüttert, meinte aber: «Ich kann jetzt nichts mehr machen.» Ignatjew wurde von dem Bevollmächtigten der Sonderabteilung, vom Stabskommandanten, zwei Soldaten und dem stellvertretenden Politoffizier zur Hinrichtung geführt. Sie gingen in ein Waldstück, der Kommandant trug die Pistole und wollte ihm einen Genickschuss geben. Dabei versagte die Waffe. Ignatjew schaute sich um, brüllte auf und rannte in den Wald. Sie feuerten ihm nach, trafen ihn aber nicht. Er konnte sich verstecken. Kaum drei Kilometer entfernt standen die Deutschen. Drei Tage lang irrte Ignatjew durch den Wald. Nachts gelang es ihm, sich in Morduchowitschs Unterstand bei der Division zu schleichen. Der erklärte: «Hab keine Angst, ich verstecke dich.» Er bot Ignatjew zu essen an, aber der zitterte, schluchzte und konnte keinen Bissen herunterbringen. Fünf Tage lang versteckte Morduchowitsch Ignatjew in seinem Unterstand. Am sechsten Tag ging er zum Divisionskommissar und erzählte ihm alles. «Retten Sie ihn, Genosse Kommissar, er ist aus eigenem Antrieb zurückgekommen! Er sagt, er wolle lieber von der Hand seiner Genossen sterben als zu den Deutschen überlaufen! Ausserdem hat er überhaupt nichts Unrechtes getan.» Der Divisionskommissar liess sich erweichen und fuhr zum Kommissar des Korps. Der machte dem Befehlshaber der Armee Meldung. Das Urteil wurde aufgehoben. Ignatjew blieb in der Division. Jetzt weicht er Tag und Nacht nicht mehr von Morduchowitschs Seite.

«Was läufst du mir ständig nach?»

«Ich fürchte, dass die Deutschen Sie umbringen, Genosse Kommissar, ich beschütze Sie.»

Manche Geschichten dürften allerdings ins Reich der Mythologie gehören.

Man führte einen Kämpfer, der der Fahnenflucht angeklagt war,

zum Tribunal. Der Trupp wurde von Deutschen angegriffen. Die Begleiter liessen ihre Waffen fallen und flohen. Der angebliche Deserteur griff sich ein Gewehr, erschoss zwei Deutsche, griff sich den dritten und nahm ihn mit zum Tribunal.

«Wer bist du?»

«Ich soll hier abgeurteilt werden.»

Wer zum Dienst in einer Strafkompagnie verurteilt wurde, galt als Totenkandidat ohne jede Überlebenschance. Der Sowjetstaat gab ihm Gelegenheit, seine Schande mit Blut abzuwaschen. Dabei bewiesen viele ausserordentlichen Mut. Einer, Wladimir Karpow, wurde zum Helden der Sowjetunion ernannt. Offenbar hatte er sich aber keines politischen Vergehens schuldig gemacht, denn in solchen Fällen war auf Stalins Weisung jede Art von Auszeichnung verboten.

Die Strafkompagnie aus Leuten, deren Urteil man von Erschiessung in Fronteinsatz umgewandelt hat, wird von einem Leutnant befehligt, der Selbstverstümmelung versucht hat.

Die Männer haben fleckige, bärtige Frostgesichter, in denen Temperaturen von minus vierzig Grad ihre Spuren hinterlassen haben. Sie tragen zerschlissene Mäntel. Einige werden von einem bellenden Husten geschüttelt, der tief aus der Brust kommt. Ihre Stimmen sind heiser. Panzer haben die deutschen Stellungen zerschossen und niedergewalzt und in Wolobujewka, im Hinterland des Feindes, eine Gruppe Panzerinfanteristen unter dem Befehl des Obersergeanten Tomilin abgesetzt. Die kämpfte acht Stunden lang und eroberte dabei zwölf Häuser. Tomilin selbst erschoss zehn Faschisten, die Gruppe des Sergeanten Galkin vernichtete dreissig Mann, schoss sechs Häuser mit Maschinengewehren und Maschinenpistolen in Brand, belegte einen Bataillonsstab mit Handgranaten. Die Einheit agierte die ganze Nacht hindurch in zwei Gruppen mit insgesamt fünfundfünfzig Mann. Am Morgen vereinigte sie sich am südlichen Rand von Wolobujewka mit unseren angreifenden Truppen. Tomilin führte seine Kämpfer mit dem Ruf «Vorwärts, Banditen!» ins Gefecht.

Aus dem Kriegstagebuch des 7. Gardehaubitzenregiments:

«Am 12. Januar 1942 machten Untersergeant Iwanow und Aufklärer Ofizerow bei einem Hügel sieben Mann aus. Diese stellten sich als Faschisten heraus, die ein Loch ins Eis geschlagen hatten und darin einen Menschen untertauchen wollten. Als sie beschossen wurden, suchten sie das Weite. Auf dem Eis lag halb erfroren ein Oberfeldscher. Er war starr vor Angst.»

«13. Januar 1942. Unterleutnant Beloussow wurde ausgeschickt, um Verbindung zur Infanterie herzustellen. Er kam durch eine Senke, die mit Wald bewachsen war. Dabei entdeckte er eine Verbindungsleitung zwischen zwei deutschen Posten. Der ihm am nächsten liegende hatte keine Wache aufgestellt. Beloussow kappte die Leitung. Im Wald fand er eine Kabelrolle und erbeutete siebenzig Meter Telefontkabel.»

Immer wieder notierte Grossman merkwürdige Wörter und Redensarten. So hiess Wodka zum Beispiel «Produkt 61», weil er auf der Liste der Versorgungsgüter diese laufende Nummer trug.

Der Koch eines Garderegiments benutzte für alles das Wort «gestalten». «Ich gestalte jetzt den Tisch.» «Ich gestalte Hammelfleisch.» «Ich gestalte Sauerkohl.»

Angriff von 28 deutschen Flugzeugen. Kein Artillerist verliess sein Geschütz, weil sie «mit ihrer Kanone verheiratet sind».

Der Kommissar der 5. Gardekompanie verlor nach einem Angriff von Flugzeugen und Panzern des Gegners den Verstand. Batteriekommandeure benutzen grosse Ikonen als Zeichenunterlage für ihre Karten.

Ein Kommissar schneidet «Schwellen» aus rotem Gummi.<sup>4</sup>

Der Kommandeur eines Haubitzenregiments, Oberstleutnant Tarassow, liegt in der Isba auf dem Fussboden und liest im «*Faust*». Er hat einen Zwicker auf der Nase, den er mit einem Wildledertuch putzt.

Leutnant Tarassow erzählt, wie er den Deutschen «Feuer unterm Arsch» gemacht hat. Laut Meldung der Infanterie würden sich die Deutschen stets auf ein Hornsignal hin zum Mittagessen versam-

melden. Der Rauch hatte die Feldküche verraten. Tarassow befahl, die Geschütze darauf auszurichten und Bereitschaft zu melden. Dann wurde konzentriertes Feuer gegeben. Die Artilleristen hätten laute Schreie gehört.

Ein deutscher Gefangener wurde in einen Lazarettzug gebracht. Um ihm das Leben zu retten, musste eine Bluttransfusion vorgenommen werden. Er aber schrie: «Nein, nein!» Er wollte kein slawisches Blut. Drei Stunden später war er tot.

Unter den Kämpfern breitete sich Panik aus, sie wollten fliehen. Der Bataillonskommandeur, mit zwei Pistolen in den Händen, brüllte: «Wohin wollt ihr denn? Vorwärts für die Heimat... Für Jesus Christus! ... Für Stalin, ihr Hurenöhne!» Die Kämpfer kehrten wieder in ihre Verteidigungsstellungen zurück.

Ein Soldat, Name unbekannt, Gespannführer, zog zwölf Tage lang in Zivilkleidung mit dem Pferdeschlitten durchs Hinterland der Deutschen. Unter dem Stroh im Schlitten hatte er einen Granatwerfer und Munition versteckt. Er feuerte auf deutsche Einheiten und versteckte die Waffe wieder. Wenn er auf Deutsche stiess, sang er ihnen Lieder vor. Sie schöpften keinen Verdacht. War er ein Stück fort, so holte er seinen Granatwerfer hervor und nahm sie unter Beschuss.

Der Fotograf Rjumkin belegte einige Gardeartilleristen mit saftigen Flüchen, weil sie sich beim Schiessen im Gefecht nicht fotogen, also nicht ernst genug verhielten.

Leutnant Matjuschko kommandiert eine Einheit, die die Deutschen in den von ihnen eroberten Bauernhäusern eines Dorfes vernichten soll. Seine Männer stürmen los. Matjuschko erklärt: «Das sind alles Banditen. Hier wird ein Banditenkrieg geführt.» Manche erwürgen die Deutschen mit blossen Händen.

Aus Rauch und Feuer ertönt die Stimme eines Sergeanten: «Hierher nicht schiessen, dieses Haus habe ich besetzt!»

Einer tritt bei uns ein und mustert die Insassen mit einem raschen, finsternen Blick. Alle können sehen, dass er gewöhnt ist, ein Haus zu stürmen und sofort zu töten. Leutnant Matjuschko meint lachend: «Der allein könnte uns jetzt alle umlegen!»

Mit einem Bataillon motorisierter Infanterie [unter Führung von Hauptmann Koslow] stürmen wir das Dorf Malinowka. Die Häuser stehen in Flammen. Die Deutschen schreien und sterben, eine russ-geschwärzte Leiche raucht noch. Die Kämpfer haben zwei Tage nichts gegessen, nur im Laufen trockenes Hirsekonzentrat gekaut. Aus halb eingefallenen Kellern holen sie Kartoffeln, füllen Töpfe mit Schnee und kochen sie auf Kohlen, die sie in den brennenden Häusern gefunden haben.

Wie gerät ein Pferdekadaver in einen Keller? Keine Ahnung! Daneben ein geborstenes Fass Sauerkohl. Die Kämpfer stopfen ihn händeweise in sich hinein und murmeln dabei: «Den kann man ohne Bedenken essen, er ist nicht verdorben.» Daneben, direkt an dem toten Pferd lehnd, wird ein verwundeter Fotoreporter verbunden. «Dann kommen unsere Flugzeuge. Sie wissen nicht, dass das Dorf bereits eingenommen ist, und werfen Bomben ab.» Bataillonskommandeur Koslow wehrt mit Bravour eine Panzerattacke ab, ist dabei lustig und völlig betrunken.

Das III. Gardekavalleriekorps der Kosaken zieht ins Gefecht. Das Hab und Gut des Stabes wird auf LKWs geladen, die Telefonkabel werden eingerollt. Ein frostiger Winterabend von unbeschreiblicher Pracht. Es ist klar und still. Man hört die Holzscheite in den Feldküchen knacken. Die Pferde werden weggeführt. Mitten auf der Strasse umarmt ein Mädchen einen Kosaken und küsst ihn unter Tränen. In den letzten drei Tagen war er ihre Familie. Der liebste Mensch für das Mädchen aus dem Dorf Pogorelowo bei Kursk.

Er war ein hervorragender Richtschütze der Batterie und vom ersten Tag des Krieges an der Front. Ein Splitter hat ihn getötet. Er lachte gerade. Nun liegt er steif gefroren am Boden und lacht. Einen Tag, zwei Tage. Niemand will ihn begraben – zu viel Mühe. Die Erde ist Steinhart gefroren. Schlechte Kameraden sind das! Begraben ihre Toten nicht! Lassen sie liegen und gehen fort. Begräbniskommandos gibt es nicht. Niemanden interessiert das. Niemanden interessiert er. Ich habe in einem Chiffretelegramm den Stab der Front informiert.

Was für eine empörende asiatische Herzlosigkeit! Wie häufig sieht man, dass Reservisten zur Verstärkung in die vordersten Linien geworfen werden, wo noch vor Kurzem Kämpfe tobten. Sie müssen die Plätze der Gefallenen einnehmen, die unbeachtet und nicht begraben herumliegen. Was mag wohl in diesen Menschen vorgehen, die jene ablösen müssen?

Erschiessung eines Verräters. Während das Urteil verlesen wird, graben Pioniere ihm mit Spitzhacken sein Grab. «Ziehen Sie die Stiefel aus», kommt der Befehl. Mit der Spitze des einen Stiefels streift er geschickt den anderen ab. Mit dem zweiten dauert es etwas länger. Er muss auf einem Bein hüpfen. Plötzlich sagt er: «Tretet zurück, Genossen, ein Querschläger könnte euch treffen!»

Die Kursker Magnetanomalie behindert Flieger und Artilleristen, weil sie ihre Geräte stört. Die Magnetanomalie treibt ihre Spielchen mit der «Katjuscha» und diese mit unserer Infanterie. Sie beschiesst die eigenen Linien.

Eines Morgens wird mitten auf einer schneebedeckten Dorfstrasse ein Tisch aufgestellt und mit rotem Tuch bedeckt. Panzersoldaten der Brigade des Obersten Chassin treten an, um mit Orden dekoriert zu werden. Alle Auszuzeichnenden waren über lange Zeit ohne Unterbrechung im Gefecht. Sie wirken eher wie Arbeiter aus einer Werkhalle, in der es heiss zugeht: abgerissene, ölverschmierte Overalls, schwarze Arbeiterhände und typische Arbeitergesichter. Sie werden aufgerufen und stapfen schweren Schrittes unsicher durch den tiefen Schnee nach vorn. «Glückwunsch zur hohen staatlichen Auszeichnung!»

«Ich diene der Sowjetunion!», antworten heisere Stimmen von Russen, Ukrainern, Juden, Tataren, Georgiern. Die Arbeiterinternationale im Krieg.

Nachts rede ich mit dem Kommandeur des Motschützenbataillons, Koslow. Wir sind beide nicht mehr ganz nüchtern. Er bekennt, dass der Held, der am Morgen zwei Orden erhalten hat und mich so begeistert, der Spähtruppführer der Brigade, durchaus kein Held ist.



Das schockiert mich, denn einen echteren Helden als den heute Morgen auf der Dorfstrasse kann ich mir nicht vorstellen. Koslow schenkt mir ein Eisernes Kreuz, das er einem toten [deutschen] Offizier abgenommen hat. Der hatte, so berichtet Koslow, schwer verwundet und betrunken zwischen hunderten Maschinenpistolen-Patronenhülsen gelegen. Rotarmisten haben ihn erschossen. In seiner Tasche fanden sie ein pornografisches Foto.

Am Morgen wollen Koslow und Bukowski einen Schiesswettbewerb mit Pistolen veranstalten. Hinter der Scheune wird eine Zielscheibe an einen alten Birnbaum geheftet. Mich beäugen sie mitleidig und von oben herab: ein Zivilist ohne jede Erfahrung. Per Zufall schlagen alle meine Kugeln genau im Schwarzen ein. Die alten Hasen Koslow und Bukowski treffen nicht ein einziges Mal. Ich denke, das war kein Zufall.

Chassin in einer Isba, von seinem Stab umgeben. Er hat dunkle, hervorstehende Augen und eine Hakennase. Seine Wangen schimmern bläulich von der Rasur. Er ähnelt einem Perser. Mit seiner Hand, die an eine mit Krallen bewehrte Klaue eines riesigen Raubvogels erinnert, fährt er über die Karte. Er erklärt mir, wie der jüngste Angriff seiner Panzerbrigade erfolgte.

Im Frontstab hat man mir erzählt, dass Chassins Familie bei einem Massenmord unter der Zivilbevölkerung ums Leben kam, den Hitlers Schergen in Kertsch verübten. Auf einem Foto, das Chassin rein zufällig zu sehen bekam, erkannte er unter den in einer Grube liegenden Toten seine Frau und seine Kinder. Ich muss daran denken, was dieser Mann wohl fühlen mag, wenn er seine Panzer ins Gefecht führt. Aber ich kann mir kein richtiges Bild von diesem Menschen machen, weil im Stabsquartier eine junge Ärztin laut und ungehemmt das Wort führt. Es heisst, sie kommandiert nicht nur den Obersten, sondern auch seine Panzerbrigade. Sie mischt sich in Weisungen ein, beeinflusst die Auswahl derer, die ausgezeichnet werden sollen.

Interviews mit Soldaten eines motorisierten Infanteriebataillons:



Bei der Panzerbrigade Chassin. Grossman spricht mit einem alten Bauern, der das Georgskreuz aus dem Ersten Weltkrieg trägt.

Michail Wassiljewitsch Steklenkow, hager und blond, geboren 1913, nach der fünften Klasse abgegangen, seitdem Arbeiter. «Warum soll uns langweilig sein? Wir setzen uns hin und singen uns eins. Wir haben keine Zeit für Langeweile! Denken an zu Hause und vergessen alles um uns herum. Meinen Vater haben die Deutschen im Imperialistischen Krieg mit Gas vergiftet. Ich bin am 23. Juli auf die Militärpolitische Schule nach Iwanowo geschickt worden. Dann – Alarm, antreten, Sachen empfangen und ab an die Front...

Manchmal werde ich gefragt: ‚Warum bist du so fröhlich?‘ – ‚Warum sollte ich es nicht sein?‘ In der Isba fragt mich die Frau: ‚Was singen Sie denn dauernd, wir haben Krieg!‘ Ich zu ihr: ‚Jetzt muss man erst recht singen.‘

Wir sind eine tapfere Truppe: keinen Schritt weg vom Geschütz. Wenn ich da liege, schaue ich, wie die Bomben fallen. Wenn nötig, rücke ich ein bisschen zur Seite. ... Nur,... der Tabak ist uns ausge-

gangen. ... Ich habe eine 45-Millimeter-Kanone. Mit der zu schießen ist toll...

Warum soll ich das Ende des Krieges herbeisehnen? Wenn ich es erlebe, geht's wieder nach Hause. Wenn nicht, na und? Vor dem Krieg habe ich es nicht gepackt, zu heiraten. Jetzt brauche ich den Krieg sogar. Wenn ich nach hinten muss, wird's mir langweilig.» Er hat Erfrierungen an Händen und Füßen, meldet sich jedoch nicht krank.

«Ich fürchte keine Kugel. Zum Teufel mit ihr, soll sie mich treffen. Wenn wir schießen, geht's mir gut.»

Iwan Semjonowitsch Kanajew, geboren 1905, aus Rjasan, verheiratet, vier Kinder.

«Ich wurde am 3. Juli 1941 einberufen. Als sie mit dem Befehl kamen, war ich gerade beim Holzhacken. Wir haben Lieder gesungen und Wodka getrunken. Was soll's? In Daschki habe ich fahren gelernt. Frau und Mutter haben mich besucht. Ich hatte einen guten Chef, der hat mich öfter weggelassen. Sechsmal war ich zu Hause.

Als wir näher an die Front kamen, habe ich wirklich Angst bekommen. Aber dann im Gefecht wurde es besser. Und jetzt ist es, als ob ich in die Fabrik zur Arbeit gehe. Zuerst war mir mulmig, aber jetzt fürchte ich keine Kugel mehr. Nur ihre Granatwerfer machen mir Sorgen. War auch schon im Sturmangriff, aber der Deutsche wollte nicht. Als wir mit ‚Hurra‘ vorstürmten, ist er aufgesprungen und davongelaufen.

Gut, wenn man einen lustigen Kumpel hat, der Witze erzählt oder singt.

Mein Gewehr ist mir lieb geworden, es lässt mich nicht im Stich. Bei Bogoduchowka ist es mir in den Dreck gefallen. Erledigt, dachte ich. Aber es funktioniert noch, Gott sei Dank.

Das Heimweh ist jetzt nicht mehr so schlimm. Die Kinder möchte ich schon gern sehen, besonders den Jüngsten. Er wurde geboren, da war ich schon weg. Manchmal packt einen die Sehnsucht. Hier habe ich einen Freund, Selidow, wir sind seit dem ersten Tag zusammen.

Heute sind wir fünfzig Kilometer marschiert. Wenn die Füße gesund sind, ist das nicht so schwer.

Meine Feldtasche ist leicht. Brot, ein Heft, einmal Unterwäsche und Reservefusslappen. In Petrischtschewo haben wir Beute gemacht. Ich habe nichts genommen. Was soll ich damit? Dafür kann man erschossen werden. Armbanduhren hätte ich jede Menge haben können. Aber ich bin halt so. Es widert mich an, ihn [den Feind] und seine Sachen anzufassen. Die Kameraden nehmen, was sie kriegen können, aber ich mag so was nicht anrühren. ...

Panzer? Klar, habe ich welche gesehen. ...

Einem Deutschen habe ich schon von Angesicht zu Angesicht gegenüber gestanden. Er hat mich verwundet, und ich habe ihn umgelegt. Er kam herausgesprungen. Ich habe einen Moment gezögert, denn ich wollte ihn lebend kriegen. ‚Halt!‘, schreie ich. Er ballert eine Salve gegen mich und trifft mich am Arm. Ich halte auf ihn, er fällt um. Dann hat mir eine Frau einen Topf Milch aus dem Haus gebracht, und ich habe getrunken. Verbandszeug war keins mehr da. Mit meinem hatte ich einen verwundeten Jungen an der Schulter verbunden.

Vor einem Granatwerfer darfst du nie weglaufen. Wenn du die Flucht ergreifst, bist du erledigt! Wenn der [Feind] mit dem Maschinengewehr auf dich hält, trifft er nicht so genau. Du wirfst dich hin und wartest ab. Wenn er sein Feuer unterbricht, laufe nach vorn. Wenn du nach hinten läufst, erwischt er dich auf jeden Fall!

Die Luftwaffe – was kann die schon ausrichten? Wir verstreuen uns übers Feld. Der Granatwerfer ist allerdings ein hässliches Ding. Das Effektivste, was der Deutsche hat.

Zu Hause habe ich mich erschreckt, wenn das Tor quietschte, hier fürchte ich mich vor gar nichts. In Petrischtschewo habe ich einen Maschinengewehrschützen vom Dach geholt. Wir haben uns herangepircht, dann mussten wir uns hinwerfen. Strenger Frost, wir mussten lange liegen, ich war stocksteif gefroren. Als ich wieder aufsprang, hat mir alles wehgetan! Ich habe mit dem Gewehr auf ihn

geschossen, und sofort war Ruhe. Später stellte ich fest, dass ich ihn in die Augenbraue getroffen habe. Ich habe ungefähr fünfzehn von ihnen getötet.

Lustig war es, als wir in Morosowka ins Gefecht gestürmt sind. Er geht zurück, und wir hinterher. Hab ich vielleicht den Krieg angefangen? Wir kämpfen auf unserem eigenen Boden.

Ich bekomme viel zu hören. Die Bevölkerung berichtet über ihn [den Deutschen] solche Sachen, solche Gemeinheiten! Wie kann man die je verzeihen? Eine Frau wollte eine Nadel von mir haben. Ich habe im Gefecht einen Spannungsgurt verloren. Konnte wieder einen besorgen, aber nichts da zum Annähen. Knöpfe dagegen habe ich immer eine ganze Tasche voll.

Ich denke, wir werden siegen. Ich weiss nur nicht, wie. Im Sommer haben sie es uns gegeben, nicht wahr? Er [der Deutsche] ist ein hervorragender Kämpfer, aber feige.

Hab was abgekrigt, Entschuldigung, ist mir peinlich. Dachte schon, dass ich bei meiner Frau ohne... ankomme. Der Arzt hat sich's angeschaut und gesagt: ‚Hast Glück gehabt, alles in Ordnung‘.

Im Morgengrauen kämpft sich's gut. Wie wenn man zur Arbeit geht. Im Dunkeln sind alle seine Pünktchen zu sehen, besonders bei den Leuchtpurgeschossen. Wenn du das Dorf einnimmst, wird es schon hell.

Für die Weiber hab ich jedes Gefühl verloren, aber die Kinder würde ich gern sehen, nur einen Tag, dann könnte ich kämpfen bis zum Ende.

Im Dorf mussten wir manchmal härter schuften als im Krieg. Im Dorf ist es echt schwerer. Hier habe ich mich eingewöhnt, schlafe sogar, wenn die Artillerie oder die Granatwerfer schiessen. Schnarache direkt auf dem Schnee. Aber gefroren habe ich in diesem Winter viel.

Zur Moral des Kämpfers gehört: Im Gefecht werden nicht nur die Verwundeten, sondern auch die Gefallenen nach hinten geschleppt. Als ich mal halb betäubt war, ist ein Kamerad gekommen und hat mich aus dem Kampfgebiet gebracht.»

«Den Mutigen trifft keine Kugel», sagt Kanajew. Alle liegen, er steht auf und ruft: «Kämpfer, mir nach!» Bei Bogoduchowka hat er die Gruppe zum Angriff geführt. Er ist kein Feigling. «Keine Sorge, Genosse Politoffizier, uns treffen sie nicht!»

Gedanken des Hauptmanns Koslow: «Um im Gefecht gezielt zu schiessen, braucht es viel Mut. Bei uns haben sechzig Prozent der Kämpfer während des ganzen Krieges überhaupt noch keinen Schuss abgegeben.<sup>5</sup> Die Hauptrolle im Krieg spielen schwere Maschinengewehre, Bataillonsgranatwerfer und der Mut des Einzelnen. In meinem Bataillon fordere ich: Die Gewehre werden vor dem Gefecht gereinigt und nach dem Gefecht geprüft. Wer nicht geschossen hat, ist ein Deserteur.

Ich wage zu behaupten, dass wir noch keinen einzigen richtigen Nahkampf gehabt haben. Dabei ist kein einziges Bajonett mehr da. Ich fürchte mich sehr vor dem Frühjahr. Wenn es wärmer wird, kann uns der Deutsche wieder das Laufen lehren.»

Hauptmann Koslow sollte mit seinen Befürchtungen recht behalten. Hitler bereitete eine Grossoffensive im Süden vor, um die Olfeider des Kaukasus zu erobern. Stalin dagegen war überzeugt, dass die Wehrmacht erneut gegen Moskau vorrücken werde. Wegen Hitlers Starrsinn sollte die deutsche Sommeroffensive von 1942 jedoch zur Schlacht von Stalingrad führen.<sup>6</sup>

## 12.

### «Die gnadenlose Wahrheit des Krieges»

Anfang März 1942 schrieb Wassili Grossman an seinen Vater, wie orientierungslos ihn dieser Kriegswinter gemacht habe.

Manchmal scheint mir, als sei ich mein ganzes Leben lang auf Lastwagen gefahren, hätte in Scheunen und halb verbrannten Bauernhäusern geschlafen, als hätte ich nie ein anderes Leben geführt. Habe ich dieses andere Leben etwa nur geträumt?

Den ganzen Winter war ich in Bewegung. Was ich nicht alles erlebt habe! Ich bin ein richtiger Haudegen geworden, meine Stimme ist rau von Machorka und Kälte, meine rechte Schläfe wird langsam grau – warum wohl?<sup>1</sup>

Schon am nächsten Tag schrieb er erneut.

Es ist wieder Winter geworden und grimmig kalt. ... Wie gern möchte ich jetzt in der warmen Sonne sitzen. Ich habe es so satt, dauernd an die Nase oder die Ohren zu fassen, um festzustellen, ob sie noch da sind. Übrigens habe ich sechzehn Kilo abgenommen. Das ist sehr gut. Weisst du noch, was für einen Bauch ich hatte?<sup>2</sup>

Als Grossman Anfang April wieder in Moskau war, suchte er Ortenberg auf, der bald darauf über das Gespräch notierte: «Wassili Grossman erschien bei mir und erklärte ohne Umschweife: ‚Ich will eine Erzählung schreiben. Er wartete meine Antwort nicht ab, sondern fügte sofort hinzu: ‚Dafür brauche ich zwei Monate Urlaub.‘ Mich beeindruckte er damit nicht, was er wohl erwartet hatte. An der Front war es

gerade relativ ruhig, und ich gab meine Zustimmung.»<sup>3</sup> Grossman benachrichtigte umgehend seinen Vater.

Ich habe zwei Monate Urlaub zum Schreiben bekommen – vom 10. April bis zum 10. Juni. ... Ich freue mich darüber wie ein Kind. Wieder in Moskau zu sein, bedeutet mir ungeheuer viel – die Stadt, die Strassen und Boulevards sind für mich wie die Gesichter lieber Menschen...

Meine materielle Lage hat sich etwas verbessert: Ich habe einen Vertrag über einen kleinen Band Berichte und Erzählungen von der Front abgeschlossen. Schon heute geht Geld an dich ab ...

In unserer Wohnung ist es sehr kalt. Jenny Genrichowna ist so schwach geworden...

Ich bin kaum ausgegangen, seit ich hier bin... Mein Chefredakteur hat mir so viel Arbeit aufgehalst, dass ich Tag und Nacht darüber sitzen musste. Das war gar nicht schlecht, denn in der Redaktion ist es warm, und ich habe Buchweizengrütze zu essen bekommen. Sonst könnte mich die Frontverpflegung ja glatt verwöhnen.

In Tschistopol werde ich an einer Erzählung arbeiten... Körperlich geht es mir mittelmässig, bin ziemlich müde, huste sehr, habe mich bei den Flügen an der Front in offenen Maschinen stark erkältet.<sup>4</sup>

Grossman fuhr nach Tschistopol, sobald er konnte. Während er hier bei seiner Frau lebte, arbeitete er täglich viele Stunden an seinem Roman [denn dazu wuchs sich das Werk aus] über die Katastrophe von 1941, dem er den Titel «*Dies Volk ist unsterblich*» geben wollte. Dieses Buch, für das er vor allem seine Notizen von der Front verarbeitete, sollte unter den Soldaten der Roten Armee sehr populär werden. Grossman, ein jüdischer Intellektueller aus einer ganz anderen Welt, hatte an der Front nicht nur Mut bewiesen, sondern vor allem auch sehr genau und mitfühlend beobachtet. Doch trotz aller Arbeit an dem Buch sehnte sich Grossman an die Front zurück. Seinem Vater schrieb er am 15. Mai aus Tschistopol, er werde in der ersten Juniwoche wieder abreisen.



An der Front geht es wieder los. Ich höre begierig die Nachrichten im Radio. Dort [an der Front] wird jetzt über alle Fragen und Schicksale entschieden.<sup>5</sup>

Drei Tage zuvor war Marschall Timoschenko aus dem Frontbogen von Barwenkowo, südlich von Charkow, mit 640'000 Mann zum Angriff vorgegangen. Diese Operation sollte zu einem schrecklichen Desaster werden. Die Heeresgruppe Süd der Wehrmacht war gerade dabei, das «Unternehmen Fridericus» als Auftakt für das «Unternehmen Blau», ihre grosse Sommeroffensive, die bis nach Stalingrad und in den Kaukasus geplant war, in Gang zu setzen. Der unüberlegte Vorstoss der Sowjets geriet überraschend zwischen den Hammer von Kleists 1. Panzerarmee und den Amboss von General Paulus' 6. Armee. In kaum einer Woche wurden zwei sowjetische Armeen eingekesselt und fast völlig aufgerieben. Die Deutschen nahmen etwa eine Viertelmillion Mann gefangen. Dieses Debakel scheint Grossmans Begeisterung für die Front rapide abgekühlt zu haben. Er widmete sich wieder seinem Buch.

Ich arbeite hier sehr viel [schrieb er am 31. Mai seinem Vater]. So viel habe ich wohl noch nie im Leben gearbeitet. ... Vorgestern habe ich Assejew einiges vorgelesen. Es hat ihm sehr gefallen...

Leider geht mein Urlaub zu Ende, und ich bin sehr erschöpft, habe wohl etwas übertrieben. Völlig unerwartet ist ein sehr liberales Telegramm von meinem gestrengen Chefredakteur eingegangen. Er schreibt, er habe nichts dagegen, wenn ich meinen Urlaub verlängere, um die Arbeit in Tschistopol zum Abschluss zu bringen. Bei dieser Erlaubnis werde ich hier wohl weitere sieben bis zehn Tage bleiben. Ich schreibe über den Krieg, über den Sommer und Herbst 1941...

Dass ich gar kein Geld habe, macht mir sehr zu schaffen. ... Ich habe an alle meine Moskauer Verlage Briefe geschrieben, aber keiner der Hundesöhne hat mir bis jetzt auch nur eine Kopeke geschickt...

Ich muss oft an Katja denken. Wie gern möchte sie wiedersehen.



Ein typischer Rotarmist, dessen Tapferkeit und Unverwüstlichkeit Grossman in seinem Roman *«Dies Volk ist unsterblich»* beschrieben hat.

... Sie ist bestimmt schon sehr gross. Ich habe zwei Briefe von ihr bekommen, die mich spüren lassen, dass sie sich kaum noch an mich erinnert. So wenige kalte Zeilen...

Abends sitze ich manchmal unter dem Apfelbaum, der jetzt in voller Blüte steht, und schaue auf die erleuchteten Fenster des Hauses. Es ist so friedvoll und still hier. Das kommt mir ganz merkwürdig vor. Ich kenne einen General namens Ignatjew, der einmal gesagt hat,

dass die tapfersten Menschen im Krieg die Berichterstatter sind. Immer wieder müssen sie aus dem Hinterland an die Front zurück. Der unangenehmste Augenblick ist genau dieser Wechsel von den Nachtigallen zu den Flugzeugen...

Ich habe gerade eine Karte von der Umzugsverwaltung bekommen, dass Mama nicht in den Listen der Evakuierten steht. Mir war auch so klar, dass sie nicht mehr weggekommen ist. Aber es hat mir doch einen Stich ins Herz gegeben, als ich es jetzt schwarz auf weiss gelesen habe.<sup>6</sup>

Grossman scheint die zusätzliche Zeit, die ihm Ortenberg genehmigte, nicht gebraucht zu haben. Schon am 11. Juni lieferte er das Manuskript bei seinem Chefredakteur ab und schrieb am nächsten Tag erneut an seinen Vater.

Mit meiner Erzählung scheint alles in Ordnung zu sein. Der Chefredakteur hat sie gestern durchgelesen und war begeistert. Nachts hat er mich holen lassen und mich förmlich abgeküsst. Er hat mir einen Haufen schmeichelhafter Dinge gesagt und versprochen, sie in voller Länge in der *Krassnaja Swesda* abzudrucken. Dabei ist sie sehr lang geworden – ein richtiger Roman. ... Wie die Leser das Buch aufnehmen werden, macht mir schon sehr zu schaffen. ... Übrigens könnte es meine materielle Lage stark verbessern. Ich hoffe, dass du dich davon in der nächsten Zeit selber überzeugen kannst. Das freut mich über die Massen. Du bist bestimmt ganz abgemagert, mein Armer.<sup>7</sup>

Seiner Frau in Tschistopol berichtete er nahezu das Gleiche, fügte allerdings mit rührendem Stolz hinzu:

Ich bin ein wichtiger Mann in der Redaktion geworden. Der Chefredakteur lässt mich bis zu zehnmal am Tag rufen. Ich habe schon mein Bett im Büro aufgeschlagen, denn bis zwei, drei Uhr nachts lesen wir jetzt Korrekturfahnen.<sup>8</sup>

Dazu Ortenberg: «Exakt nach zwei Monaten brachte Wassili Semjonowitsch ‚*Dies Volk ist unsterblich*‘, ein Manuskript von etwa zweihun-

dert Seiten. Ich habe es, wie man so sagt, in einem Zug gelesen. Etwas Ähnliches ist mir in diesem Krieg noch nicht untergekommen. ... Wir beschlossen, sofort mit dem Druck zu beginnen. Das erste Kapitel ging gleich in Satz. Als die Drei-Spalten-Fahnen fertig waren, nahm ich sie zum Korrekturlesen. Grossman stand neben mir und folgte eifersüchtig jeder meiner Bewegungen, damit ich nur ja keine unnötigen Korrekturen anbringe.»<sup>9</sup>

Am 14. Juli 1942 teilte Grossman in grosser Aufregung seinem Vater mit:

Heute hat *Krassnaja Swesda* begonnen, meine Erzählung in Fortsetzungen abzdrukken... .Vorgestern habe ich dir per Telegramm 400 Rubel überwiesen! Ich bleibe noch drei Wochen bis einen Monat in Moskau, solange die Fortsetzungen erscheinen.<sup>10</sup>

Am 12. August schrieb Ortenberg: «Heute ist das letzte Kapitel von Wassili Grossmans Erzählung ‚*Dies Völk ist unsterblich*‘ erschienen. Wir haben sie auf achtzehn Ausgaben der Zeitung verteilt. Mit jeder Nummer ist das Interesse der Leser gewachsen. Achtzehn Tage und Nächte haben der Verfasser und ich hier gestanden und den Satz des jeweils neuen Kapitels korrekturgelesen, bevor wir es zum Druck freigaben. Konflikte hatte ich mit Wassili Semjonowitsch nicht. Nur über das Ende haben wir heftig diskutiert. Der Hauptheld I. Babadschanjan kommt ums Leben. Als ich das Manuskript zum ersten Mal las, und auch jetzt bei der Lektüre des gesetzten letzten Kapitels, habe ich den Verfasser gefragt: Können wir einen Helden, der dem Autor so ans Herz gewachsen ist, nicht wieder zum Leben erwecken?! Darauf antwortete Wassili Semjonowitsch: ‚Dann wäre es nicht die Wahrheit dieses Krieges...‘»<sup>11</sup>

Grossman erwartete allerdings eine grosse Verlegenheit, die jeder Schriftsteller fürchtet. Es war auch ungewöhnlich, eine reale Person zum Haupthelden eines Buches zu erwählen. Babadschanjan war nicht tot, wie man Grossman gesagt hatte. Aber der Major, der es bis zum berühmten Panzergeneral bringen sollte, verzieh dem Schriftsteller, dass er ihn im Roman hatte sterben lassen.

In Moskau hatte indessen kaum jemand eine Vorstellung von dem Desaster, das sich im Süden abspielte, als Hitlers Armeen bis zur Wolga vor stiessen und in den Kaukasus eindringen. Grossmans Brief an seine Frau vom 22. Juli deutet an, dass selbst Leute, die aus der Region nach Moskau kamen, von der Gefahr nichts ahnten.

Gestern ist Kostja Bukowski mit dem Flugzeug aus Stalingrad gekommen. Wir haben ihn gebührend «empfangen», Wodka getrunken und miteinander gesungen.... Twardowski hat ein wunderbares Kapitel aus seinem neuen Poem [«Wassili Tjorkin»] vorgetragen. Alle waren zu Tränen gerührt.<sup>12</sup>

Drei Wochen später, am 19. August, schrieb Grossman seinem Vater:

In einigen Tagen fahre ich an die Front.... Dein Vaterherz würde sich freuen, wenn du wüsstest und sehen könntest, wie ich in der Armee seit dem Erscheinen meiner Erzählung aufgenommen werde. Bei Gott, ich bin stolz und gerührt. Von ganz oben bis ganz unten erfahre ich nur Gutes.

Mein Lieber, auch meine persönlichen Angelegenheiten könnten besser nicht sein: Ich habe Erfolg und Anerkennung. Trotzdem ist mir sehr schwer ums Herz. Ich möchte all meinen Lieben furchtbar gern helfen, sie an einem Ort vereint sehen. Besonders quält mich der Gedanke an Mamas Schicksal. ...

Ich habe einen Brief von Wadjas Sohn Juri bekommen. Er ist im Krieg, ist Leutnant, war schon häufig im Gefecht und ist verwundet worden.<sup>13</sup>

Grossmans junger Cousin Juri Benasch sollte nach Stalingrad abkommandiert werden, wohin auch Grossman sich aufmachte.

## 13.

### *Der Weg nach Stalingrad*

Während Grossman an seinem Werk *«Dies Völk ist unsterblich»* schrieb, hatte der deutsche Generalstab die Pläne für Hitlers grosse Sommeroffensive, «Unternehmen Blau», ausgearbeitet. Wie bei einer Neuauflage von «Unternehmen Barbarossa» beabsichtigte Hitler, tief in den Kaukasus vorzudringen, um die dortigen Ölfelder in die Hand zu bekommen. Er war überzeugt, dass er mit dieser Brennstoffquelle den «Grossen Drei», den Grossmächten, die sich gegen ihn verbündet hatten, Paroli bieten konnte. Aber am 12. März, sechs Tage vor dem geplanten Beginn der deutschen Operation, startete Marschall Timoschenko, wie im 12. Kapitel beschrieben, südlich von Charkow seine eigene Offensive in der Absicht, damit die Stadt zurückzuerobern. Der sowjetische Vorstoss scheiterte jedoch. Die starke Konzentration deutscher Truppen in diesem Raum und ihre rasche Reaktion auf die neue Lage hatten eine weitere verheerende Einkesselung zur Folge. Fünf Tage später nahm General Paulus' 6. Armee mehr als drei sowjetische Armeen in die Zange. Die Nachricht von dieser Katastrophe war ein Schock, insbesondere für Grossman, der sich lange in der Region aufgehalten hatte und viele der betroffenen Männer persönlich kannte.

Ein wichtiger Nebeneffekt dieser Schlacht bestand darin, dass das «Unternehmen Blau» nun auf Ende Juni verschoben wurde. Ein deutscher Stabsoffizier, der alle Pläne für die Offensive im Süden bei sich führte, wurde über sowjetischem Gebiet abgeschossen, als sein Pilot sich verflüchtete. Aber Stalin weigerte sich, die Tatsachen zur Kenntnis zu nehmen. Wieder glaubte er, das sei nur ein Trick. So hatte er seinerzeit auch die Warnungen vor dem «Unternehmen Barbarossa» in den Wind

geschlagen. Er war überzeugt, Hitler werde noch einmal Moskau angreifen. Er brauchte allerdings nicht lange, um zu erkennen, welche fatalen Folgen seine Sturheit hatte. Timoschenkos Südwest- und Südfront, denen man bereits bei Charkow übel mitgespielt hatte, wurden nun in wilde Flucht geschlagen. Paulus' 6. Armee stiess in den weiten Bogen des Don hinein, während drei andere deutsche Armeen – die 4. Panzerarmee, die 1. Panzerarmee und die 17. Armee – auf ihrem Weg zum Kaukasus den Unterlauf des Don erreichten.

Stalin geriet in Panik. Am 19. Juli erteilte er dem Stalingrader Verteidigungskomitee die Weisung, die Stadt unverzüglich auf Kämpfe vorzubereiten. Bisher hatte man es für undenkbar gehalten, dass die Deutschen die Wolga erreichen oder gar die Stadt angreifen könnten, die seinen Namen trug. Ruhte doch sein persönlicher Nimbus auf einer stark übertriebenen Version der Verteidigung der Stadt, die damals noch «Zarizyn» hiess, unter seiner Führung im Bürgerkrieg.

Inzwischen begann Hitler sich in die Operationspläne des deutschen Generalstabs einzumischen. Ursprünglich war für Paulus' 6. Armee die Aufgabe vorgesehen, bis Stalingrad vorzurücken, die Stadt aber nicht einzunehmen. Damit wollte man die linke Flanke von «Unternehmen Blau» längs der Wolga absichern, während der Hauptstoss gegen den Kaukasus geführt werden sollte. Bald jedoch wurde dieser Plan geändert. Die 6. Armee erhielt nun den Auftrag, unterstützt von der 4. Panzerarmee, die man vom Kaukasus umdirigierte, die Stadt Stalins einzunehmen.

Am 28. Juli – die Deutschen hatten gerade Rostow erobert, und drei ihrer Armeen setzten über den Don, um ihren Vorstoss Richtung Kaukasus fortzusetzen – erliess Stalin den berüchtigten Befehl Nr. 227: «Keinen Schritt zurück!» Wer ohne Befehl zurückwich oder sich ergab, sollte als «Vaterlandsverräter» behandelt werden. Grossmans Tochter hörte später, dass es darüber in der Redaktion von *Krassnaja Swesda* folgenden Disput gab: «Als der berühmte Befehl erging, Deserteure sofort zu erschiessen, sagte Ortenberg zu meinem Vater, zu Pawlenko und [Alexej] Tolstoi<sup>1</sup>, die zu diesem Zeitpunkt in seinem Bü-

ro versammelt waren: ‚Kann einer von euch bitte dazu einen Artikel schreiben?‘ Mein Vater antwortete sofort, ohne nachzudenken: ‚Etwas Derartiges schreibe ich nicht.‘ Pawlenko wurde darüber fuchsteufelswild. Er fuhr zu ihm herum und zischte wie eine Schlange: ‚Sie sind ein arroganter Mann, Wassili Semjonowitsch, ein sehr arroganter Mann!‘ Aber Tolstoi, der nur dastand und sich an diesem Disput nicht beteiligte, schrieb später eine Geschichte von einem Deserteur wie ein Raubtier, der sich aus der Roten Armee absetzt, in ein Haus geht und dort kleine Kinder umbringt.›<sup>2</sup>

Die zurückflutenden sowjetischen Armeen befanden sich in heller Auflösung. Tausende Menschenleben wurden in sinnlosen Konterattacken geopfert. Viele, die im Donbogen, sechzig Kilometer westlich von Stalingrad, eingeschlossen waren, ertranken, als sie schwimmend durch den Fluss zu fliehen versuchten. Grossman konnte später einige Männer interviewen, die die Katastrophe überlebt hatten. Hier ein Bericht, den er von Wassili Kulijew erhielt, einem achtundzwanzigjährigen Frontberichterstatter und ehemaligen Pionierleiter, der sich selbst zum Kommissar einer Gruppe ernannt hatte.

«Unter Granatwerfer- und Maschinengewehrfeuer zogen wir uns kämpfend zurück. Im Vorwerk Markowski sassen wir in einem Schützengraben unter schrecklichem Beschuss. Dann suchten wir der Einkreisung zu entkommen. Ich ernannte mich selbst zum Kommissar einer Gruppe von achtzehn Mann. Wir lagen in einem Weizenfeld, da tauchten berittene Deutsche auf. Ein Rothaariger brüllte: ‚Rus, uk wech!‘<sup>3</sup> Wir antworteten mit einer Salve aus unseren Maschinenpistolen. Dabei holten wir vier Deutsche von ihren Pferden herunter. Wir schlüpfen durch die Lücke und schossen weiter aus Maschinenpistolen und dem Maschinengewehr. Die Deutschen waren fünfundzwanzig. Von unseren achtzehn Mann blieben noch sechzehn am Leben.<sup>4</sup>

Nachts schlichen wir durch die Weizenfelder. Aber der überreife Weizen raschelte, und die Deutschen schossen wieder mit Maschinengewehren auf uns. Bald waren wir nur noch zu sechst.



Nach und nach wuchs unsere Gruppe wieder auf sechzehn an. Wir zogen jetzt quer durchs Gelände, vermieden Strassen und Dörfer. Nachts lagerten wir am hohen Ufer des Don.<sup>5</sup> Wir versuchten ein Seil aus unseren Zeltplanen zu knüpfen, um die Verletzten über den Fluss zu bringen, aber es war zu kurz. Ich schlug vor hinüberzuschwimmen. Alle Dokumente in ein Käppi, die Munition in eine Umhängetasche. Mitten im Fluss war ich so erschöpft, dass ich die Tasche ins Wasser fallen lassen musste. Aber meine Notizbücher habe ich im Käppi gerettet.»

Nachdem die Deutschen die sowjetischen Truppen vom Westufer des Don vertrieben hatten, gruppierte General Paulus seine Einheiten für den nächsten Sprung nach vorn um. In den frühen Morgenstunden des 21. August setzte deutsche Infanterie in Landungsbooten über den Don und schuf Brückenköpfe auf dem Ostufer. Rasch gingen Pioniersoldaten ans Werk, und bereits am nächsten Mittag waren mehrere panzerfähige Pontonbrücken über den «Stillen Don» geschlagen. Motorisierte Einheiten rollten in die Brückenköpfe.

Am 23. August 1942, einem Sonntag, führte die 16. Panzerdivision den weiteren Vorstoss durch die Steppe an. Am späten Nachmittag erreichte sie nördlich von Stalingrad die Wolga. Über ihr wackelten die Bomber der 4. Luftflotte von General Wolfram von Richthofen mit den Flügeln, um den Bodentruppen Mut zu machen. Stalingrad, das sie mit Bombenteppichen belegt hatten, lag in Trümmern. An jenem Spätsommertag und den nächsten drei Tagen sollen in der brennenden Stadt 40'000 Zivilisten ums Leben gekommen sein.

Zur gleichen Zeit machte sich Grossman auf Ortenbergs Weisung aus der sowjetischen Hauptstadt in Richtung Stalingrad auf den Weg, um über die bevorstehende Schlacht zu berichten.

Wir verliessen Moskau am 23. August mit dem Wagen. Der war in der Redaktionswerkstatt gründlich für den Weg von etwa tausend Kilometern vorbereitet worden. Aber nach kaum drei Kilometern Fahrt kam bereits die erste Zwangspause: An allen vier Rädern wa-

ren die Reifen platt. Während unser Fahrer Burakow sich nicht genug wundern konnte und in aller Ruhe daranging, die Schläuche zu flicken, machten wir erste Interviews mit Bürgern aus dem Moskauer Randgebiet. Auf der Chaussee kam uns ein Mädchen entgegen: braun gebrannt, Hakennase und verwegene blaue Augen.

«Wie finden Sie die Obersten?»

«Wie soll ich die denn finden?»

«Und die Leutnants?»

«Die gehen mir auf die Nerven. Die einfachen Soldaten – die gefallen mir.»

Obwohl er dringend nach Süden musste, konnte Grossman der Verlockung nicht widerstehen, noch einmal Leo Tolstois Landgut zu besuchen, das er im Oktober kurz vor der Beschlagnahmung durch General Guderian zum letzten Mal gesehen hatte.

Jassnaja Poljana: Neben Tolstoi liegen jetzt 83 Deutsche begraben. Man hat sie in den Kratern der Brandbomben verscharrt, die sie hier abgeworfen haben.

Vor dem Haus eine einzige Blumenpracht – Hochsommer. Ein stilles, ungestörtes Idyll.

Auch auf Tolstois Grab ein Blumenmeer. Bienen summen in den Blüten. Aber der grosse Obstgarten des Landguts ist dem Frost zum Opfer gefallen. Grau und tot wie Friedhofskreuze stehen die verdorrten Apfelbäume da.

Wieder auf der aschefarbenen Chaussee. In den Dörfern haben die Frauen das Sagen. Auf dem Traktor, im Dorfsowjet, bei der Bewachung der Kolchosspeicher, auf dem Pferdehof, in der Warteschlange für Wodka. Eine Gruppe Mädchen, leicht beschwipst und mit einer Harmonika, kommt uns singend entgegen: Eine Freundin wird zur Armee verabschiedet. Frauen tragen jetzt die gesamte Last der Arbeit. ... Die Frau ist zum Stützfeiler geworden. Sie schickt der Front Brot, Flugzeuge, Waffen und Munition. Sie ernährt und bewaffnet uns jetzt. Wir Männer haben die zweite Hälfte der Arbeit

zu erledigen – mit der Waffe zu kämpfen. Das tun wir schlecht. Wir sind bis zur Wolga zurückgewichen. Die Frau schweigt. Kein Vorwurf, kein böses Wort kommt von ihrer Seite. Hält sie sich nur zurück? Oder versteht sie, wie schrecklich schwer ein Krieg ist, auch ein erfolgloser Krieg?

Die Quartierwirtin ist übermütig, lustig, zu Scherzen aufgelegt. Sie sagt: «Ach, jetzt ist Krieg. Im Krieg darf man alles.» Dabei schaut sie Burakow intensiv an – ein hübscher, stattlicher Bursche. Der zieht vor Verlegenheit eine finstere Miene. Sie lacht und wechselt das Thema. Sie hätte nichts dagegen, für ein Hemd ein Stück Butter herauszurücken oder den Militärs einen halben Liter [Wodka] abzukaufen.

In der folgenden Nacht eine ganz andere Wirtin. Alles pieksauber. Zweideutige Dialoge – undenkbar. Im Dunkel der Nacht fasst sie Vertrauen, erzählt von ihrer Wirtschaft, ihrer Arbeit, lacht, zeigt uns ihre Küken, spricht von Kindern, Mann und Krieg. Und alle sind hingerrissen von dieser reinen, einfachen Seele.

So ist das Weiberleben im Hinterland und an der Front – zwei Ströme, ein reiner, heller und ein dunkler, militärischer: «Ach, jetzt ist Krieg.»

Aber die PPSch sind unsere grosse Sünde.

Mit PPSch bezeichnete man die «Kriegsfrauen». Die Ironie der Sache liegt darin, dass der volle russische Begriff «pochodno-polewaja schena» [Marsch- und Feldfrau] ebenso abgekürzt werden konnte wie die damals zur Standardausrüstung der Roten Armee gehörende Maschinenpistole «pistolet-pulemjot-Schpagina» [Maschinenpistole Schpagin]. Kriegsfrauen waren junge Krankenschwestern, Telefonistinnen, Maschinenschreiberinnen in den Stäben. Anstelle des vorgeschriebenen Käppis trugen sie eine Baskenmütze, weit auf den Hinterkopf geschoben. Zuweilen nötigte man sie geradezu, die Geliebten höherer Offiziere zu werden. Grossman machte sich zu diesem Thema sarkastische Notizen, die er möglicherweise später literarisch verarbeiten wollte.

Frauen als PPSch.

Natschacho, eingestellt als Leiterin der Abteilung Beschaffung.

Weinte eine Woche, liess sich dann aber überreden.

«Wer ist das?»

«Die PPSch des Generals.»

«Aber der Kommissar hat keine PPSch.»

Drei Uhr morgens, vor dem Angriff.

«Wo ist der General?»

«Schläft bei seiner Hure», murmelt der Posten.

Und diese Mädchen wollten wie «Tanja», wie Soja Kosmodemjanskaja sein.<sup>6</sup>

«Wessen PPSch ist das?»

«Sie gehört einem Mitglied des Militärrats.»

Viele tausende Mädchen in Uniform versehen dagegen korrekt ihren schweren, ehrenhaften Dienst.

Episode von einem General (Jefremow), der der Umzingelung entkommen konnte. Er führte eine Ziege am Strick. Offiziere erkannten ihn.

«Wohin, Genosse General?» Der General, grinsend: «Die Ziege weiss den Weg.»

Krassiwaja Metscha [ein Nebenfluss des Don]: Wie märchenhaft schön ist die Gegend. Nächtliches Weinen über eine Kuh, die beim blauen Licht des gelben Mondes in einen Panzergraben gestürzt ist. Die Weiber heulen: «Sie lässt vier Kinder zurück.»<sup>7</sup> Als ob sie ihre Mutter verloren hätten. Der Bauer versucht beim fahlen Mondlicht eine Not-schlachtung. Morgens brodelt der grosse Kessel. Alle haben satte Gesichter, aber geschwollene Lider und verweinte Augen.

Völlig abgemagerte Frauen und Mädchen in Kopftüchern beim Strassenbau. Sie laden Erde auf hölzerne Tragen, planieren mit Hacke und Spaten.

«Woher kommt ihr?»

«Aus Gomel.»

«Auch wir haben bei Gomel gekämpft.»

Blicke werden gewechselt, das Gespräch verstummt. Wir fahren weiter. Unheimlich diese Begegnung beim Dorf Mokraja Olchowka, kaum vierzig Kilometer von der Wolga entfernt.<sup>8</sup>

Dörflerinnen. Sie haben die ganze Schwere der Arbeit zu tragen. Njuschka ist wie aus Eisen, dabei übermütig und zu allem bereit. Sie sagt: «Ach, jetzt ist Krieg, ich habe bereits achtzehn [Männer] bedient, seit mein Mann weg ist. Eine Kuh halten wir zu dritt, aber nur ich darf sie melken, die beiden anderen akzeptiert sie nicht.» Sie lacht. «Ein Weib ist jetzt leichter zu überreden als eine Kuh.» Sie lächelt. Einfach und gutmütig bietet sie ihre Liebe an.

Die Weite des Raumes: Wir sind schon vier Tage unterwegs. Haben jetzt eine andere Zeitzone, müssen die Uhren eine Stunde vorstellen. Und dies ist eine andere Steppe mit anderen Vögeln – Geier, Eulen und Habichte. Hier wachsen schon Melonen. Aber das Leid ist überall das gleiche.

Das Dorf Lebjaschje [«Schwanendorf»]. Grosse Holzhäuser, die Zimmer mit Ölfarbe getüncht. Als wir aufwachen, ist es still. Ein trüber Morgen, leichter Regen. Noch fünfzehn Kilometer bis zur Wolga. Unheimlich, dieser trügerische Friede des Dorfes. Die Wolga. Wir setzen über. Ein strahlender Tag. Der gewaltige Fluss, der sich träge dahinwälzt. Diese ungeheure Grösse. Eben die Wolga. ... Auf einem Lastkahn LKWs mit Fliegerbomben. Über uns feindliche Flugzeuge, Maschinengewehrsalven. Die Wolga aber fliesst langsam und sorglos dahin. Und die Jungen auf dem Lastkahn, einem einzigen Pulverfass, angeln ungerührt weiter.

Mehrere Flugfelder dieser Gegend sollten in der Schlacht von Stalingrad eine Rolle spielen. Eines war ein Melonenfeld neben einem Markt unter freiem Himmel, der trotz der häufigen Angriffe deutscher Tiefflieger weiterbetrieben wurde. Nach dem Lend-Lease-Abkommen erhielt die Sowjetunion bereits grosse Mengen Kriegsmaterial aus den USA, darunter «Willy s»-Jeeps und Flugzeuge Douglas DC-3 «Dakota».

Endlich sind wir an Ort und Stelle. In der Luft Motorengeheul, Durcheinander. Cobras, Jaks und Hurricanes. Dann schwebt eine riesige Douglas heran. Sie ist von Jägern umgeben. Als sie zur Lan-

dung ansetzt, stieben die nach allen Seiten auseinander. Sie landet, immer noch von Jägern umgeben. Ein majestätisches Bild. Wie für Filmaufnahmen gemacht.

Rotarmisten betrachten das Bild und bereden die Sache. Einer: «Was schwirren die herum wie Bienen?»

Ein zweiter: «Vielleicht wollen sie das Melonenfeld schützen.» Und ein dritter, mit Blick auf die heranrollende Douglas: «Als ob der Spiess unserer Kompanie ankommt.»

Der Passagier an Bord der Maschine war ganz sicher viel bedeutender. Es kann sogar General Georgi Schukow persönlich gewesen sein, der am 28. August auf Stalins Weisung einflog, um die Verteidigung der Stadt zu leiten.<sup>9</sup> «Was ist dort los?», brüllte Stalin General Alexander Wassilewski, den obersten Vertreter des Hauptquartiers des Oberkommandos, der in Stalingrad eintraf, durchs Telefon an. Er war wütend auf die lokalen Kommandeure. «Verstehen die denn dort nicht, dass das nicht nur eine Katastrophe von Stalingrad ist? Verstehen die nicht, was es bedeutet, den wichtigsten Wasserweg und bald auch das Erdöl zu verlieren?!»<sup>10</sup>

Grossman verbrachte mindestens eine Nacht in Sawolschje.

Übernachtung beim Sekretär des Kreispartei Komitees. Gespräch über die Kolchosen und deren Vorsitzende, die das Vieh weit hinaus in die Steppe treiben und dort wie Könige leben. Sie schlachten Kälber, trinken Milch und treiben Handel (40'000 Rubel für eine Kuh). Frauen in der Komiteekantine schimpfen: «Dieser Hitler ist ein echter Antichrist. Und wir haben früher gesagt, die Kommunisten seien Antichristen.»<sup>11</sup>

Sawolschje – Land jenseits der Wolga. Staub, braune Steppe. Auf den Strassen überfahrene Schlangen. Hänflinge. Brüllende Kamele. Die Sonne leicht verschleiert. Der halbe Himmel mit Rauch erfüllt, dem Rauch von Stalingrad...

Bei der Bombardierung Stalingrads am 23. August wurden Öltanks in Brand geschossen. Die riesigen schwarzen Rauchwolken, die tagelang aus den Flammen aufstiegen, waren weithin sichtbar.

«Er [der Deutsche] im Anflug!» Alle bleiben ruhig sitzen.

«Er kehrt um!» Alle laufen aus der Isba auf die Strasse und schauen zum Himmel.

Wir haben bei einem alten Mann übernachtet. «Ich habe vier Söhne, vier Schwiegersöhne und vier Enkel im Krieg. Einen Sohn hat's erwischt. Ich habe die Benachrichtigung bekommen.»

Die Gutmütigkeit unserer Bevölkerung. Ich weiss nicht, wer sonst eine solche Bürde tragen könnte. Die tragische Leere der Dörfer. Mädchen werden abtransportiert. Sie weinen. Auch ihre Mütter in Tränen: Jetzt werden sogar die Töchter zur Armee eingezogen.

Eine alte Frau bewacht nächtens den Kolchosspeicher – nur mit dem schweren Griff einer Bratpfanne bewaffnet. Wenn sich jemand nähert, ruft sie: «Halt, wer da? Ich schiesse!»

Wenn Grossman seine Blicke über die Wolga in Richtung kasachische Steppe richtet, ist er erneut von der Weite des Landes hingerissen. Aber die Grösse und Tiefe des Territoriums der Sowjetunion wird nicht mehr wie einst als ihr Schutz empfunden.

Dieser Krieg an der Grenze zu Kasachstan, am Unterlauf der Wolga erweckt das unheimliche Gefühl, als wäre unserem Land ein Messer tief in den Leib gerammt worden. General Gordow hat im Westen Weissrusslands gekämpft. Jetzt kommandiert er Truppen an der Wolga.<sup>12</sup> Der Krieg hat die Wolga erreicht.

Als Grossman schliesslich an seinem Bestimmungsort war, näherten sich die 6. Armee und Teile der 4. Panzerarmee der Deutschen bereits von Norden, Westen und Süden den Vororten Stalingrads.

Stalingrad ist verbrannt. Darüber wäre zu viel zu schreiben. Stalingrad ist niedergebrannt. Stalingrad liegt in Schutt und Asche. Tod. Menschen in Kellern. Alles verbrannt. Schwarze Häuserwände wie verkohlte Leichen, die noch nicht erkaltet sind.

Riesige Gebäude, Denkmale und Plätze – überall der gleiche An-



Soldaten mit den typischen, zum Dreieck gefalteten Briefen von zu Hause. Rechts unten eine *Krasnaja Swesda*.

blick. Aufschriften: «Übergang hier.» Drahtgewirr. In einem Fenster schläft eine Katze. In manchen Anlagen grünt noch Rasen. Zwischen tausenden zerstörten und halb zerstörten Steinhäusern ist wie durch ein Wunder ein hölzerner Pavillon stehen geblieben, ein Kiosk, der Limonade verkaufte. Man fühlt sich wie in Pompeji, das mitten im pulsierenden Leben vom Tod ereilt wurde. Autos und Strassenbahnwagen ohne Scheiben. Verbrannte Häuser mit Gedenktafeln: «Hier sprach 1919 J.W. Stalin.»<sup>13</sup>



Das Kinderkrankenhaus der Stadt, darauf ein gipserner Vogel mit einem abgeschlagenen Flügel. Der zweite hat seine Flügel ausgebreitet, als wollte er sich gleich in die Luft erheben. Der Kulturpalast, dunkel vom Russ, vor seiner schwarzen Vorderfront zwei schneeweisse nackte Skulpturen.

Kinder streuen ziellos umher, etliche mit lachenden Gesichtern. Viele Leute wirken wie irre

Sonnenuntergang auf dem Platz. Seltsame, furchterregende Schönheit: Ein zartrosa Himmel schaut durch Tausende leerer Fenster und eingefallener Dächer. Ein riesiges Plakat in kitschigen Farben: «Der Weg zum Licht».

Ein Gefühl der Ruhe nach langen Qualen. Die Stadt ist leblos. Sie gleicht einem Verstorbenen, der nach schwerer Krankheit den ewigen Frieden gefunden hat. Und wieder Bomben. Sie fallen auf eine tote Stadt.

Zwar dienten die meisten Männer als Einberufene bei der Armee, aber die Zivilbevölkerung von Stalingrad war weiter angewachsen, weil Flüchtlinge aus der Steppe am Don in die Stadt strömten. Grossman versuchte einige von ihnen zu interviewen, darunter eine alte Frau und eine jüngere namens Rubzewa aus einem Kolchos.

«Wo ist Ihr Mann?»

«Stellen Sie nicht solche Fragen», bittet ihr kleiner Sohn Serjoscha.

«Damit machen Sie Mama nur traurig.»

«Hat ausgekämpft», antwortet sie. «Im Februar ist er gefallen.»

(Sie hat eine Benachrichtigung erhalten.)

Zum Thema Feiglinge: «Der Deutsche ist wie ein Speer auf uns herabgefahren. Da hätte man ihn abknallen müssen, aber unsere Helden haben sich alle ins Gras geworfen. ‚Ihr verdammten Bastarde!‘, habe ich ihnen zugeschrien.

Einmal war ein Gefangener durchs Dorf geführt worden. Ich fragte ihn: ‚Wann bist du in den Krieg gezogen?‘ – ‚Im Januar.‘ – ‚Dann hast du meinen Mann umgebracht!‘, schrie ich und wollte auf ihn losgehen, aber der Posten hinderte mich daran.



Der von Grossman beschriebene Kulturpalast in Stalingrad.

„Lass mich“, sagte ich, „ich will’s ihm geben!“ Aber der Posten: „Dafür gibt’s kein Gesetze – „Lass mich, ich zeig’s ihm auch ohne Gesetz!“ Er hat mich nicht gelassen.

Natürlich leben manche unter den Deutschen, aber das könnte ich nicht. Seit sie meinen Mann umgebracht haben, habe ich nur noch Serjoscha. Unter der Sowjetmacht wird aus ihm ein grosser Mann, unter den Deutschen würde er wohl als Hirte sterben. Die Verwundeten beklaun uns wie die Raben, es ist kaum noch auszuhalten. Sie haben alle Kartoffeln ausgegraben, sich Tomaten und Kürbisse geholt. Wir können dann im Winter hungern. Auch aus den Häusern verschwindet alles – Wäsche, Handtücher, Decken. Eine Ziege haben sie geschlachtet. Und doch tun sie mir leid. Wenn so einer kommt und heult, gibst du ihm dein eigenes Abendbrot und heulst mit.»

Die alte Frau: «Diese Blödmänner haben ihn [den Feind] bis zur Wolga hereingelassen, ihm halb Russland gegeben. Klar, er hat viel Technik.»

Als Grossman das grosse Traktorenwerk im Norden von Stalingrad besuchte, berichtete ihm ein Oberstleutnant mit dem merkwürdigen Namen German, der das Flakregiment befehligte, vom Angriff der 16. Panzerdivision am 23. August.

Am Abend des 23. näherten sich etwa achtzig deutsche Panzer, viele mit aufgefressener Infanterie, in zwei Säulen dem Traktorenwerk. German hatte viele Mädchen als Gerätetechnikerinnen, Richtkanoniere oder Aufklärerinnen in seiner Truppe. ... Mit dem Panzerangriff ging ein massierter Schlag der Luftwaffe einher. Ein Teil seiner Batterien beschoss die Panzer, ein anderer die Flugzeuge. Als die Panzer in die Reichweite der Batterie von Oberleutnant Skakun kamen, liess der auf sie feuern. Da wurde die Batterie auch von Flugzeugen attackiert. Skakun befahl, mit zwei Geschützen auf die Panzer und mit den anderen zwei auf die Flugzeuge zu schiessen. German verlor die Verbindung zu dieser Batterie. Jetzt hat es sie erwischt, dachte er. Da donnerten die Kanonen erneut. Dann Stille. Aber jetzt ist es zu Ende! Wieder Feuer. Erst am 24. abends kamen vier Mann zurück, die den schwer verwundeten Skakun auf einer Zeltplane brachten. Die Mädchen waren alle bei ihren Geschützen gefallen.

Die Batterie Golfman kämpfte achtundvierzig Stunden lang mit [erbeuteten] deutschen Waffen. «Was seid ihr, Infanterie oder Artillerie?» – «Sowohl das eine als auch das andere.»

Beide Seiten benutzten erbeutete Waffen und Fahrzeuge, wodurch grosse Konfusion entstand.

Die Panzerjägerbrigade von Oberstleutnant Gorelik hatte auf dem Gelände des Traktorenwerks Ruhestellung bezogen. Plötzlich tauchten dort Panzer auf. «Deutsche!»

«Deutsche? Was sagt die Aufklärung?» Der Spitzenpanzer der deutschen Kolonne war ein sowjetischer KW.<sup>14</sup>

Die Artilleristen erhielten Befehl, sich zurückzuziehen, aber sie konnten ihre Geschütze nicht mitnehmen. Deshalb harreten viele aus. Ihr Kommandant, Leutnant Truchanow, blieb ebenfalls, schoss einen Panzer ab und wurde selber getötet.

# Stalingrad, Herbst und Winter 1942



Bei der Brigade Gorelik. Die Leute begreifen nicht die Bedeutung dessen, was am 23. August geschah. Aber sie fühlen sich ungerecht behandelt – es hat keine Orden gegeben, und dem Brigadekommandeur, der an Typhus erkrankt ist, wurde das Auto weggenommen.

Sarkissjan. Am Sonntag war er nicht nach Stalingrad gefahren, weil er in der Siedlung eine Bekannte hatte und eine Lieferung Bier erwartet wurde. Wie ein zufälliges Sandkörnchen geriet er ins Getriebe der deutschen Militärplaner. Vielleicht hat er Hitler einige schlaflose Nächte bereitet, denn die Offensive verlor an Tempo! Aber Tempo war das Wichtigste.

Hier meint Grossman offenbar das Gefecht, das Hauptmann Sarkissjan am 23. und 24. August gemeinsam mit anderen Flakbesatzungen führte, die zum Teil aus jungen Mädchen, Schülerinnen von Stalingrader Schulen, bestanden. Mit erstaunlichem Mut hielten sie die 16. Panzerdivision auf, bis alle ihre 37 Stellungen von Panzergranaten zerstört waren. Als Sarkissjan Grossman von diesem Gefecht berichtete, hob er wie Oberst German besonders hervor, dass «die Mädchen sich weigerten, in Deckung zu gehen», und die Panzer frontal beschossen. Das eigentliche Problem des XIV. Panzerkorps unter General von Wietersheim war allerdings Treibstoffmangel.

Gestützt auf eigene Beobachtungen und die Aussagen seiner Gesprächspartner, legte Grossman später eine eindrucksvolle Schilderung des Rückzugs vom Don zur Wolga Ende August vor, als die Führungsstäbe der 62. und der 64. Armee der sowjetischen Streitkräfte Stalingrad erreichten.

Das waren schwere, verhängnisvolle Tage. ... Die Armeen gingen zurück. Die Leute blickten niedergeschlagen drein. Staub lag auf ihrer Kleidung, ihren Waffen, auf den Geschütz-mündungen, den Planen, die die Kisten mit den Stabsdokumenten abdeckten, auf den lackierten Deckeln der Schreibmaschinen, den wahllos auf Anhänger geworfenen Koffern, Säcken und Gewehren. Der graue, trockene Staub drang in Mund und Nase. Die Lippen trockneten und sprangen auf.

Es war ein schrecklicher Staub, der Staub des Rückzugs. Er zerfrass den Glauben, löschte das Feuer des Herzens, trübte die Augen von Richtkanonieren und Schützen. Es gab Minuten, da die Menschen ihre Pflicht, ihre Kraft, ihre Waffe vergassen und von düsteren Gedanken heimgesucht wurden. Dröhnend schoben sich deutsche Panzer über die Strassen. Tag und Nacht griffen deutsche Tiefflieger die Übergänge am Don an, rasten die Messerschmitts über die zurückflutenden Kolonnen hinweg. Rauch, Feuer, Staub und tödliche Hitze. Manchmal schien es den Menschen, als sei kein Sauerstoff mehr in dieser heissen Luft, nach der sie mit trockenen Lippen schnappten, als müssten sie an diesem grauen, trockenen Staub ersticken. Ja, in diesen Tagen waren die Gesichter der marschierenden Kämpfer so blutleer wie jene der Verwundeten, die es auf den Lastwagen durchrüttelte. Die Soldaten, die ihre Waffen schleppend dahinzogen, hätten am liebsten genauso gestöhnt und geklagt wie ihre Kameraden, die mit blutgetränkten Verbänden auf dem Stroh der Bauernhäuser lagen und auf ihren Abtransport warteten. Die grosse Armee eines grossen Volkes wich zurück.

Die erste Kolonne erreichte Stalingrad. Durch die schmucken Strassen mit blitzenden Schaufensterscheiben, vorbei an hellblau gestrichenen Kiosken, wo Mineralwasser mit Sirup verkauft wurde, an Läden mit Büchern und Kinderspielzeug holperten Lastwagen, darauf Verwundete mit grauen Gesichtern, Frontfahrzeuge mit zerbeulten, von Kugeln durchlöcherten und Splittern zerfetzten Karossen, die Emkas der Stäbe mit sternförmigen Sprüngen in den Frontscheiben, bedeckt mit den Lehmklumpen und dem Staub der Strassen des Krieges. Mit ihnen fuhr der Atem des Krieges in die Stadt, die er bald versengen sollte.

Wir wollen ehrlich sein: In jener Zeit der Unruhe, als der Donner der Schlacht bis in die Vororte der Stadt drang, als nachts in der Ferne Leuchtraketen in den Himmel zischten, den die blauen Strahlen der Scheinwerfer abtasteten, als die ersten von Splittern zerfetzten Fahrzeuge auftauchten, die Verwundete und das Inventar der zurückgehen-

den Stäbe in die Stadt brachten, als die Leitartikel der Zeitungen von der tödlichen Gefahr schrieben, die über dem Land schwebte, als die Angst sich in die Herzen schlich, wandten sich viele Blicke der Wolga zu. Diesen Menschen schien es, als müssten nicht sie die Wolga verteidigen, sondern der Fluss sich zu ihrer Verteidigung erheben. In diesen Gesichtern waren Gedanken an Evakuierung zu lesen, an den Transport, an die Dampfer nach Saratow und Astrachan. Sie sorgten sich um das Schicksal der Stadt, aber ohne es zu wollen, erschwerten sie mit ihrer Sorge und ihrer Angst die Verteidigung Stalingrads, fanden sich in Gedanken bereits damit ab, dass man die Stadt wohl aufgeben musste.<sup>15</sup>

## 14.

### *Die Septemberkämpfe*

Die Stadt Stalingrad erstreckt sich über etwa vierzig Kilometer längs des Westufers der Wolga. Nach dem überraschenden Vorstoss des XIV. deutschen Panzerkorps bis zum Nordrand der Stadt am 23. August verlor der Angriff der 6. Armee rasch an Tempo. Das sowjetische Hauptquartier, das unter enormem Druck des sehr nervösen Stalin stand, befahl Angriffe aus der offenen Steppe nördlich der Stadt gegen die linke Flanke des XIV. Panzerkorps. Diese wurden übereilt und bei nur geringer Vorbereitung gestartet, was zu schrecklichen Verlusten an Menschenleben und Ausrüstung führte. Aber Paulus musste nun vorsichtiger agieren, die deutsche Luftwaffe wurde von der Stadt abgelenkt, und die sowjetische Militärführung gewann mehr Zeit, um Verstärkung zu organisieren.

Im Südwesten rückten Teile von General Hoths 4. Panzerarmee unbeirrt auf Stalingrad vor, obwohl Jeremenko dort den grössten Teil seiner Kräfte konzentriert hatte. Jeremenkos «Mitglied des Militärrats», das heisst sein oberster Politkommissar, war Nikita Chruschtschow, der mit der Evakuierung der sowjetischen Industrie aus der Ukraine beauftragt worden war.<sup>1</sup> Grossman setzte später über die Wolga, um Jeremenko und Chruschtschow im neuen Hauptquartier der Stalingrader Front aufzusuchen.

Die erschöpften und demoralisierten Reste der sowjetischen 62. und der 64. Armee zogen sich durch die Steppen am Don bis innerhalb der Stadtgrenzen von Stalingrad zurück. Am 12. September war die 62. Armee auf ein Gebiet eingeschränkt, das am Südende der Stadt noch drei Kilometer und in den nördlichen Vorstädten fünfzehn Kilometer Tiefe bis zum Wolgaufer aufwies.



Am Ende des Monats war das von ihr verteidigte Terrain auf einen Streifen im nördlichen Teil der Stadt geschrumpft, dessen Länge zwanzig Kilometer und dessen Tiefe einen bis fünf Kilometer betrug.

Da aus dieser Zeit keine Tagebuchaufzeichnungen vorliegen, sind Grossmans Bewegungen nicht exakt zu verfolgen. Man kann allerdings aus seinen Notizen schliessen, dass er zunächst in Dubowka auf dem Westufer der Wolga knapp vierzig Kilometer von Stalingrad stromaufwärts untergebracht war. Das Westufer des Flusses mit seinen Steilabhängen und kleinen Kliffs ist wesentlich höher als das flache Ostufer. Allein die Vorstellung, dass die deutschen Invasoren die Wolga, das «Herz Russlands», erreicht hatten, trug erheblich zu der defätistischen Stimmung bei, die Grossman in vielen Gesprächen erlebte.

Weiter zurück geht es nicht. Jeder Schritt zurück ist ein grosses und vielleicht nicht mehr gut zu machendes Unglück. Von diesem Gefühl ist die Bevölkerung der Wolgadörfer durchdrungen, es lebt in den Armeen, die die Wolga und Stalingrad verteidigen.

Frohe und bittere Gefühle zugleich erweckt der Anblick des wunderbaren Flusses. Am Ufer liegen grüngrau gestrichene Dampfer, mit verwelkten Zweigen getarnt. Eine schwache Rauchfahne steigt aus den Schornsteinen.... Überall Schützengräben, Unterstände und Panzerhindernisse bis zum Ufer. Der Krieg hat die Wolga erreicht.

Wir wohnen im Haus eines enteigneten Kulaken. Von irgendwo her taucht die alte Hausfrau auf. Sie starrt uns Tag und Nacht an und schweigt. Sie wartet ab. So leben wir unter ihren Blicken.

Eine alte Frau hockt die ganze Nacht im Graben. Ganz Dubowka hockt dort. Oben fliegt eine Petroleumlampe<sup>2</sup>, knattert, wirft Leucht-kugeln ab<sup>3</sup> und danach kleine Bomben.

«Wo ist die Grossmutter?»

«Die Grossmutter ist im Schützengraben», antwortete der Alte lachend. «Mal lugt sie raus wie eine Zieselmaus, dann taucht sie sofort wieder ab.»

«Das ist unser Ende. Jetzt hat der Lump [Hitler] unser Herzland erreicht.»

Ein Soldat mit einer Panzerfaust treibt eine riesige Schafherde durch die Steppe.

Die folgenden Notizen hat Grossman wahrscheinlich auf einem Markt am nördlichen Stadtrand gemacht, wo die Stände voller reifer Früchte den Männern der 16. sowjetischen Panzerdivision wie ein kleiner Garten Eden vorgekommen sein müssen. Immerhin hatten sie die letzten drei Monate in der von der Sonne ausgedörrten trockenen Steppe verbracht.

Die ganze Nacht donnern Flugzeuge über uns hinweg. Der Himmel dröhnt ohne Unterlass, als sässe man unter einer riesigen Brücke. Sie ist am Tag hellblau, in der Nacht dunkelblau und von Sternen übersät. Und Kolonnen schwerer Lastwagen rollen darüber.

Feuernester in einem ehemaligen Erholungsheim hoch über der Wolga. Ein steiler Abhang. Der Fluss ist blau oder rosa wie das Meer. Weinberge und Pappeln. Die Batterien mit Weinlaub getarnt. Bänke, auf denen einmal Urlauber sassen. Auf einer Bank ein Leutnant, vor ihm ein Tisch. Er ruft: «Batterie – Feuer!»

Dahinter beginnt die Steppe. Von der Wolga weht Kühle herüber, aber die Steppe hat einen heissen Atem. In der Luft Messerschmitts. Ein Wachtposten schreit: «Luft!» Aber die Luft ist klar, bald warm, bald kühl und riecht nach Wermut.

Direkt am Ufer gehen Verwundete mit blutgetränkten Verbänden entlang. Über der rosafarbenen abendlichen Wolga sitzen nackte Männer und suchen nach Läusen in ihrer Wäsche. Zugmaschinen heulen und rollen klirrend über die Ufersteine.

Dann nur noch Sterne, Nacht und am anderen Ufer der weisse Schatzen einer Kirche.

Ein klarer, kühler Morgen in Dubowka. Plötzlich ein Schlag, die Zimmerdecke kracht herunter, überall Geröll und Staub. Über der Wolga Schreie und Weinen. Der Deutsche hat mit einer Bombe sie-

ben Frauen und Kinder getötet. Ein Mädchen im gelben Kleid schreit: «Mama, Mama!»

Ein Mann heult auf wie eine Frau, seiner Frau hat es einen Arm abgerissen. Sie spricht ruhig, wie betäubt. Einer an Typhus erkrankten Frau ist ein Splitter in den Bauch gedrunken, aber sie ist noch nicht tot. Von den Fuhrwerken, die die Verletzten abtransportieren, tropft Blut. Schreie und Weinen über der Wolga.

Grossman erhielt die Erlaubnis, vom Ostufer in die ausgebrannte Stadt am Westufer überzusetzen. Die Übergänge wurden von der 10. Schützendivision des NKWD streng kontrolliert, um Deserteure zu fassen und auch die Zivilbevölkerung an der Flucht zu hindern. Stalin war der Meinung, ihre Anwesenheit werde die Truppen zu grösseren Anstrengungen bei der Verteidigung Stalingrads bewegen. Grossman fuhr in Begleitung eines zweiten Korrespondenten der *Krassnaja Swesda* namens Kapustjanski. Die Überquerung der Wolga war eine riskante Sache, da die Luftwaffe die Übergänge ständig angriff.

Das Übersetzen ist unheimlich. Angst. Auf der Fähre Autos, Fuhrwerke und hunderte Menschen, die sich eng zusammendrängen. Sie hat ihre Fahrt gestoppt, denn eine Ju-88 hat eine Bombe abgeworfen. Eine riesige bläuliche Wassersäule schiesst kerzengerade empor. Die Angst wird stärker. Auf der Fähre nicht ein einziges Maschinengewehr, nicht eine einzige Flak. Die ruhige, klare Wolga wirkt unheimlich wie ein Schafott.

Stalingrad Ende August, Anfang September, nach dem Brand. Wir setzen zur Stadt über. Vorher haben wir uns in einem Sowchos auf dem Ostufer mit Unmengen von Apfelwein Mut angetrunken.

Über der Wolga heulen die Messerschmitts. Über dem Fluss dicke Rauchwolken, die erzeugt werden, um das Schiff zu tarnen. In der niedergebrannten, toten Stadt der Platz der Gefallenen Kämpfer. Auf dem Denkmal die Aufschrift: «Das Proletariat des Roten Zarizyn den Freiheitskämpfern, die 1919 von der Hand der Wrangel-Henker fielen».

In einem Torweg wird, auf den Habseligkeiten der Bewohner eines niedergebrannten Hauses sitzend, Kohlsuppe gelöffelt. Am Boden liegt [Dostojewskis Roman] *«Erniedrigte und Beleidigte»*. Kapustjanski sagt zu den Leuten: «Ihr seid auch Erniedrigte und Beleidigte.»

Darauf ein Mädchen: «Beleidigt schon, aber nicht erniedrigt.»

Die beiden Journalisten wagten sich bis an den westlichen Stadtrand von Stalingrad vor, wo der rechte Flügel von Paulus' 6. Armee auf Hoths 4. Panzerarmee stiess, die von Südwesten her angriff. In diesem Bereich hatten die Deutschen mit ihren neun Divisionen gegenüber den 40'000 Mann der 64. und 62. Armee, die vom Rückzug in die Stadt völlig erschöpft waren, ein starkes Übergewicht.

Waraponowo mit alten, von Gras überwucherten Schützengräben, wo bereits im Bürgerkrieg die verlustreichsten Kämpfe tobten, muss auch jetzt wieder die schwersten Angriffe des Feindes über sich ergehen lassen.

Grossman und Kapustjanski scheinen sich während dieses Besuchs meist in der Innenstadt aufgehalten zu haben. Sie hörten von den ersten Arbeiterbataillonen, die in mehreren Fabriken aufgestellt wurden. Befehligt wurden sie von Oberst Sarajew von der 10. Schützendivision des NKWD. Die Realität des Schlachtfelds war für viele von ihnen ein Schock, sodass Auffangeinheiten von NKWD und Komsomol eingesetzt wurden, um sie am Davonlaufen zu hindern. Die Politoffiziere dagegen erzählten den Journalisten Geschichten vom Mut und von der Tapferkeit ihrer Truppen.

Ein Kämpfer hat einen anderen erschossen, der dabei war, einen Verwundeten abzutransportieren, und vor dem Feind die Hände hob. Dann trug der Kämpfer den Verwundeten selbst aus der Feuerlinie. Dessen Vater hatte ihm beim Abschied ein Handtuch geschenkt, das seine Frau als Braut für ihn bestickt hatte, dazu seine vier Kreuze aus dem Krieg gegen Deutschland [dem Ersten Weltkrieg].

Nacht in Stalingrad. An der Fähre warten Fahrzeuge. Es ist dunkel.

In der Ferne lodern Flammen. Verstärkungen, die gerade über die Wolga gebracht worden sind, stampfen schweren Schrittes das Steilufer herauf. Zwei kommen an uns vorbei. Ich höre, wie ein Rotarmist zum anderen sagt: «Kumpel, wir müssen jetzt schneller leben.»

Grossman verwendete einige dieser Notizen und Material vom vorhergehenden Besuch in seinem Artikel für *Krassnaja Swesda*, der am 6. September 1942 erschien.

Wir trafen kurz nach einem Bombenangriff in Stalingrad ein. Hier und da brannte es noch. Ein Genosse aus Stalingrad, der mit uns ankam, zeigte uns sein zerstörtes Haus. «Hier war das Kinderzimmer», sagte er, «und hier mein Bücherschrank. Dort in der Ecke, wo man noch die verbogenen Rohre sieht, habe ich gearbeitet, da stand mein Schreibtisch.» Aus den Trümmern schauten Reste von Kinderbettchen heraus. Die Wände des Hauses waren noch warm wie der Körper eines Verstorbenen, der noch nicht erkaltet ist.



Grossman mit dem Korrespondenten Kolomejzew am Ufer der Wolga.  
Im Hintergrund sind die brennenden Öltanks zu erkennen.

Mauern und Säulengang des Sportpalastes sind russgeschwärzt. Vor dem schwarzsamtenen Hintergrund springen zwei schneeweisse nackte Jünglingsfiguren ins Auge. Auf den Fensterbänken leerer Häuser dösen gepflegte sibirische Katzen vor sich hin. Jungen sammeln beim Cholsunow-Denkmal Splitter von Bomben und Flakgranaten. In dieser stillen Abendstunde verbreitet der rosafarbene Sonnenuntergang, der durch Hunderte leerer Fensterhöhlen schaut, nur Trauer.

Die Menschen haben sich sofort auf den Krieg eingestellt. Die Fähre, die Truppen in die Stadt bringt, wird ständig von feindlichen Jägern und Bombern angegriffen. Maschinengewehre rattern, die Flak bellt, aber die Matrosen blicken nur gelegentlich zum Himmel auf und kauen in aller Ruhe saftige Melonenscheiben. Ein Junge, der die Beine über Bord baumeln lässt, beobachtet aufmerksam den Schwimmer seiner Angel. Eine alte Frau sitzt auf einer Bank und strickt an einem Strumpf.

Wir traten in den Torbogen eines zerbombten Hauses. Die Bewohner assen an Tischen, die sie aus Brettern und Kisten gefertigt haben. Kinder bliesen in ihre Teller mit heisser Kohlsuppe.<sup>4</sup>

Die sowjetische Militärführung scheint die einzige Möglichkeit, Stalingrad noch zu retten, darin gesehen zu haben, die Nordflanke des XIV. Panzerkorps pausenlos anzugreifen. Aber die drei Infanterieverbände – die 1. Gardearmee, die 24. und die 66. Armee, die dafür eingesetzt wurden, hatten kaum eine Chance, obwohl sie dem Gegner an Zahl weit überlegen waren. Es mangelte ihnen an Munition, sie hatten so gut wie keine Artillerie und bestanden in der Hauptsache aus Reservisten.

Stalins wütendes Drängen auf grösseres Tempo löste ein totales Chaos aus. Divisionen vermischten sich, als sie von der Endstation der Eisenbahn bei Frolovo nördlich des Donbogens losmarschierten, ohne genau zu wissen, wohin sie sich wenden und welcher Armee sie sich anschliessen sollten. Die deutsche Luftwaffe beschoss und bombardierte sie in der offenen Steppe, und die professionelle Überlegenheit der deutschen Panzerbesatzungen sorgte für einen Kampf sehr unglei-

cher Gegner. Grossman befand sich in Dubowka unweit der Orte, wo die Truppen für diese fatalen Attacken zusammengezogen wurden.<sup>5</sup>

Divisionen unterwegs. Gesichter von Menschen, Pionierkompanien, Artillerie, Panzer. Sie marschieren Tag und Nacht. Gesichter, von tiefem Ernst gezeichnet, Gesichter von Todeskandidaten.

Der Proletarier Ljachow vom Donbass, Rotarmist des Motschützenbataillons einer Panzerbrigade, schrieb vor dem Angriff an das Oberkommando: «Übermitteln Sie dem Genossen Stalin, dass ich mein Leben ohne Bedauern für die Heimat und für ihn opfern werde. Wenn ich fünf Leben hätte, würde ich sie, ohne zu zögern, für ihn hingeben, so teuer ist er mir.»

Grossman interessierte sich für die Alltagsprobleme der Soldaten. Ein Soldat sprach über die offene Steppe, in der die Luftwaffenpiloten eine Feldküche leicht ausmachen konnten. Dann widmete sich Grossman einer anderen Sorge der Rotarmisten: ihren Stiefeln.

«Die meisten kommen wegen der Küche ums Leben. Die Unteroffiziere verbrennen neben der Feldküche beim Essenfassen. Bis wir es haben, ist es meist schon verdorben. Ich plage mich so mit meinen Schuhen. Vom Marschieren habe ich schon Blutblasen. Ich habe sie einem Toten abgenommen, weil sie noch zu gebrauchen waren, aber sie sind zu klein.»

«Wir Jungen denken nicht an zu Hause, das tun eher die Älteren.

... Ein Unteroffizier der 4. Kompanie, Romanow, hat uns auf dem Schlachtfeld im Stich gelassen. Wir Jungen, die wir ordentlich erzogen sind, wissen, worum es geht, und halten durch. Aber die Älteren haben total schlechte Stimmung.»

Besonders fasziniert war Grossman von einem Soldaten namens Gromow, der einer Kompanie Panzerjäger angehörte und der den jungen Wehrpflichtigen mit seinen achtunddreissig Jahren uralt vorgekommen sein muss. Laut Ortenberg verbrachte Grossman eine Woche bei dieser Einheit. «Er war in ihrer Mitte kein Fremder mehr»<sup>6</sup>, berichtete er.

Ortenberg behauptet, die Idee, über Gromow zu schreiben, sei von ihm gekommen – wahrscheinlich, weil Grossmans Porträt des Panzerjägers später vor allem von Ilja Ehrenburg als Meisterwerk gepriesen wurde. Hier Gromows Geschichte, wie sie Grossman notierte:

«Wenn du triffst, steht die ganze Panzerung in hellen Flammen. Der Schuss dröhnt furchtbar, man muss den Mund dabei offen haben. Ich lag da. Plötzlich ein Schrei: ‚Sie kommen!‘ Beim zweiten Schuss habe ich getroffen. Die Deutschen haben schrecklich gebrüllt, das war gut zu hören. Mir wurde richtig froh ums Herz. Zuerst Rauch, dann ein Krachen und Flammen. Jewtichow hatte ein Fahrzeug getroffen. Der Schuss ging in die Karosserie. Wie die Fritzen da aufgeschrien haben. ... (Gromow hat hellgrüne Augen im leidenden, wütenden Gesicht.) Nummer eins trägt die Waffe, Nummer zwei dreissig Schuss Munition für die Panzerbüchse, hundert Schuss Gewehrmunition, zwei panzerbrechende Granaten und das Gewehr. Von dem Knall [der Panzerbüchse] bebt die Erde. ...

Die grössten Verluste haben wir dadurch, dass wir uns Frühstück und Mittagessen selber holen müssen. Eigentlich sollten wir das nur nachts tun, aber das geht mit diesem Geschirr nicht, wir müssten uns einen Eimer besorgen. ...

Nachts liegen wir still, und bei Tag greifen wir an. Das Feld ist flach wie ein Tisch.»

Diese Notizen von Gromows eigenen Worten fanden dann Eingang in den Artikel für *Krassnaja Swesda*, der Ehrenburg und andere so beeinflusste:

Auf dem Marsch drückt die Panzerbüchse mit der Zeit auf das Schlüsselbein, dass es wehtut, und der Arm schläft ein. Es ist schwierig, mit ihr zu springen oder auf glattem Boden zu gehen. Die Waffe behindert mit ihrem Gewicht jede Bewegung und ist schwer im Gleichgewicht zu halten. Der Panzerjäger schreitet schwer und breitbeinig daher, knickt mit dem Bein ein wenig ein, das gerade das Gewicht der Waffe abfängt.



Er [Gromow] war von dem Zorn eines Mannes erfüllt, den der Krieg von seinem Feld, seinem Haus, von der Frau getrennt hat, die die Mutter seiner Kinder ist. Das war der Zorn des ungläubigen Thomas, der mit eigenen Augen das unermessliche Leiden seines Volkes sah. ... Vor und hinter den Panzerjägern Wände von weissem und schwarzem Rauch, von gelbgrauem Staub. «Die Hölle» nannten sie das.... Er lag auf dem Grunde einer Schlucht, über ihm heulte die Hölle mit tausend Stimmen, aber Gromow dämmerte mit ausgestreckten müden Beinen vor sich hin – die karge, harte Ruhepause des Soldaten.

«Zum zweiten Mal feuerte ich auf den Panzer. Und ich sah sofort, dass ich getroffen hatte. Mir blieb die Luft weg: Ein blaues Flämmchen lief über die Panzerung wie ein rascher Funke. Da begriff ich, dass mein panzerbrechendes Geschoss nach innen durchgedrungen war, was diese blaue Flamme erzeugt. Schon stieg Rauch auf. Drinnen schrien die Deutschen auf. Sie brüllten so, wie ich es im Leben noch nie gehört habe. Dann krachte es drinnen, es krachte und krachte. Das waren ihre eigenen Granaten. Dann schoss eine Flamme zum Himmel hoch. Der Panzer war erledigt.»<sup>7</sup>

Regimentskommandeur Sawinow hat ein wunderbares russisches Gesicht. Blaue Augen, braun gebrannte Haut. Am Helm die Delle von einer Kugel. Sawinow: «Von diesem Treffer war ich wie betrunken. Ich habe fünfzehn Minuten lang bewusstlos dagelegen. Der Deutsche hat mich besoffen gemacht.»

Auch Zivilisten gerieten in diese Kämpfe, die für beide Seiten inzwischen zur Entscheidungsschlacht des ganzen Krieges geworden waren.

Spione. Ein zwölfjähriger Junge erkannte an Telefonleitungen, Frieseuren, Küchen und Menschen mit Papieren, dass es sich um einen [deutschen] Stab handelte.

Eine Frau, zu der die Deutschen sagten: «Wenn du nicht dorthin gehst und nicht wieder zurückkommst, erschliessen wir deine beiden Töchter.»

Die Sowjets waren fast noch gnadenloser als die Deutschen, wenn es darum ging, ihre eigenen Männer zum Angriff zu zwingen. Stalins Befehl Nr. 227 – «Kein Schritt zurück» – wies die Führung jeder Armee an, «drei bis fünf gut bewaffnete Sonderkommandos (zu je 200 Mann)» zusammenzustellen und mit ihnen eine zweite Linie aufzubauen, die «Feigheit bekämpfen», das heisst jeden Soldaten niederschliessen sollten, der wegzulaufen versuchte.<sup>8</sup> Im Industriegebiet von Nordstalingrad begegnete Grossman Oberst S. F. Gorochow, der seinerzeit die 124. Brigade befehligte.

Nach dem siebten Angriffsversuch sagte Gorochow zum Kommandeur des Auffangtrupps: «Es reicht jetzt, den Leuten in den Rücken zu schiessen. Los, greift selber mit an.» Der befolgte den Befehl, woraufhin die Deutschen zurückgeworfen wurden.

Die Verteidigung von Stalingrad wurde mit erschreckender Disziplin aufrechterhalten. In dieser Schlacht, die fünf Monate dauerte, wurden etwa 13'500 Soldaten exekutiert, die meisten in der Anfangszeit, da viele Männer aufgeben wollten. Grossman hörte von einem «ausserordentlichen Vorkommnis», dem offiziellen Begriff für Vaterlandsverrat, ein Verbrechen, das sehr weit gefasst wurde.

Ein ausserordentliches Vorkommnis. Urteil, Exekution. Der Delinquent musste die Uniform ablegen und wurde später vergraben. Nachts kehrte er in blutverschmierter Unterwäsche zu seiner Einheit zurück. Er wurde noch einmal erschossen.

Hier mag ein anderer Fall gemeint sein, aber ein solches Vorkommnis ist in der 45. Schützendivision nachgewiesen.<sup>9</sup> Dort traf das Hinrichtungskommando der Sonderabteilung des NKWD den Verurteilten nicht tödlich, vielleicht, weil das Ziel alkoholisiert war. Wie so viele andere war dieser Soldat wegen Selbstverstümmelung zum Tode verurteilt worden. Nachdem das Hinrichtungskommando auf ihn geschossen hatte, wurde er in einem Granattrichter in der Nähe verscharrt. Aber er grub sich selber wieder aus und kehrte zu seiner Kompanie zurück. Man erschoss ihn ein zweites Mal.<sup>10</sup> Die Uniform musste das Opfer

zuvor ablegen, damit sie einem anderen Soldaten ohne entmutigende Einschusslöcher übergeben werden konnte.

Einige sowjetische Generäle schreckten auch nicht davor zurück, gegen hochrangige Untergebene handgreiflich zu werden, obwohl das Schlagen von Soldaten durch Offiziere und Unteroffiziere eine der verhasstesten Erscheinungen der Zarenarmee gewesen war.

Wortwechsel der Obersten Schuba und Tarassow mit ihrem Armeekommandeur:

«Was?»

«Gestatten Sie, zu wiederholen.»

«Was?»

«Gestatten Sie, zu wiederholen.»

Schuba bekommt eins in die Fresse.

Ich [wahrscheinlich Tarassow] stehe stramm, ziehe die Zunge zurück und presse die Zähne zusammen, sonst beisse ich mir vielleicht noch die Zunge ab oder habe keine Zähne mehr.

An diesem kritischen Punkt des Krieges notierte Grossman mehrere Berichte über die Bürokratie von Staats- und Militärbehörden.

Flugzeuge bombardierten drei Tage lang die eigenen Panzer. Die ganze Zeit liefen Dringlichkeitsmeldungen darüber durch die verschiedenen Instanzen.

Für eine eingekesselte Division sollten Lebensmittel an Fallschirmen abgeworfen werden. Der Beschaffungsoffizier wollte sie erst nicht herausgeben, weil niemand die Rechnung unterschreiben konnte.

Der Chef Aufklärung erhält weder einen halben Liter Wodka noch ein von ihm benötigtes Stück Seidenstoff zum Preis von achtzig Rubel, fünfzig Kopeken genehmigt.

Meldung über Flugzeugstart. Antrag auf Bombenabwurf.

Ein Flugzeug fing Feuer. Um die Maschine zu retten, sprang der Pilot nicht ab, sondern steuerte sie brennend zum Flugplatz zurück. Dabei verbrannte seine Hose. Die Kleiderkammer weigerte sich,

ihm eine neue zu geben, weil die Nutzungsdauer noch nicht abgelaufen war. Über dem Hin und Her vergingen mehrere Tage.

Eine mit Benzin beladene Ju-53 brennt im klaren Abendhimmel.

Die Piloten springen mit dem Fallschirm ab.

Stalin geriet ausser sich, als ihm am 3. September gemeldet wurde, Stalingrad sei am Westufer der Wolga eingeschlossen. Für General Jeremenko, den Befehlshaber der Stalingrader Front, und Nikita Chruschtschow, seinen Chefkommissar, war nun die Hauptfrage, wem die Verantwortung für die Verteidigung der Stadt übertragen werden sollte. Derjenige hatte eine völlig demoralisierte und geschundene 62. Armee zu übernehmen, die am 10. September auch noch von der 64. Armee, ihrem Nachbarverband im Süden, abgeschnitten wurde.

Am nächsten Tag, dem 11. September, geriet Jeremenkos Hauptquartier in einem Tunnelsystem der Zariza-Schlucht unter direkten Beschuss. An jenem Tag traf Grossmans Chefredakteur Ortenberg in Begleitung des Schriftstellers Konstantin Simonow dort ein. Sie sprachen mit einem «finsternen» Chruschtschow, der sich kaum noch eine Zigarette anzünden konnte, weil in den Tunneln akuter Sauerstoffmangel herrschte. Als Ortenberg und Simonow am nächsten Morgen erwachten, stellten sie fest, dass das Hauptquartier inzwischen verlegt worden war. Stalin, immer noch aufgebracht, hatte seine Zustimmung geben müssen, dass Jeremenko mit dem Hauptquartier der Stalingrader Front auf die Ostseite der Wolga umzog. General Wassili Tschuikow, der als harter und absolut rücksichtsloser Befehlshaber galt, erhielt den Auftrag, die 62. Armee zu übernehmen, die am Westufer des Flusses zurückblieb.<sup>11</sup> Grossman interviewte später alle Beteiligten.

Chruschtschow ist müde, ergraut und aufgedunsen. Erinnert irgendwie an Kutusow.

Jeremenko ist in diesem Krieg schon siebenmal verwundet worden.



Ortenberg (Mitte) und Konstantin Simonow (rechts) senden aus dem Stab der Stalingrader Front ihre Korrespondenzen nach Moskau, September 1942.

Jeremenko behauptete, Tschuikow sei von ihm ausgewählt worden.  
«Tschuikow habe ich vorgeschlagen. Ich kannte ihn, wusste, dass er nicht in Panik gerät. ... Tschuikow kannte ich aus der Friedenszeit. Den habe ich bei Manövern geschleift. ... ,Ich weiss, wie tapfer du bist, aber solche Tollkühnheit brauche ich jetzt nicht [habe ich ihm gesagt]. Triff keine überstürzten Entscheidungen, wie du das gern tust.»\*

Und hier Tschuikows Version von dem Gespräch mit Jeremenko und Chruschtschow:

«Jeremenko und Chruschtschow haben mir erklärt: ,Stalingrad muss gehalten werden. Wie siehst du das?'

,Zu Befehle

,Das genügt nicht. Was meinst du dazu?'

,Ich meine: Wenn gestorben werden muss, dann wird gestorben.»\*

In seinen Memoiren, die er in der Chruschtschow-Zeit verfasste, gab Tschuikow das Gespräch etwas anders wieder:

«Wie fassen Sie, Genosse Tschuikow, Ihre Aufgabe auf?», fragte Chruschtschow.

„Wir werden Stalingrad halten oder dort sterben.“

Jeremenko und Chruschtschow sahen mich an und sagten, ich hätte meine Aufgabe richtig verstanden.»<sup>12</sup>

Wie man noch sehen wird, war Grossman enttäuscht über die späteren Eitelkeiten und Eifersüchteleien der Kommandeure von Stalingrad. Nach der Schlacht war jeder der Meinung, seine Rolle werde nicht genügend gewürdigt. So erging sich Jeremenko ziemlich offen in Selbstlob und suchte Chruschtschows Beitrag herabzusetzen.

«Im ersten Krieg war ich Gefreiter. Habe zweiundzwanzig Deutsche umgelegt. ... Wer will schon sterben? Danach drängt sich niemand. ... Ich hatte fürchterlich grausame Entscheidungen zu treffen: „Auf der Stelle erschiessend

Chruschtschow schlug vor, die Stadt zu verminen. Ich rufe Stalin an. Er: „Weshalb?“

Ich: „Ich werde Stalingrad nicht aufgeben, ich will keine Minen legend

Stalin: „Jag sie [die Deutschen] zum Teufel!“

Uns haben das [Artillerie-]Feuer und unsere Soldaten gerettet. Die Befestigungen waren beschissen.»

Dass die Verteidigungsstellungen von Stalingrad nicht ausreichten, war nahezu der einzige Umstand, in dem alle hohen Offiziere übereinstimmten. Tschuikow meinte, die Hindernisse hätten von einem LKW beiseitegeschoben werden können. Laut Gurow, Kommissar der 62. Armee, existierten überhaupt keine Befestigungsanlagen. Stabschef Krylow meinte, sie seien lächerlich. «Bei der Verteidigung von Stalingrad», erklärte Tschuikow später gegenüber Grossman, «haben die Divisionskommandeure mehr auf Blut als auf Stacheldraht gesetzt.»

Tschuikow, den Grossman im weiteren Verlauf des Krieges sehr gut kennenlernen sollte, sprach gern von alten Zeiten. «Ich habe schon mit fünfzehn ein Regiment befehligt», berichtete er vom Bürgerkrieg. «Ich

war Chefberater bei Chiang Kai-shek», fügte Tschuikow hinzu, als er auf 1941 zu sprechen kam. Was er nicht erwähnte: Er hatte Glück gehabt, dass er in dem ersten verheerenden Sommer des Krieges im fernen China weilte.

Tschuikows Armee war nicht nur erschöpft und demoralisiert. Mit ihren kaum noch 20'000 Mann war sie dem Gegner am Zentralabschnitt der Stalingrader Front an Personal und Feuerkraft stark unterlegen. Vier deutsche Infanteriedivisionen, zwei Panzerdivisionen und eine motorisierte Division griffen von Westen in Richtung Wolga an. Ihre zwei wichtigsten Ziele waren Mamajew Kurgan, ein 102 Meter hoher Hügel (der auch als Höhe 102 bezeichnet wurde) und der Übergang über die Wolga direkt hinter dem Roten Platz. Dort kam Tschuikow in der Nacht des 12. September an, nachdem Jeremenko und Chruschtschow seine Ernennung zum Befehlshaber der 62. Armee bestätigt hatten.

Beim Schein der brennenden Häuser fuhr er zum Mamajew-Hügel, wo sich zeitweilig das Hauptquartier der 62. Armee befand. Die Lage war noch verzweifelter, als Tschuikow befürchtet hatte. «Vom Mamajew-Hügel träume ich noch heute», berichtete Tschuikow Grossman später.

Die einzige nur geringfügig geschwächte Einheit in seinem Befehlsbereich war die 10. Schützendivision des NKWD unter General Sarajew. Aber deren Truppen waren weit verstreut, und Sarajew hatte zunächst nicht die geringste Absicht, seine Männer der Roten Armee einzugliedern. Tschuikows Kommissar Gurow fällte ein vernichtendes Urteil über die NKWD-Division: «Sarajews Division war über die ganze Front verteilt, weshalb sie faktisch nicht geführt werden konnte. Weder hielt sie ihre Verteidigungsstellungen, noch schützte sie die Ordnung in der Stadt.»

Noch ein Jahr zuvor hätte kein Militär gewagt, sich mit einem von Berijas Offizieren anzulegen. Aber im Angesicht der Katastrophe tat Tschuikow dies ohne Bedenken. Die Drohung mit Stalins Zorn, wenn die Stadt fallen sollte, zeigte bei Sarajew offenbar Wirkung. Der gab nach und postierte, wie befohlen, eines seiner Regimenter am Hauptlandeplatz des Übergangs über die Wolga.

Erst später musste Grossman erfahren, dass auch Tschuikow gegenüber Untergebenen handgreiflich wurde, wenn er schlechter Stimmung war. Nicht umsonst galt er als rücksichtsloser Befehlshaber. Er konnte einen Brigadekommandeur, der an seiner Aufgabe scheiterte, ebenso hinrichten lassen wie einen einfachen Soldaten, der im Gefecht Feigheit zeigte. Aber seine persönliche Tapferkeit stand ausser jedem Zweifel.

«Ein Kommandeur muss wissen, dass er eher zu sterben hat, als vor deutschen Granaten zurückzuweichen. Die Soldaten sehen das.

Die vordringlichste Aufgabe ist, den Kommandeuren bewusst zu machen, dass nichts so heiss gegessen wird, wie man es kocht.

Panikmachern muss klar sein: Es gibt keine Gnade. Das ist noch schlimmer als die Deutschen.

Die Kämpfer wussten: Wir kommen hier nicht weg. Entweder Kopf ab oder Bein ab. Dazu die russische Tollkühnheit. Wir übernahmen die Taktik der Konterattacke. Als der Angriff des Feindes erlahmte, griffen wir an.»

In seinen Memoiren gab Tschuikow zu, dass er bei der Verteidigung von Stalingrad dem Grundsatz «Zeit ist Blut» folgte. Er musste die Deutschen um jeden Preis aufhalten. Das bedeutete, dass frische Regimenter und Divisionen unverzüglich in die Hölle der Stadt geworfen wurden, sobald sie das Ostufer der Wolga erreicht hatten und übergesetzt werden konnten.

General Paulus' 6. Armee begann ihre Offensive gegen die Stadt am 13. September vor Tagesanbruch. Tschuikow war noch nicht einmal die Zeit geblieben, sich seinen Kommandeuren vorzustellen, als die 295. Infanteriedivision der Deutschen bereits direkt in Richtung Mamajew-Hügel stürmte, wo er sein Hauptquartier hatte. Zwei weitere Infanteriedivisionen suchten zum Hauptbahnhof und zum Landeplatz vorzustossen. Tschuikow konnte nur über ein Scherenfernrohr aus einem Schützengraben die Geschehnisse verfolgen.

An jenem Abend wurde im «Führer»-Hauptquartier der Erfolg der



71. Infanteriedivision gefeiert, die bis ins Zentrum der Stadt vorgezogen war. Stalin erfuhr davon, als Jeremenko im Kreml anrief und ankündigte, am nächsten Tag sei ein weiterer Angriff zu erwarten. Der Kremlherrscher wandte sich an General Wassilewski: «Befehlen Sie unverzüglich Rodimzew 13. Gardedivision, die Wolga zu überqueren. Und schauen Sie nach, wen Sie sonst noch hinüberschicken können.» Schukow, der ebenfalls anwesend war und sich mit allen anderen über eine Karte der Gegend beugte, erhielt Order, sofort nach Stalingrad zu fliegen. Niemand hatte noch einen Zweifel, dass der kritische Punkt des Krieges erreicht war.

Nach dem Angriff auf den Mamajew-Hügel am Tag zuvor lag das Hauptquartier von Tschuikows Armee nun direkt an der Frontlinie. In den frühen Morgenstunden zog der Stab in die Tunnel der Zariza-Schlucht um, die Jeremenko und Chruschtschow erst kürzlich geräumt hatten. Kommissar Gurow sagte zu Grossman: «Als wir Höhe 102 verliessen, spürten wir, dass das Schlimmste die Unsicherheit ist. Wenn man nicht weiss, wie alles endet.»

Die Kämpfe am 14. September gingen für die Verteidiger schlecht aus. Wie Tschuikow befürchtet hatte, nahm die 295. Infanteriedivision der Deutschen den Mamajew-Hügel. Aber die grösste Gefahr erwuchs im Zentrum der Stadt, wo eines von Sarajews NKWD-Regimentern am Hauptbahnhof zum Gegenangriff übergang. Dort wechselte die Frontlinie an jenem Tag mehrfach hin und her.

Der Legende von Stalingrad zufolge kam es zum Schlüsselereignis der Schlacht, als General Alexander Rodimzew 13. Gardeschützendivision unter Beschuss die Wolga überquerte.<sup>13</sup> Sie war im Eiltempo nach Süden auf den Weg gebracht worden. Gestützt auf Augenzeugenberichte, beschrieb Grossman den Marsch der Division und ihre Ankunft am östlichen Wolgaufer.

Die Strasse wandte sich nach Südwesten. Bald kamen Ahornbäume und Weiden in Sicht, breiteten sich grosse Gärten aus, in denen niedrige Apfelbäume wuchsen. Als sich die Division der Wolga näherte, wuchs eine riesige dunkle Wolke vor ihr in die Höhe. Keiner dachte

an Staub, denn sie zog Unheil verkündend, schnell, leicht und schwarz dahin wie der Tod. Das war der Rauch, der von den brennenden Eröltanks im Norden der Stadt aufstieg. Riesige Pfeile, die man an Baumstämme genagelt hatte, wiesen den Weg zur Wolga. Darauf stand «Flussübergang». ... Mit dem Übersetzen bis zur Nacht zu warten war keine Zeit. In aller Eile luden die Männer Kisten mit Waffen und Munition, mit Zucker und Wurst von ihren LKWs ab.

Die Lastkähne schaukelten auf den Wellen. Den Soldaten wurde es unheimlich, weil der Feind überall war – in der Luft und am gegenüberliegenden Ufer. Sie aber mussten ihm entgegentreten, ohne festen Boden unter den Füßen zu haben. Die Luft war unerträglich rein, der Himmel erschreckend blau, die Sonne gnadenlos hell und das fließende flache Wasser trügerisch unsicher. Keiner konnte sich darüber freuen, dass die Luft klar war, dass die Kühle des Flusses ihm in die Nase stieg, dass der feuchte Atem der Wolga die vom Staub der Straßen entzündeten Augen streichelte. Auf den Lastkähnen, Fähren und Kuttern tiefes Schweigen. Warum konnte über dem Fluss nicht schwerer, erstickender Staub liegen? Warum verursachten die Rauchbomben nur einen so dünnen, bläulichen Dunst? Aller Blicke wandten sich sorgenvoll zum Himmel.

«Er kommt im Sturzflug, die Laus!», schrie einer.

50 Meter neben dem Lastkahn stieg plötzlich eine hohe, dünne bläulich weiße Wassersäule auf. Eine zweite noch näher, und dann eine dritte. Luftminen explodierten an der Wasseroberfläche, und die Wolga war von gezackten, schäumenden Wunden bedeckt. Splitter prasselten gegen die Bordwände, leise schrien Verwundete auf, als ob sie die Treffer verbergen wollten. Und dann piffen Maschinengewehrketten flach über den Fluss heran.

Es kam zu einem schrecklichen Augenblick, als eine schwere Granate eine kleine Fähre traf, die Stichflamme hochschoss und das ganze Fahrzeug in dunklen Rauch hüllte. Man hörte die Detonation und dann ein lang gezogenes Schreien von Menschen, das gleichsam aus dem

dumpfen Knall erwuchs. Dann sahen tausende Augen zwischen den auf den Wellen schaukelnden hölzernen Trümmern des Schiffes die grünen Stahlhelme der im Wasser Treibenden.<sup>14</sup>

Tschuikow erklärte Rodimzew, der am 14. September nachmittags bei ihm am Westufer erschien, um Befehle entgegenzunehmen, die Lage sei so verzweifelt, dass seine Männer alles schwere Gerät zurücklassen und nur mit persönlichen Handfeuerwaffen und Handgranaten antreten sollten. Rodimzew berichtete dies Grossman später während der Schlacht so:

«Wir begannen mit dem Übersetzen am 14. September um 17.00 Uhr, nachdem sich die Männer eilig ausgerüstet hatten. Dabei wurde eine Fähre getroffen. 41 Mann ertranken, 20 konnten sich retten.»

Oft ist darüber geschrieben worden, wie die 13. Gardeschützendivision das Steilufer der Wolga erklomm und direkt auf die Deutschen stiess, die sich dem Flussufer bis auf knapp zweihundert Meter genähert hatten. Aber Grossman hörte von einem Sonderauftrag, den ein aus sechs Soldaten bestehender Trupp der Division erhielt.

Dem Leutnant der Pioniertruppen Tschumakow, den Sergeanten Dubowoi und Bugajew, den Rotarmisten Klimenko, Schuchow und Messereschwili war befohlen worden, das belagerte Gebäude der Staatsbank in die Luft zu jagen. Unter starkem Feindbeschuss schleppte sie jeder fünfundzwanzig Kilogramm Sprengstoff zu dem Gebäude und führten den Befehl aus.

Unvermeidlich kam es beim Übergang über den Fluss auch zu weniger heroischen Vorfällen, die in offiziellen sowjetischen Berichten allerdings stets ausgespart wurden.

Sieben Usbeken haben sich selbst Verletzungen zugefügt. Sie wurden alle exekutiert.

Die Taten der 13. Gardeschützendivision fanden in der sowjetischen und internationalen Presse starke Beachtung. Zu Tschuikows Arger wurde Rodimzew ein weltberühmter Held. Grossman interessierte die Tapferkeit der Soldaten und jüngeren Offiziere allerdings wesentlich mehr als die Eifersüchteleien und Querelen der Kommandeure. Er konnte Rodimzews Hauptquartier davon überzeugen, ihm den nachfolgenden Bericht auszuhändigen, den er während des gesamten Krieges bei sich trug. Er hat ihn in seinem Essay «Zarizyn-Stalingrad» erwähnt und in dem Buch «Wende an der Wolga» verarbeitet.

«Rapport

20.9.42, 11.30 Uhr

An Gardeoberleutnant Fedossejew (Kommandeur des 1. Bataillons)  
Ich melde folgende Lage: Der Gegner versucht meine Kompanie einzukreisen und mehrere Kompanien mit Maschinengewehren bewaffneter Infanterie in unseren Rücken zu schleusen. Aber alle seine Versuche sind bisher gescheitert. Ungeachtet der überlegenen Kräfte des Gegners beweisen unsere Kämpfer gegenüber den faschistischen Schakalen Tapferkeit und Heroismus. Erfolg ist für die Fritzchen nur über meine Leiche möglich. Gardisten weichen nicht zurück. Mögen Kämpfer und Kommandeure auch den Tod der Tapferen sterben, der Gegner darf unsere Verteidigung nicht überwinden. Möge das ganze Land von der 3. Schützenkompanie der 13. Gardedivision erfahren. Solange der Kompanieführer am Leben ist, kommt kein Schweinehund hier durch. Das ist nur möglich, wenn der Kommandeur fällt oder schwer verwundet wird. Der Kommandeur der 3. Kompanie ist in angespannter Lage. Er ist körperlich nicht gesund, hört schlecht und ist geschwächt. Er hat Schwindelgefühle, fällt zuweilen um und blutet aus der Nase. Ungeachtet aller Schwierigkeiten weichen die 3. und die 2. Kompanie nicht zurück. Wir werden als Helden für die Stadt Stalins sterben und in sowjetischer Erde ruhen. Der Kommandeur der 3. Kompanie, Kolaganow, hat persönlich zwei Maschinen-

gewehrshützen der Fritzen erledigt, das Maschinengewehr und Dokumente erbeutet, die er dem Bataillonsstab übergeben hat. [gez.] Kolaganow»

An Personalstärke permanent unterlegen, hielt die 62. Armee auf einem langsam schrumpfenden Landstreifen längs des Westufers der Wolga aus, so gut sie konnte. Rodimzew sagte zu Grossman:

«Wir mussten ohne alle Reserven auskommen. Eine schmale Verteidigungslinie war alles, was wir noch hatten.»

Dazu Jeremenko: «Mir brach der Schweiss aus. Der Druck [der Deutschen] war gewaltig, weil wir unsere Truppen blöd eingesetzt hatten. Mir war ständig heiss, obwohl ich ein gesunder Mann bin.»

Der Hauptkommissar der 62. Armee, Gurow, berichtete: «Es gab Tage, da transportierten wir zwei- bis dreitausend Verwundete ab.»

Der Stabschef der 62. Armee, Krylow, urteilte über die Gefechtsführung der Deutschen:

«Sie setzen auf den massenhaften Einsatz von Technik und auf den Überraschungseffekt. Die Überlegenheit der Technik lässt sich nicht mit den Möglichkeiten des deutschen Infanteristen vereinbaren.

Die Kommandeure auf der mittleren Befehlsebene ergreifen keinerlei Initiative, sondern warten stets auf Weisungen von oben.

Die ersten Septembertage, als sich Zersetzungserscheinungen bemerkbar machten, waren besonders schwierig. Nur abends gelang es mir, mich zu sammeln, um den Truppen Befehle zu erteilen. Tagsüber zählten wir die Minuten bis zum Abend.»

Die Deutschen wussten nur zu gut, dass sie die Lebensader der 62. Armee über die Wolga durchtrennen mussten. Dafür setzten sie Artillerie und Luftwaffe ein. Deshalb war der Mamajew-Hügel so heiss umkämpft, die einzige Anhöhe, von der die Landeplätze direkt unter Feuer genommen werden konnten. Die Transporteinheiten auf dem Fluss, un-

ter ihnen zahlreiche Wolgaschiffer und Flussfischer, agierten in ebenso grosser Gefahr wie die Frontkämpfer am Westufer.

Der Chef des Übersetzkommandos, Oberstleutnant Pusyrewski, ist seit zwei Wochen hier. Vor ihm hatte diese Aufgabe Hauptmann Jesijew, ein Tschetschene, der auf einem Lastkahn von einer Bombe getroffen wurde. Kriegskommissar Perminow ist nun schon den 57. Tag seit Einrichtung des Übergangs dabei. Der stellvertretende Batteriekommandeur Iljin wurde schwer verwundet ausgeflogen. Smeretschinski, der den Flussübergang vor Jesijew kommandierte, ist gefallen. Der Batteriekommandeur, der den Übergang einrichtete, wurde von einem Granatsplitter getötet. Der Kommandeur des technischen Zuges, Scholom Axelrod, starb bei einem Volltreffer auf einen Lastkahn. Politoffizier Samotorkin und Leutnant Petrow wurden von Geschossen verwundet. Politoffizier Ischkin riss eine Artilleriegranate ein Bein ab.

Für die Einheiten der Verstärkung, die sich auf der gegenüberliegenden Seite sammelten, reichten die 1'300 Meter offene Wasserfläche bis zum Westufer aus, um jeden zum Zittern zu bringen. Aber Tschuikow mit seinem brutalen Humor meinte, der Flussübergang sei nur der Anfang.

«Wenn die Kämpfer am Ostufer ankamen, sagten sie: Jetzt geht's in die Hölle.' Waren sie erst ein, zwei Tage in der Stadt, so hiess es: ‚Nein, hier ist es zehnmal schlimmer als in der Hölle.'»

Das erzeugte einen unmenschlichen, geradezu tierischen Hass auf die Deutschen. [Einige Rotarmisten] führten einen Gefangenen ab. Er kam nicht bis ans Ziel, er war bereits vor Angst gestorben. ‚Wolltest du nicht Wolgawasser trinken?' Und sie tauchten ihn zehnzweölfmal unter.»

Tiefes Leid war nun das Schicksal aller. Gegen Ende des Monats erhielt Grossman einen Brief von seiner Frau Olga, in dem sie vom Tod ihres Sohnes Mischa durch eine Bombe berichtete. Er antwortete mit dem unbeholfenen Versuch, ihren Schmerz zu lindern.



Grossman mit Wysokoostrowski (Mitte) in Stalingrad, September 1942.

Meine Liebe, Gute. Heute hat mir jemand deinen Brief aus Moskau mitgebracht. Er hat mich sehr traurig gemacht. Lass den Mut nicht sinken, meine Ljussja, und gib dich nicht der Verzweiflung hin. Um mich herum ist so viel Leid. Ich begegne Müttern, die schon drei Söhne im Krieg verloren haben, und jetzt ist auch noch der Mann gefallen. Ich erlebe Frauen, deren kleine Kinder beim Bombenangriff vor ihren Augen gestorben sind. Alle diese Menschen nehmen sich zusammen, leben weiter, weinen, warten auf den Sieg und verlieren ihr Vertrauen nicht. Unter welch schweren Umständen müssen sie leben! Sei auch du stark, meine Liebe, halte durch. ... Du hast doch noch mich und Fedja, unsere Liebe, die deinem Leben einen Sinn gibt.

Ich bin jetzt zum zweiten Mal für den Rotbannerorden vorgeschlagen worden, aber bisher kein Ergebnis wie schon beim letzten Mal. ... Einem gefallenen Kämpfer habe ich einen Brief abgenommen, der wie von Kinderhand geschrieben ist. Er endet mit den Worten: «Ich sehne mich sehr nach euch. Wenn ihr nur einmal für eine Stunde hier sein könntet, dass ich euch wieder anschauen kann. Da ich schreibe, rinnen mir die Tränen wie Sturzbäche. Euer Papa.»<sup>15</sup>

Grossman schrieb auch an seine alte deutsche Kinderfrau, Jenny Genrichowna Henrichson, derer er später in seinem Roman *«Leben und Schicksal»* gedachte.

Sie wissen bereits von unserem grossen Unglück, Mischas Tod. Jenny Genrichowna, jetzt hat das Leid auch in unserer Familie Einzug gehalten. Schreiben Sie mir an meine neue Adresse: Feldpost 28, Einheit Nr. 1, W.S. Grossman (meine Funktion hier erwähnen Sie bitte nicht). Wissen Sie, wo sich Papa jetzt aufhält? Ich weiss nicht, wohin ich schreiben soll.<sup>16</sup>

Zu diesem Zeitpunkt wusste Grossman noch nicht, dass sein Neffe Juri Benasch, der als Unterleutnant in Stalingrad eingesetzt war und ihn aufsuchen wollte, nachdem er seine Artikel gelesen hatte, inzwischen bei den Kämpfen gefallen war.<sup>17</sup>



## 15.

### «Akademie Stalingrad»

Der Ausspruch, Stalingrad sei eine «Akademie der Strassenkämpfe» gewesen, stammt von General Tschuikow. Er hatte die Idee, den Deutschen keine Ruhepause zu gönnen. Seinen Truppen erteilte er den Befehl, ihre Stellungen so nahe wie möglich an die des Feindes heranzuschieben, um der deutschen Luftwaffe, die tagsüber den Himmel beherrschte, das Auseinanderhalten der beiden Linien zu erschweren. Gegenüber Grossman brüstete sich Tschuikow:

«Wenn die Luftwaffe angriff, sind unsere Soldaten und die Deutschen aufeinander zugelaufen und haben im selben Graben Deckung gesucht. Den deutschen Piloten war es unmöglich, unsere vorderste Linie zu attackieren. Beim Werk ‚Roter Oktober‘ haben sie eine frische deutsche Division in Grund und Boden gebombt.»

Diese Taktik würdigte Grossman in einem Aufsatz, den er gegen Ende der Schlacht schrieb.

An einigen Punkten sind die Gräben, die das Bataillon ausgehoben hat, kaum zwanzig Meter vom Gegner entfernt. Unser Posten hört, wie im deutschen Graben die Soldaten umherlaufen, wie sie ums Essen streiten, wie der deutsche Posten die ganze Nacht in seinen dünnen Schühchen umhertappt. Hier sind alle eingeschossen, jeder Stein ist ein Orientierungspunkt.<sup>1</sup>

Die Deutschen sollten durch Nachtangriffe mit kleinen Gruppen am Schlafen gehindert, ihre Angst vor der Dunkelheit und vor den Jägerqualitäten der Soldaten aus Sibirien geschürt werden. Scharfschützen

stellten sich als wirksame psychologische Waffe heraus und stärkten die Moral der sowjetischen Truppen.

Tschuikow setzte Menschenleben ebenso bedenkenlos ein wie andere sowjetische Generäle, besonders in den ersten Tagen der Schlacht, als er einen Gegenangriff nach dem anderen befahl, um den Ansturm der Deutschen zu bremsen. Aber genauso rasch erkannte er, wie vorteilhaft der Nahkampf für die sowjetischen Soldaten war. Nun wurden kleine Gruppen vor geschickt, die nur mit Handgranaten, Maschinenpistolen, Messern, angeschärften Spaten und Flammenwerfern ausgerüstet waren. Diese erbitterten Kämpfe in Kellern, Abwasserkanälen und Ruinen von Wohnhäusern hiessen bei den Deutschen bald nur noch «Rattenkrieg». Dazu sagte Tschuikow Grossman in einer späteren Phase der Schlacht:

«Stalingrad ist die Ruhmeshalle der russischen Infanterie. Sie besiegte das ganze Arsenal der deutschen Technik. Wir haben nicht nur Angriffe zurückgeschlagen, wir mussten auch selbst angreifen. Wenn man zurückweicht, ist man verloren. Du gehst zurück und wirst erschossen. Wenn ich zurückweiche, werde auch ich erschossen. ... Wer hier drei Tage aushielt, galt schon als Alteingesessener. In der Regel überlebte man hier einen Tag. ... Noch nirgends wurde das Mittel des Nahkampfes auf diese Weise eingesetzt. ... [Und unsere Männer] verloren die Furcht vor den Panzern. Sie dachten sich Tricks aus, die keinem Professor eingefallen wären. Sie bauten Gräben, dass man ihnen fast auf den Kopf treten konnte, ohne es zu bemerken. Die Deutschen liessen [in einem Haus] unten ein Grammophon laufen, unsere bohrten von oben ein Loch in den Fussboden und erledigten sie mit dem Flammenwerfer. ... Das war vielleicht eine Gemetzelt, kann ich euch sagen, Genossen!»

Grossman war fasziniert davon, wie die Soldaten beobachteten, hinzulernten und neue Methoden improvisierten, um dem Feind beizukommen. Besonders interessierten ihn die Scharfschützen. Mit den beiden Stars von Stalingrad auf diesem Gebiet war er bald gut bekannt. Wassili Saizew, den die sowjetische Propaganda binnen Kurzem zum Super-

star machte – in dem Film «Duell – Enemy at the Gates» wird er von Jude Law gespielt –, war ein Matrose der Pazifikflotte aus Wladiwostok. Er gehörte zur 284. Sibirischen Division von General Nikolai Batjuk.<sup>2</sup> Anatoli Tschechow, den Grossman bei einem Einsatz begleitete, um ihn aus nächster Nähe zu beobachten, diente in Rodimzews 13. Gardeschützendivision. Möglicherweise lag es an Tschuikows Eifersucht auf Rodimzew und das Presseecho, das dessen Gardedivision erhielt, dass Tschechows Heldentaten nicht so bekannt wurden wie die Saizews. Rodimzew berichtete Grossman von Tschechow während des Besuchs des Schriftstellers im Oktober. «Der Rotarmist Tschechow tötete 35 Faschisten [im Gefecht]. Ich wollte ihm Sonderurlaub geben. Er hat genug Deutsche getötet, um für den Rest seines Lebens Urlaub zu erhalten.» Dann sprach Grossman mit Tschechow selbst.

Tschechow, Anatoli Iwanowitsch, geboren 1923. «Nach Kasan kam ich 1931. Dort besuchte ich die Schule bis zur 7. Klasse. Mein Vater war Alkoholiker und liess meine Mutter mit drei Kindern – ich habe noch zwei jüngere Schwestern – sitzen. Ich musste die Schule verlassen, obwohl ich zu den Besten gehörte. Geographie mochte ich besonders, aber es gab keinen anderen Ausweg. ... Ich meldete mich freiwillig für die Scharfschützenschule. Als Junge habe ich nie geschossen, nicht einmal mit einer Gummischleuder. Beim ersten Versuch mit einem Kleinkalibergewehr erreichte ich ganze neun Punkte von fünfzig möglichen. Mein Leutnant wurde wütend: ‚In allen Fächern hast du eine Eins, nur im Schiessen bist du schlecht. Aus dir wird nie ein Scharfschütze. Aber ich liess mich nicht beirren, sondern beschäftigte mich mit der Theorie des Gefechts und mit den Waffen. Dann kam der erste Versuch mit einem richtigen Gewehr. Wir sollten in Brust und Kopf treffen. Dafür gab es drei Patronen. Ich traf. Von da an war ich [jedes Mal] unter den Besten. Ich meldete mich freiwillig an die Front.

Ich wollte zu denen gehören, die den Feind vernichten. Das war mein Wunsch, seitdem ich Zeitungen las. Ich wollte berühmt werden. Ich übte, Entfernungen mit dem blossen Auge, ohne optische

Geräte zu schätzen. Meine Lieblingsbücher? Ich habe wenig gelesen. Wenn mein Vater betrunken war, jagte er die ganze Familie auseinander. Manchmal habe ich nicht einmal Hausaufgaben gemacht. Ich hatte nie eine Ecke für mich allein.

Am Morgen des 15. September bin ich mit den anderen ins Gefecht gezogen. Wir haben den Mamajew-Hügel gestürmt. ... Und ich hatte das Gefühl, das ist kein Krieg, ich bringe einfach meiner Gruppe bei, wie man sich tarnt und wie man schießt. Mit ‚Hurra!‘ sind wir 200 Meter vorgestürmt. Da ratterte ein Maschinengewehr los und stoppte uns. Ich robbte weiter, wie man es uns beigebracht hatte. Und geriet in eine Falle zwischen drei Maschinengewehren und einem Panzer. Ich hatte mir selbst ein Ziel gesetzt. Ich schaute nicht nach rückwärts, denn ich wusste, meine Gruppe lässt mich nicht im Stich. Aus fünf Meter Entfernung habe ich auf die Deutschen geschossen. Sie sassen seitlich von mir. Als sie den Kopf herausstreckten, legte ich einen um, dann einen zweiten. Nun hielten drei Maschinengewehre, der Panzer und ein Granatwerfer zugleich auf mich. Zusammen mit vier meiner Kämpfer habe ich von neun Uhr morgens bis acht Uhr abends in diesem Krater gelegen. ... Danach wurde ich sofort zum Kommandanten eines Granatwerferzugs ernannt.

Als man mir ein Scharfschützengewehr in die Hand gab, habe ich mir einen Platz in der fünften Etage eines Hauses gesucht. Dort war eine Mauer, die mich mit ihrem Schatten deckte. Wenn die Sonne höher stieg, ging ich Stufe für Stufe die Treppe weiter nach unten. Von dort konnte ich in hundert Meter Entfernung ein von den Deutschen besetztes Haus beobachten, in dem Soldaten mit Maschinenpistolen und Maschinengewehren sassen. Am Tag waren sie nicht zu sehen, da versteckten sie sich im Keller.

Ich bezog meine Stellung um vier Uhr morgens. Es wurde gerade hell. Der erste Fritz ging Wasser holen – sein Vorgesetzter wollte sich wohl waschen. Da war die Sonne schon aufgegangen. Ich sah ihn von der Seite. Ich schaue nicht nach den Gesichtern, sondern nach der Klei-

dung: Kommandanten tragen Hose, Jacke und Mütze, kein Koppel. Soldaten laufen in Stiefeln herum.

Ich sass auf dem Treppenabsatz. Ich hatte mein Gewehr so auf ein Gitter aufgelegt, dass der Rauch längs einer weissen Wand abzog. Zuerst gingen sie noch in normalem Tempo. Am ersten Tag habe ich neun von ihnen abgeknallt.

Am zweiten Tag waren es 17. Dann schickten sie Frauen los. Ich habe zwei Frauen von fünf erschossen.<sup>3</sup> Am dritten Tag entdeckte ich eine Schiessscharte! Ein Scharfschütze. Ich beobachtete ihn lange und hielt dann drauf. Er fiel zu Boden und begann auf Deutsch zu schreien. Von da an wurden keine Granaten mehr antransportiert, und niemand wurde mehr zum Wasserholen geschickt. In acht Tagen habe ich dort vierzig Fritzen erledigt.

Wenn die Sonne schien, erzeugte ich bei jeder Bewegung einen Schatten auf der Mauer, also stellte ich das Schiessen bei Sonnenschein ein. An einem offenen Fenster erschien der nächste Scharfschütze. ... Der trieb mich in die Enge. Er schoss viermal auf mich, aber immer daneben. Es wäre einfach schade gewesen, diese Stellung aufzugeben. Aber Wolgawasser mussten sie nicht trinken. Sie liefen wieder nach Wasser, nach Essen, erhielten Befehle, brachten Munition. ... Das Wasser holten sie aus Lokomotiven, es muss ziemlich faulig gewesen sein.

Morgens geht einer mit dem Eimer los. Ich schiesse besser, wenn er läuft, weil Auge und Hand dann schneller reagieren. Wenn er steht, ist es schlechter. ... Der Erste trat heraus und ging fünf Meter in ruhigem Tempo. Ich nahm ihn sofort aufs Korn, kleine Vorhalte, vier Zentimeter vor seiner Nase.

Als ich meine erste Waffe bekam, konnte ich mich lange nicht entschliessen, einen lebenden Menschen zu töten. Ein Deutscher stand über vier Minuten an einer Stelle und redete. Ich habe ihn verschont. Als ich den Ersten traf, fiel der sofort um. Ein Zweiter kam herausgelaufen, beugte sich über ihn, und ich erledigte auch den. ... Nachdem ich den Ersten getötet hatte, bekam ich das grosse Zittern. Er sollte doch nur Wasser holen! ... Ich erschrak vor mir selbst: Ich

hatte einen Menschen getötet! Dann musste ich an unser Volk denken. Von da an habe ich ohne Gnade draufgehalten.

Das Haus [gegenüber] ist bis zum zweiten Stock eingestürzt. Manche sitzen auf der Treppe, andere im zweiten Stock. Dort waren einmal Tresore. Das Geld darin ist verbrannt.<sup>4</sup>

Auf dem Hügel gibt es Mädchen, die Feuer machen und kochen. [Deutsche] Offiziere besuchen sie.

Auch solche Bilder gibt es: Ein Fritz kommt daher, aus einem Hof bellt ihn ein Hund an. Der Fritz erschießt ihn. Wenn nachts Hunde anschlagen, dann heisst das, Fritze sind unterwegs und tapen durch die Häuser, da bellen die Hunde eben.

Ich bin wie ein Tier – ich hasse und morde sie, als ob es mein Leben lang immer so gewesen wäre. Ich habe vierzig Menschen erschossen – drei in die Brust, den Rest in den Kopf. Wenn man in den Kopf trifft, fliegt der nach hinten oder zur Seite, der Mann reisst die Arme hoch und geht zu Boden. ... Auch Ptschelinzew fiel das Töten anfangs schwer: Beim Ersten brachte er es nicht fertig, den Zweiten hat er dann abgeknallt. Und wie bin ich damit fertig geworden?

Ich habe zwei Offiziere erledigt. Einen auf dem Hügel und den anderen bei der Staatsbank. Er war ganz in Weiss gekleidet, die Deutschen sind alle aufgesprungen und haben ihn begrüsst. Er hat sie kontrolliert. Als er über die Strasse ging, habe ich ihn in den Kopf getroffen. Er fiel sofort um, seine Beine flogen in die Luft.

Abends verlasse ich manchmal den Keller. Ich schaue mich um, und das Herz geht mir auf. Einmal möchte ich wieder durch eine lebendige Stadt gehen, und sei es nur für ein halbes Stündchen. Ich denke: Die Wolga fliesst so friedlich, wie können hier so furchtbare Dinge geschehen? Wir hatten einen Stalingrader bei uns. Den habe ich ausgefragt, wo die Klubs und die Theater waren, wie sie am Wolgaufer spazieren gegangen sind.»

Die Redakteure bei *Krassnaja Swesda* müssen ihren Augen nicht getraut haben, als ihnen der volle Text dieses Artikels als Funkspruch von

über vierhundert Seiten vom Hauptquartier des Generalstabs beim Kreml gebracht wurde. Grossman hatte die Nachrichtenabteilung der Stalingrader Front überredet, ihn nach Moskau zu funken. Dass dies mitten in der Schlacht von Stalingrad geschah, verdeutlicht das Ansehen, das Grossman dort genoss. Ortenberg erkannte als Erster an, dass die Mühen und das Risiko, die Grossman auf sich genommen hatte, die Sache wert waren. «Vielleicht weil Grossman so auf Tuchfühlung zu dem Helden seines Artikels [Tschechow] gegangen war, mit ihm alle Schwierigkeiten und Gefahren des Kampfes erlebt hatte, konnte er ein so ausdrucksvolles Porträt dieses Kämpfers zeichnen, so tief in dessen Gedanken- und Erlebniswelt eindringen.»<sup>5</sup>

Berichte über die Taten der Scharfschützen gingen von Mund zu Mund, und sie wurden bewundert wie Fussballspieler. Jede Division war stolz auf ihren Star. Die Sibirier der 284. Schützendivision waren überzeugt, dass sie in Wassili Saizew den Grössten hatten. Allerdings rückten die Übertreibungen der Propaganda die Aktivitäten dieser Stachanow-Arbeiter des Schlachtfelds in ein zweifelhaftes Licht.

Saizew ist ein zurückhaltender Mann, von dem es in der Division heisst: Saizew, «der Bescheidene und Gebildete». Er hat 225 Deutsche getötet.<sup>6</sup> Andere Scharfschützen sind kleine Häschen dagegen.<sup>7</sup> Batjuk sagt: «Wenn er spricht, hören sie zu wie die Mäuschen.» Er sagt: «Habe ich recht, Genossen?» Alle: «Recht haben Sie, Wassili Iwanowitsch.»

Grossmans Notizbuch enthält einen ganz erstaunlichen Eintrag, der jedoch schwer zu verifizieren ist.

Muraschow und der Feldscher Saizew wurden zum Tod durch Erschiessen verurteilt. Ersterer, weil er sich in die Hand geschossen hatte, Letzterer, weil er einen berühmten deutschen Flieger, der aus seiner getroffenen Maschine mit dem Fallschirm absprang, abgeschossen hatte. Beiden wurde das Strafmass gemildert. Sie sind heute unter den besten Scharfschützen von Stalingrad. (Muraschow ist neunzehn Jahre alt.)

Saizew war der einzige bekannte Scharfschütze dieses Namens in Stalingrad. Es gibt keinen weiteren Hinweis darauf, dass er jemals Feldscher gewesen sein soll oder einen «berühmten Flieger» abschoß, der mit dem Fallschirm absprang. Vielleicht war es allein Grossman, der diese Geschichte notierte, bevor die sowjetische Propaganda Saizews Leben zur Legende umschrieb.<sup>8</sup>

Wie andere Scharfschützen scheint auch Saizew stolz darauf gewesen zu sein, jede russische Frau zu bestrafen, die sich mit einem Deutschen einliess.

Saizew hat eine Frau und einen deutschen Offizier erschossen: «Sie sind einer auf den anderen gefallen.»

Einige der besten Scharfschützen von Stalingrad, darunter auch Tschchow und Saizew, berichteten von kurzen Schusswechseln mit deutschen Scharfschützen. Das war normal, denn diese Spezialisten auszuschaalten gehörte zu ihren wichtigsten Aufgaben.

Zweikampf von Saizew mit einem berühmten deutschen Scharfschützen. «Der hatte drei unserer Männer erschossen. Dann wartete er fünfzehn Minuten ab. Unsere Stellung war leer, und er stand auf. Ich sehe, dass er sein Gewehr abgelegt hat. Da erhob ich mich zu meiner ganzen Grösse. Als er mich sah, begriff er sofort. Und ich schoss.»

Wahrscheinlich ist es diese kurze, aber tödlich endende Begegnung gewesen, derer sich die sowjetische Propaganda später bemächtigte. Sie wurde zur epischen Saga eines langen Zweikampfes zwischen Saizew und dem unfassbaren «Major König» aufgebläht, dem Leiter einer ebenfalls nicht zu identifizierenden «Berliner Scharfschützenschule», der angeblich eingeflogen worden war, um Saizew aufzuspüren und zu töten. In keiner deutschen Quelle wird ein derartiger Vorfall erwähnt. Saizews Behauptung, beide seien aufgestanden, kann ebenfalls kaum überzeugen. Scharfschützen agierten damals in der Regel paarweise. Ein siegreicher Mann, der sich eine triumphierende Geste dieser Art geleistet hätte, wäre auf der Stelle erledigt gewesen.



Wenn man bedenkt, wie General Tschuikow die Geschichte in seinen Memoiren ausgeschlachtet hat, könnte durchaus er den Gedanken gehabt haben, diesen Mythos zu erfinden, da Saizew zu Batjuks und nicht zu Rodimzews Division gehörte. Es ist interessant, dass Grossman, der in seinem Roman *«Leben und Schicksal»* seine Kriegsnotizen über diesen Zweikampf der Scharfschützen fast wörtlich so verwendete, wie er sie damals niedergeschrieben hat, in diesem Punkt eine Änderung vornahm. Das Duell, das Saizew bei der von Grossman notierten Begegnung so obenhin erwähnte, wird im Roman zu einem mehrtägigen Wettkampf. Zumindest hier scheint Grossman der Propagandaversion den Vorzug gegeben zu haben.<sup>9</sup>

In Saizews späteren Memoiren (die ziemlich sicher mit starker Unterstützung sowjetischer Propagandaexperten abgefasst wurden) erzählt dieser dieselbe aufregende, aber letztlich kaum glaubhafte Geschichte von einem sich mehrere Tage hinziehenden Zweikampf. Bis heute ist im Streitkräftemuseum in Moskau ein Zielfernrohr zu sehen, von dem es heisst, es sei bei der Leiche des deutschen Majors gefunden worden. Am nachhaltigsten ist aber vielleicht die Tatsache, dass das berühmte Duell in keinem der Berichte der Politabteilung der Stalinger Front vorkommt, die während der Schlacht nach Moskau gesandt wurden. Dabei meldete man gerade die Aktionen von Scharfschützen sehr akribisch, weil sie so gut für Propagandazwecke nutzbar waren.

Oberst Batjuk wies auch mit Stolz auf die Besten in anderen Waffenarten hin:

«Wir haben in unserer Division den besten Scharfschützen der ganzen Front: Saizew, den besten Granatwerfer: Besdidko, den besten Artilleristen: Schuklin, Kommandeur der 2. Batterie (der vierzehn Panzer mit lediglich einer einzigen Kanone zerstörte).»

Sarkastischer Kommentar von Besdidko: «Er hat sie mit einer einzigen Kanone abgeschossen, weil er nur eine hatte!»

Hier zieht man den legendären Granatwerfer Besdidko gern auf. Wenn deutsche Granaten fast seinen Befehlsstand treffen, sagt der

Divisionskommandeur: «Warum habe ich dem Hundesohn Besdidko nicht beigebracht, so zu schiessen?» Besdidko, der seine Ziele auf den Zentimeter genau trifft, kann dann nur bitterböse grinsen. Aber er selbst mit seiner melodischen Tenorstimme und dem verschmitzten ukrainischen Lächeln, der 1'305 getötete Deutsche auf seinem Konto hat, spöttelt gern über Schuklin, den hageren Kommandeur der 2. Batterie.

Besdidko kommt auch bei dem Scharfschützentreffen vor, das in «*Leben und Schicksal*» beschrieben wird. Dieses Gespräch hat Grossman fast wörtlich aus seinen ursprünglichen Notizen übernommen:

«Genosse Oberst, heute habe ich mit vier Granaten fünf Fritzen getötet.»

«Besdidko, erzähl mal, wie du das Bordell zerschossen hast.» Besdidko bescheiden: «Ich denke, das war ein Unterstand.»

Andere Improvisationen waren weniger erfolgreich. So versuchte Saizew zum Beispiel, ein Zielfernrohr an einer Panzerbüchse anzubringen. Er wollte mit einer Panzergranate die Schiessscharte eines feindlichen Bunkers treffen. Aber die Munition war von so schlechter Qualität, das es ihm nicht gelang, auch nur zwei Granaten auf denselben Punkt zu setzen.

Grossman berichtet von einer weiteren Erfindung, die in der Wirklichkeit weniger perfekt ausfiel, als hier angedeutet wird.

Der Erfindungsgeist der Rotarmisten machte vor der Panzerbüchse nicht halt. Ein Wagenrad wurde auf einen Pfahl gesetzt und konnte nun um dreihundertsechzig Grad rotieren. Damit wurden sieben Flugzeuge abgeschossen.

Hauptmann Ilgatschkin, ein Bataillonskommandeur, ärgerte sich darüber, dass er mit seiner Infanteriewaffe bisher kein Flugzeug getroffen hatte. Er errechnete die Geschwindigkeit des Geschosses der Panzerbüchse (tausend Meter pro Sekunde) und stellte eine Tabelle auf, in die er eintrug, wie schnell ein Flugzeug auf uns zu- und von uns wegfliegt. In der Tabelle traf er sofort.

Dann ramnte er einen Pfahl in den Boden, beschaffte eine Nabe und setzte darauf ein Wagenrad. An den Speichen befestigte er die Panzerbüchse.

Batjuk berichtete auch, wie die Deutschen versuchten, sie über Funk zu verspotten oder zumindest ihre Scherze mit ihnen zu treiben.

«Russ, was hast du zu Mittag gegessen? ... Ich habe Butter und Eier gegessen, nur nicht heute. Heute habe ich noch gar nichts gegessen.»

«Russ, ich gehe jetzt Wasser holen. Schiess mir in die Beine, nicht in den Kopf. Ich hab Frau und Kinder.»

«Russ, wollen wir einen Usbeken gegen einen Rumänen tauschen?»<sup>10</sup>

Batjuk, der bei seinen Soldaten nur «der Kugelsichere» hiess, scheint einer der Kommandeure gewesen zu sein, denen keine Gefahr etwas ausmachte.

Batjuk: «In diesem Unterstand ist die Tür bei Beschuss immer nach innen geflogen und auf dem Tisch gelandet.»

Die Deutschen belegten den Unterstand des Artilleriekommandeurs mit Granaten. Batjuk stand lachend neben seinem Bunker und rief ihnen [vermeintliche] Korrekturen zu: «Mehr nach rechts! Mehr nach links!»

Tschuikow hatte bereits zu Beginn der Schlacht richtig erkannt, dass in der Artillerie seine einzige Hoffnung lag. Da zwischen den Ruinen am Westufer der Wolga wenig Raum war, um schwere Artillerie in Stellung zu bringen, hatte er alle Kanonen und Haubitzen des Kalibers von über 76 Millimetern auf das Ostufer befördern lassen. Die wichtigsten Personen waren die vorgeschobenen Beobachtungsoffiziere der Geschütz Batterien, die oft wie Scharfschützen in hohen Gebäuden versteckt sassen. Sie übermittelten die Zieldaten per Funk oder Telefon. «Die Artillerie muss auf dem Schlachtfeld agieren wie ein Flugdra-

chen», sagte General Jeremenko zu Grossman. Dabei wusste er genau, dass die Artillerie häufig genug die eigenen Stellungen traf: «Wenn die Artillerie in Stalingrad die eigenen Linien beschiesst, dann scherzen die Rotarmisten bitter: ‚Na, endlich haben wir die zweite Front eröffnete»

Tschuikows wichtigste Taktik zur Abschwächung der schweren deutschen Angriffe bestand darin, einzelne Häuser, die als «Wellenbrecher» dienten, zu besetzen und zu verteidigen. Kommandotrupps schlichen sich bei Nacht in ein ausgewähltes Gebäude und erhielten dann nach und nach Verstärkung.

Besetzung eines Hauses. Das erste Kommando besteht aus zehn Mann mit Brandflaschen. [Es folgt] Verstärkungsgruppe, die Munition und Lebensmittel für sechs Tage mitbringt. [Sie legen] Schützengräben für den Fall [an], dass sie abgeschnitten werden.

Diese vorgeschobenen Einheiten zu versorgen war ein schwieriges Problem. Die 62. Armee setzte dafür U-2-Doppeldecker ein, die oft von blutjungen Pilotinnen geflogen wurden. Sie konnten den Motor abstellen und dann geräuschlos über deutschen Schützengräben dahingleiten, um Bomben oder über sowjetischen Stellungen Nachschub abzuwerfen.

U-2 werfen für unsere Truppen nachts Lebensmittel ab. Wir markieren die vorderste Linie mit brennenden Schalen, die auf den Boden der Schützengräben gestellt werden. Kompaniechef Chrennikow hatte diese Markierung vergessen, als plötzlich vom dunklen Himmel über ihm eine heisere Stimme rief: «He, Chren<sup>11</sup>, vielleicht machst du bald mal deine Feuerchen an!» Es war ein Pilot mit ausgeschaltetem Motor. Chrennikow erzählte, er sei furchtbar erschrocken. Eine Stimme vom Himmel, die seinen Namen rief!

General Rodimzew berichtete Grossman:

«Meine Division und die Deutschen haben die Häuser wie auf einem Schachbrett besetzt. Die Kämpfer leben in Kellern, Wohnungen oder Schützengräben. ... Vier haben sich vierzehn Tage lang dort gehal-

ten. Zwei sind jeweils Essen holen gekommen, die anderen haben das Haus bewacht. ... Die Aufklärung ist sehr schwierig geworden. ... Die Stimmung: Müde, aber gut... Den Läuse machen sie mit Primuskochern und Bügeleisen den Garaus.

Und wieder flogen Witze und Beschimpfungen zwischen den Gräben oder den einzelnen Etagen desselben Hauses hin und her, oft mit dem grobschlächtigen deutschen Humor: «Russ, gib mir 'ne Pelzmütze, kriegst 'ne Maschinenpistole dafür!»

Grossman war reichlich erstaunt über eine «seltsame Sorge» der Soldaten und Offiziere, mit denen er sprach. Die Meinung der Aussenwelt schien ihnen ungewöhnlich viel zu bedeuten.

«Wie spricht man dort über uns? Was denkt man von uns?»

Ein merkwürdiger Mangel an Selbstvertrauen.

Generäle, besonders Jeremenko, verkündeten gern absolute Wahrheiten über den Krieg und das Soldatsein, aber am Ende redeten sie meist von sich selbst.

«Die Jugend hat wenig Lebenserfahrung. Diese Kerle sind wie Kinder, wo man sie hinschickt, dort sterben sie. ... Der intelligenteste Kämpfer ist der zwischen fünfundzwanzig und dreissig Jahren. Die Alteren sind nicht ganz gesund, sie quält die Sorge um die Familie. Mich quält vor allem mein Bein. Bei Smolensk war die Anspannung schrecklich, danach auch an der Brjansker Front. Im Nordwesten habe ich fünf Tage lang hintereinander nicht geschlafen.

Wenn zwei Generäle gegeneinander kämpfen, dann ist meist einer klug und der andere ein Dummkopf.» Lachend fügt er hinzu: «Eigentlich sind sie beide Dummköpfe.»

Auch der Politkommissar der 62. Armee, Gurow, neigte zu solch absoluten Erklärungen:

«Der Kämpfer, der Soldat, ist überall gleich. Nur die Kommandeure sind verschieden.»

Wenn es einen Bereich gab, auf dem die sowjetischen Kommandeure den Gang der Dinge wenig beeinflussen konnten, dann waren dies die lebenswichtigen Übergänge über die Wolga. Dort hing alles von den Männern der Flusstransportbataillone ab, darunter viele Wolgaschiffer aus Jaroslawl.

General Rodimzew erläuterte Grossman die offizielle, das heisst die optimistische Sicht:

«Wir sind den ganzen Fluss abgefahren und haben alles zusammengeholt. Jetzt haben wir so etwas wie eine Flotte: siebenundzwanzig Fischerboote und Motorboote. Wir haben sogar einen Kutter vom Boden der Wolga gehoben, aber leider ist er durch einen Volltreffer zerstört worden. Die Division wird umfassend versorgt – warmes Essen, Wechselwäsche, Schokolade, Kondensmilch. Die Verwundeten werden mustergültig ab transportiert. Wir haben Vorräte für drei Tage.»

Grossman hatte allerdings bereits genügend Zeit mit den Flussschiffen verbracht, die zur Armee eingezogen waren, um sich ein genaueres Bild zu machen.

Die Wolga ist hier 1'300 Meter breit. ... Das Boot wurde getroffen. Es hatte Mehl geladen. Der Kämpfer Woronin behielt einen klaren Kopf, schüttete aus einem Sack das Mehl heraus und verstopfte mit dem Sack das Einschussloch, andere Löcher verschmierte er mit dem Kleister, der sich aus dem feuchten Mehl bildete. Das Boot erhielt siebenundsiebzig Einschüsse. Binnen eines Tages hatte sie der Soldat alle wieder geschlossen.

Unteroffizier Spiridonow hat es das Hinterteil aufgerissen. Er bittet um Wodka. Zwei Schwerverwundete, Wolkow und Lukjanow, sind aus dem Lazarett ausgebüchst und dreissig Kilometer zu ihrer Einheit zurückgelaufen. Als man sie ins Auto setzte, um sie wieder ins Lazarett zu bringen, weinten beide. Sie wollen von ihrem Bataillon nicht weg.

Als Jessijew und Iljin verwundet wurden, holte sie Rotarmist Minochodow vom Boot herunter und verband sie, obwohl er selber am Rücken verletzt war. Er lief noch einen Kilometer weiter zur 2. Staf-

fel und teilte mit, dass der Bataillonskommandeur verwundet sei. Dann wurde er ohnmächtig. Man brachte sie alle zusammen ins Lazarett.

Sergeant Wlassow, achtundvierzig, ist ein alter Mann aus Jaroslawl. Sein Lastkahn wurde von einem Geschoss getroffen. Einer hielt ihn an den Beinen fest. Es gelang ihm, mit seinem Mantel das Loch im Boot zu stopfen und mit Brettern zu vernageln. Auf dem Kahn waren vierhundert Tonnen Munition. Vor dem Krieg war Wlassow Kolchosvorsitzender. Zwei seiner Söhne sind an der Front, zu Hause hat er Frau und noch drei weitere Kinder. Nach einer Rede des Kommissars erschoss Wlassow den Maschinisten eines Motorkutters wegen Feigheit. Dieser Maschinist namens Kowaltschuk hatte den Befehl erhalten, Kämpfer zur Fabrik «Roter Oktober» zu bringen. Der Beschuss war stark, er bekam Angst, setzte sie auf einer Insel ab und erklärte: «Mein Leben ist mir wichtiger. Ob ihr mich als Maschinisten ablöst oder erschießt, ich rühre keinen Finger mehr, ich bin ein alter Mann.» Er hatte grosse Furcht und fluchte grässlich. Ihm war alles egal. Zum Befehl des Generals sagte er: «Zur Hölle mit den Generälen!»

Das Bataillon trat an, und Kowaltschuk wurde vor aller Augen erschossen. «Während hunderttausende Soldaten um Stalingrad kämpfen, hat er seine Heimat verraten» [verkündete der Kommissar]. «Wer erschiesst ihn?» Da trat Wlassow vor. «Gestatten Sie, dass ich das übernehme, Genosse Kommissar.» [Kowaltschuk] verlegte sich aufs Bitten. Heulend erklärte er: «Verzeihen Sie, Genosse Kommissar, ich werde mich bessern!» Der Kommissar umarmte Wlassow vor der ganzen Kompanie.

Der Bataillonskommissar hielt offenbar viel von Wlassow:

«Die grösste Angst hatte ich, als der Lastkahn zu sinken begann. Vierhundert Kämpfer waren darauf. Panik, Schreie: ‚Wir sinken, wir sind verloren!‘ Da kam Wlassow: ‚Fertig, Genosse Kommissare [Das Loch im Rumpf war geschlossen.] Aber dann der Brand. Ein Kämpfer, dieser Hundesohn, griff sich eine Flasche KS<sup>12</sup> und trank

daraus. Als es brannte, löschten wir die Flammen mit Zeltbahnen. Gleich würden die Ersten ins Wasser springen! Wir hatten da noch den alten Muromzew, der zwei weitere Einschüsse fand und verschloss. Alle haben Angst, auch ich hatte mich erschrocken, aber einige sind in der Lage, die Furcht zu unterdrücken. Jetzt haben wir uns an all das gewöhnt. Wenn es einmal ruhig ist, heisst es gleich: ‚Wie langweilig!›«

Wlassow gab Grossman ein ausführliches Interview.

Wlassow, Pawel Iwanowitsch, achtundvierzig Jahre alt, aus dem Gebiet Jaroslawl. Familie von sechs Personen, ein Sohn Gardegranatwerfer. Wlassow wurde im August 1941 eingezogen und zunächst zur Bewachung von Lagerhäusern eingesetzt.

«Seit dem 25. August an der Wolga. Grosser Lastkahn, vierhundert Tonnen Munition, Beschuss, schon während wir ihn beluden, aber wir achteten nicht darauf. Wir legten ab. Ich stand am Bug, dort war mein Platz. Beschuss setzte ein. Das Deck wurde durchschlagen, dann die Schiffswand einen Meter unter Wasser. Das Wasser strömte herein, die Leute schrien.

Ich riss einem die Zeltbahn aus der Hand und stürzte in den Lageraum. Wegen des Lochs im Deck war es dort hell. Das grosse Loch haben wir mit Zeltbahnen und einem Mantel verstopft. Kleinere Löcher haben wir von aussen geschlossen: Ich liess mich über Bord hängen und wurde an den Beinen festgehalten.»

Über den feigen Schiffsführer: «Das war in den ersten Oktobertagen. Wir erhielten Befehl, hinüberzufahren und die Anlegestelle instand zu setzen. Er aber hat uns auf der Insel abgesetzt und gesagt: ‚Mein Leben ist mir wichtigere Wir haben ihn mit Flüchen belegt.

Dann haben wir dem Kommissar Meldung gemacht. Das ganze Bataillon musste antreten. Der Kommissar verlas das Urteil. Aber Kowaltschuk verhielt sich schlecht, er heulte und bat darum, an seinen Posten zurückgehen zu dürfen. Aber er wäre ein schlechter Vertei-



diger gewesen. Schliesslich hatte er bereits erklärt, dass er sich den Deutschen ergeben werde. Auch ohne das Urteil hätte ich ihn am liebsten in Stücke gerissen. Da fragte der Kommissar: ‚Wer erschiesst ihn?‘ Ich trat vor, und er sackte zusammen. Ich nahm das Gewehr von einem Kameraden und erschoss ihn.»

«Haben Sie kein Mitleid gehabt?»

«Wie können Sie hier von Mitleid reden?»

«Der Einberufungsbefehl kam am 28. August [1941]. Ich trinke wenig, bin es nicht gewöhnt. Ich schreibe auch nicht viel [nach Hause]: ‚Bin noch am Leben.‘ Ich bitte sie zu schreiben, wie sie mit der Wirtschafterei fertig werden. Die Kinder sind nicht verwöhnt. Ich weiss nicht, was sie machen, wenn ich nicht da bin, aber mir haben sie immer geholfen. Es gibt viel zu tun, man muss Tag und Nacht arbeiten. Flachs ist die aufwändigste Frucht, die es gibt. Man muss ihn jäten und noch einmal jäten, mit der Hand rupfen und zum Trocknen aufstellen. Dann dreschen, ausbreiten und aufnehmen. ... Die Arbeit hier ist etwas leichter, aber als wir die Brücke geschlagen haben, gab es drei Tage keinen Schlaf. Dann bist du todmüde und schläfst. Wenn man einen Tag nicht schlafen kann, nickt man am nächsten ein.

Unsere Flak schießt schlecht. Was ich bisher gesehen habe – nur drei Flugzeuge haben sie abgeschossen. Da gibt es nichts zu loben. Die Kinder hören auf mich. Vielleicht bin ich manchmal etwas streng mit ihnen, aber anders geht es nicht. Wenn man Schwäche zeigt, kommt nichts Gutes heraus, weder zu Hause noch im Krieg.... Als ich zur Armee gegangen bin, habe ich alles erledigt. Bin niemandem etwas schuldig geblieben. Wenn’s mich erwischt, hinterlasse ich keine Schulden...

Was wir haben, schleppen wir immer mit uns herum: eine Tasse, eine Schüssel und einen Löffel. Geld schicken wir nach Hause – hier gibt es nichts zu kaufen.

Aus meinem Zug sind nur noch Moschtschew und Malkow da, sonst niemand. Alle übrigen sind tot oder verwundet...

Wir holen die Fische aus dem Wasser, die der Deutsche für uns tö-

tet. Ich habe einen Sterlet herausgezogen und dann noch einen anderen, den wir Aland nennen. Wir haben Fischsuppe daraus gekocht.<sup>13</sup> Wir haben Hunde hier, die Flugzeuge sehr gut auseinanderhalten können. Wenn unsere fliegen, und sei es fast über die Köpfe hinweg, reagieren sie überhaupt nicht. Aber wenn es eine deutsche Maschine ist, bellen und heulen sie sofort und suchen Deckung, selbst wenn sie sehr hoch fliegt.

Granaten und Bomben, die ins Wasser fallen, geben keine Splitter. Nur ein Volltreffer ist gefährlich. Gestern haben sie einen Trawler erwischt. Er ist mit fünfundsiebzig Verwundeten gesunken.»

In seinem Artikel «Der Flussübergang von Stalingrad» schrieb Grossman:

Die Erde an der Anlegestelle ist von feindlichem Eisen aufgewühlt. ... Das Feuer der Deutschen stoppt nicht für eine Minute. ... 1'300 Meter Wolgawasser trennen das Wiesenufer von Stalingrad. Wenn für einen Moment über der Wolga Stille herrscht, hören die Kämpfer des Pontonbataillons menschliche Stimmen in der Ferne schreien. Es klingt wie: «A-a-a...!» Da stürmt unsere Infanterie zum Gegenangriff vor.

Die Deutschen arbeiten streng nach Plan: Bis Mitternacht [Artillerie-] Feuer. Von Mitternacht bis zwei Uhr morgens Stille. Von zwei Uhr bis fünf Uhr wieder Beschuss. Von fünf Uhr bis zwölf Uhr mittags Stille. Von neun Uhr morgens bis fünf Uhr nachmittags fliegt die [feindliche] Luftwaffe – wie nach einem Flugplan. Sie greift nur die Landeplätze an, verschwendet keine Bomben für den Fluss.

Das Übersetzen beginnt um 18.00 Uhr abends und endet um 4.30 morgens.... Wir tarnen [die Boote], suchen für sie Deckung am Ufer und unter Bäumen. Der Dampfer «Donbass» ist in einem zerschossenen Lastkahn versteckt. ... Es ist sehr schwer, wenn der Mond scheint. Das sieht wunderschön aus, aber zum Teufel mit der Schönheit.

Ein Schweisser am Westufer hatte bald mehr zusammenzuflicken als nur zerschossene Boote.

Der Schweisser Kossenko machte seine Sache so gut, dass die Soldaten von der Front zu ihm kamen und ihn baten, ihre «Katjuschas» zu reparieren. «Hier geht es besser als an der Front.» Zwei Panzer wurden von den vordersten Linien gebracht. «Schnell, wir müssen ins Gefecht zurück!» Er setzte sie wieder instand, und ab in den Kampf.

Alltag. Die [Transporttruppen] haben ihre eigene Bäckerei, Badehaus und Entlausungsstation. Das Badehaus ist eine Erdhütte. Die Soldaten mögen es sehr, sich beim Schwitzen mit Birkenreisern zu schlagen. Man bringt sie kaum wieder heraus. Eine Druckwelle hat den Schornstein abgerissen. Die Bäckerei ist ein russischer Ofen, der in die Erde versenkt wurde. Die Bäcker sind Meister ihres Fachs und backen ein wunderbar lockeres Brot. Beim letzten Bombenangriff hat es die ganze Bäckerei erwischt. Auch die Feldküche der 2. Kompanie bekam einen Volltreffer ab.

«Ich melde, die ganze Küche ist in die Luft geflogen, samt der Kohlsuppe!»

«Dann müssen Sie eben noch mal kochen.»<sup>14</sup>

Grossman war zwar nur Berichterstatter, half aber auch mit, wenn es die Lage erforderte.

Ein LKW voller Katjuscha-Granaten fing Feuer. Neben ihm standen noch Dutzende anderer Fahrzeuge. Wir haben ihn beiseitegeschoben.

Vor allem aber war Grossman sehr froh darüber, dass seine Artikel den Soldaten so viel bedeuteten.

Der Artikel über die Männer aus Jaroslawl hat allen sehr gefallen. Sie sitzen da und plustern sich auf wie die Pfauen: «Die haben über uns geschrieben!»<sup>15</sup>

## 16.

### *Die Oktoberschlachten*

General Tschuikows Hauptquartier war kaum eine Woche im Zariza-Tunnelsystem eingerichtet, als eine weitere deutsche Offensive über das Zentrum von Stalingrad hereinbrach. Tschuikow und sein Stab zogen sich vier Kilometer nach Norden in die Fabrik «Roter Oktober» zurück. Bald war das Industriegebiet im Norden Stalingrads das Hauptziel der deutschen Angriffe. Die erste Grossoffensive startete am 27. September. Sie wurde von Stukas angekündigt, die die Rotarmisten «Schreieulen» oder «Musiker» taufte, weil sie sich mit heulenden Sirenen auf ihre Ziele stürzten.

Ebenso heftig tobten Kämpfe an der Nordflanke, wo die 16. deutsche Panzerdivision Rynok und Spartakowka erobert hatte und nun von Norden her auf das Traktorenwerk zuhielt.

Bolwinows 149. Brigade ist sicher die beste Einheit. Bolwinow wurde Gorochow unterstellt [der die 124. Brigade befehligt]. Gorochow hat ihn sofort in den Hintergrund gedrängt. Aber Bolwinow tut, was notwendig ist. Mit Granaten behängt, robbt er von einer Feuerstellung zur anderen, und die Rotarmisten lieben ihn dafür.

Das grösste Problem für alle Stäbe am Westufer war die Nachrichtenübermittlung. Telefonverbindungen wurden durch den Beschuss ständig unterbrochen und Boten abgeschossen. Tschuikow bekannte Grossman, wie sehr ihn das frustrierte und ängstigte.

«Das schlimmste Gefühl: Irgendwo kracht und dröhnt es. Du schickst einen Nachrichtenoftizier los, um zu erfahren, was passiert ist, aber der wird getötet. Du fängst vor Anspannung an zu zittern.

... Das Schlimmste ist, wenn du mitten im Gefecht dasitzt wie ein Idiot und kannst nichts machen.»

Am 2. Oktober geriet Tschuikows Hauptquartier in unmittelbare Gefahr. Es war am Steilufer der Wolga direkt unter einigen Treibstofftanks angelegt worden, von denen alle annahmen, sie seien leer. Das erwies sich als verhängnisvoller Irrtum. Die Deutschen beschossen die Tanks, und plötzlich war man von brennendem Benzin eingeschlossen, wie Tschuikow Grossman später berichtete.

«Benzin lief in Strömen über unseren Befehlsstand zur Wolga hinunter. Der Fluss stand in Flammen. Von uns bis zur Wolga waren es kaum fünfzehn Meter. Einen Ausweg gab es nur in Richtung Feind. ... Die Benzintanks brannten. Die Rauchsäule war achthundert Meter hoch. Alles rannte inmitten der Feuersbrunst zum Ufer. Ich wurde aus einem Strom von Feuer gezogen. Einige Mitarbeiter, die geschlafen hatten, verbrannten. ... Fast vierzig Mann kamen ums Leben.»

Tschuikows Stabschef hatte seine eigene Version von diesem Vorfall: «Dann zog [das Hauptquartier] in einen Stollen beim Werk ‚Barrikady‘, wo es sich vom 7. bis 15. Oktober befand. Dort wurden wir aber von den Hauptkräften abgedrängt. Deshalb wichen wir in die Banny-Schlucht aus, in den Tunnel des Befehlsstands der 284. Division, die von dort zum Wolgaufer verlegt worden war. Hier ist oft von der Banny-Schlucht die Rede.

‚Der Befehlsstand der Armee ist verschwunden!‘

‚Wohin?‘

‚Nicht ans linke Ufer, sondern näher zur vordersten Linie.‘»

Am 6. Oktober setzte General Paulus zwei Divisionen gegen das grosse Traktorenwerk von Stalingrad am Nordrand der Stadt in Marsch. Paulus stand unter starkem Druck Hitlers, das sowjetische Widerstandsnest am Westufer der Wolga endlich zu vernichten.

Zugleich wurde Jeremenko von Stalin gedrängt, die Deutschen durch einen Gegenangriff zurückzuwerfen. Tschuikow ignorierte diesen unrealistischen Befehl. Er war froh, sich halten zu können, und auch das nur dank der sowjetischen schweren Artillerie am Ostufer der Wolga, die über seine Einheiten hinweg die deutschen Aufmarschräume beschoss und so deren Angriffsvorbereitungen störte.

Das Stalingrader Traktorenwerk erlebte schliesslich einen Albtraum von Kämpfen, als die Panzer der 14. Division wie Urzeitmonster in Fabrikhallen rollten und mit ihren Ketten die Scherben der zerschossenen Oberlichter zermalmten. Oberst Scholudjews 37. Gardeschützen-division konnte dem Druck nicht standhalten. Obwohl ihre Verteidigungslinien durchbrochen wurden, kämpfte sie aus isolierten Stellungen heraus weiter.<sup>1</sup>

Scholudjews Division. Kommissar Schtscherbina. Das Traktorenwerk. Der Befehlsstand wurde verschüttet. Schlagartig war es still. Sie sassen lange und warteten ab, dann begannen sie zu singen: «Brüder, das Leben ist schön». Ein Sergeant grub sie unter Beschuss frei. Er arbeitete wie wild mit Schaum vor dem Mund. Nach einer Stunde wurde er von einer Granate getroffen. Ein Deutscher mit einer Maschinenpistole kam gekrochen, hockte sich nieder und eröffnete das Feuer, während rundherum Luftminen und Geschosse krachten. Er wurde hinter der Deckung hervorgeholt. Er war ganz schwarz. Sie rissen ihn förmlich in Stücke.

Beim Sturm auf eine Werkshalle gelang es den Deutschen, einen manövrierunfähigen Panzer auf eine bestimmte Höhe zu schieben und aus dem Fenster zu schiessen.

Als die Deutschen erneut zur Offensive vorgingen und die Kämpfe wieder heftiger wurden, setzte Grossman noch einmal ans Westufer über. Darüber informierte er den Chefredakteur von *Krassnaja Swesda*.

«Gen. Ortenberg. Bin am 11. Oktober gemeinsam mit Wysokoostrowski [ebenfalls Korrespondent bei *Krassnaja Swesda*] ein-

getroffen und nachts nach Stalingrad übergesetzt. Habe ausführliche Gespräche mit Soldaten, Kommandeuren und General Rodimzew geführt.»

Auf dem Weg zur Anlegestelle hörte Grossman, wie zwei Rotarmisten miteinander sprachen:

«Hab lange nichts Warmes mehr gegessen.»

«Bald werden wir dort unser eigenes heisses Blut saufen.»

Rodimzews 13. Gardeschützendivision wäre beinahe einem Überraschungsangriff zum Opfer gefallen. Am 1. Oktober waren Truppen der 295. Infanteriedivision der Deutschen an Rodimzews rechter Flanke in die Kanalisation eingedrungen. Um ein Haar wäre es ihnen gelungen, die Division von der übrigen 62. Armee abzuschneiden. Rodimzews Gardisten hatten sofort mit heftigen Gegenangriffen reagiert und die Deutschen gerade noch zurückdrängen können. Grossman hielt sich am 12. und 13. Oktober bei der Division auf.

Die Gefallenen werden am Wolgaufer begraben. Reden, Salutschüsse. Eine Tafel wird gesetzt, auf der steht, wer hier unter welchen Umständen gefallen ist. Beisetzungen finden immer nachts statt, aber niemals ohne Salutschüsse.

In Stalingrad wurde ein Salut nicht in die Luft, sondern in Richtung der Deutschen abgefeuert.

Schön und traurig zugleich. Der Mamajew-Hügel, der Befehlsstand des Bataillons. Soldaten der Granatwerferkompanie spielen immer wieder dieselbe Platte: «Nein, Freunde, nicht jetzt, legt mich noch nicht ins frostige Bett.»

Noch nie habe ich so viel Musik gehört. Über diesem aufgewühlten Lehm, vermischt mit Kot und Blut, erklingt Musik aus Radios, Grammophonen, von Sängern aus Kompanien und Zügen.

«Wir hatten schon zwei Konzerte hier [berichtete Rodimzew], in unserem Tunnel hat der Friseur Rubintschik Geige gespielt.»

Und alle ringsum mussten lächeln, als sie an das Konzert dachten.

Rodimzew berichtete von einem Vorkommnis, das ein Schlaglicht darauf warf, was den Soldaten wirklich wichtig war.

«Heute waren zwei Soldaten hier, die seit vierzehn Tagen in einem Haus aushalten, das von Häusern mit Deutschen umgeben ist. Sie haben ganz ruhig um Zwieback, Munition, Zucker und Tabak gebeten. Sie haben alles aufgeladen und sind wieder gegangen. Begründung: ‚Wir haben zwei zurückgelassen, die im Haus aufpassen. Die brauchen was zu rauchen.‘ Der Häuserkrieg ist schon eine merkwürdige Sache.» Er lächelte. «Ich weiss nicht, ob man davon in der Zeitung schreiben soll, aber gestern ist dort eine amüsante Sache passiert. Die Deutschen haben ein Haus erobert, wo im Keller ein Fass Schnaps lag. Die Gardisten wollten einfach nicht hinnehmen, dass die Deutschen den saufen können. Zwanzig Mann sind also vorgestürmt, haben das Haus zurückerobert und das Fass fortgerollt. Sie mussten es aber durch eine Strasse rollen, die fast vollständig in der Hand der Deutschen war. Das Triumphgefühl können Sie sich vorstellen ...

Ich bin ganz ruhig», sagte er. «So muss es sein. Vielleicht kommt das daher, dass ich schon alles erlebt habe. Einmal hat ein deutscher Panzer meine Kommandostelle platt gemacht. Zur Sicherheit hat ein MP-Schütze auch noch eine Handgranate reinfallen lassen. Ich habe sie ihnen einfach wieder zurückgeworfen...»

Bei einer anderen Gelegenheit besuchte Grossman gemeinsam mit Jefim Gechman Rodimzew auf der westlichen Wolgaseite. Der Gardgeneral meinte, diese Interviews machten ihn allmählich nervös. «Ich bin nämlich abergläubisch. Ich muss immer daran denken, wie Ihre Zeitung einen Leitartikel über Dowator gebracht hat. Am selben Tag war er tot.»<sup>2</sup>

Grosszügig, wie er war, lobte Grossman stets den Mut anderer. «Gechman ist ungewöhnlich tapfer», erinnert sich Ortenberg an Grossmans



Worte. «In einer dunklen Octobernacht in Stalingrad mussten wir Rodimzew's Tunnel verlassen, um mit dem Boot wieder über die Wolga ans Ostufer zu fahren. Besorgt lauschte Rodimzew auf die Einschläge, die draussen niedergingen. Er wiegte den Kopf und meinte: ‚Nehmt vor der Überfahrt noch ein Gläschen, Genossen, an der Anlegestelle wird es heiss werdens Gechman zuckte nur die Schultern und erwiderte: ‚Danke, aber ich hätte lieber noch ein Stück Wurst.‘ Das kam so ruhig, und er liess sich die Wurst so gut schmecken, dass wir alle lachen mussten.»

Am Montag, dem 14. Oktober, startete die 6. Armee der Deutschen im Morgengrauen die nach General Paulus' Vorstellung letzte Offensive, um die 62. Armee endlich vom Westufer der Wolga zu vertreiben. Jeder verfügbare Stuka aus General Wolfram von Richthofens 4. Luftflotte wurde eingesetzt, um die sowjetischen Stellungen zu zermürben. Ein solches Bombardement hatte es noch nie gegeben. Tschuikow spürte, dass der Höhepunkt der Schlacht nahte.

«Die Presse<sup>3</sup> verspottete Hitler [dass er nicht imstande sei, Stalingrad einzunehmen], uns aber packte das Entsetzen. Wir sassen da und wussten, ja, spürten geradezu, dass Hitler nun seine Hauptkräfte ins Gefecht schickte.

Nach dem 14. entschied ich, dass alle Frauen ans andere Ufer zu gehen hatten. Was gab es da für Tränen. Tapferkeit ist hier ansteckend wie andernorts Feigheit. Wir haben unser Leben nach Stunden, ja nach Minuten gemessen, mein Ehrenwort. Du wartest darauf, dass es hell wird. Jetzt geht es los. Dann, am Abend: Gott sei Dank, wieder ein Tag vorbei, wie erstaunlich. Hätte mir damals jemand gesagt, dass ich das neue Jahr noch erlebe, ich hätte laut gelacht.»

In der Nacht des 15. Oktober wurden 3'500 Verwundete über den Fluss gebracht. Viele mussten zum Ufer kriechen, denn es waren nicht genug Sanitäter da. Am frühen Morgen des 16. Oktober kam General Jermenko persönlich über den Fluss und suchte Tschuikow auf. Er wollte genau wissen, ob der sich weiter halten konnte.



Lewkin (links), Korotejew (Mitte rechts) und Grossman (rechts) im Gespräch mit Zivilisten, Oktober 1942.

«In der Nacht traf Jeremenko ein», berichtete Tschuikow. «Ich ging mit Gurow los, um ihn abzuholen. Es war die Hölle, denn die Deutschen griffen gerade an.»<sup>4</sup>

Tschuikow erwähnte nicht, dass er und Gurow Jeremenko am Flussufer nicht fanden. Der hatte sich selber zu ihrem Befehlsstand durchgeschlagen und erwartete sie dort. Jeremenko erzählte Grossman, wie er am Ufer einem Soldaten begegnet war:

«Ich habe Sie sofort erkannt, Genosse Befehlshabern Dann hat er mir berichtet, wo er gekämpft und wie viele Deutsche er bereits ausgeschaltet hat.»

Als die Schlacht vorüber war, tendierte Tschuikow dazu, ihre Bedeutung etwas herunterzuspielen. Allerdings war der Brückenkopf der 62. Armee mittlerweile auf nicht einmal tausend Meter geschrumpft. Er sollte bald noch weiter eingeschnürt werden.

Der Angriff der Deutschen: Zuerst stampfen sie alles in Grund und Boden, dann schicken sie ihre Panzer drüber. Nach diesem Chaos steigen unsere Soldaten aus den Gräben und schneiden ihre Infanterie von den Panzern ab...

Schreie: «Panzer am Befehlsstand!»  
«Und die Infanterie?»  
«Die haben wir abgeschnitten.»  
«Dann ist ja alles in Ordnung.»

Grossman fragte Tschuikow, was er von der Leistung der Deutschen halte. «Nicht gerade glänzend. Aber was die Disziplin betrifft. .. Ein Befehl ist für sie Gesetz.»

Krylow, Tschuikows Stabschef, der die schreckliche Belagerung von Sewastopol erlebt hatte, zog einen Vergleich mit der Schlacht von Stalingrad. «Dort schmolzen unsere Kräfte, hier wurden sie immer wieder aufgefüllt. Es gab viele Gemeinsamkeiten. Manchmal schien mir, dass ich immer noch in derselben Schlacht kämpfe. Aber das Gefühl, wir seien zum Untergang verurteilt, wie in Sewastopol, hatte ich hier nicht.»

Der Verlust des Traktorenwerks bedeutete, dass Gorochovs 124. Brigade in Spartakowka abgeschnitten war.

Am Tag des Ruhmes musste ich an das Bataillon denken, das zu Gorochow übergesetzt wurde, um das Feuer auf sich zu lenken.<sup>5</sup> Die Einheit fiel bis zum letzten Mann. Aber wer entsinnt sich am Tag des Ruhmes noch dieses Bataillons? Keiner denkt mehr an jene, die Ende Oktober bei Nacht und Nebel übergesetzt wurden. (Zwei Tage danach traf ich einen gefangenen Georgier aus diesem Bataillon. Er war übergelaufen und hatte sich ergeben. Er berichtete, das hätten viele getan.)

Auf seinem Posten wurde der Ossete Alborow (von einer Bombe) getötet. Er hielt noch den Gewehrkolben in der Hand, der Lauf war abgerissen. Sein Puls schlug noch. Ein Soldat neben ihm schluchzte und schrie: «Mein Kamerad ist tot!»

Grossman hielt sich längere Zeit bei Oberst Gurtjews sibirischer 308. Schützendivision auf, die die Silikatfabrik nördlich des Industriegeländes von Barrikady verteidigte.<sup>6</sup> Sie war am 30. September über die Wolga gesetzt und sofort in Kämpfe verwickelt worden. Hier Gross-

mans Zusammenfassung dessen, was diese Männer seit den letzten Septembertagen auf der Westseite der Wolga erlebt hatten.

Die erste Linie rückte vor, dann die zweite und die dritte. An jenem Tag wurden dreizehn Angriffe zurückgeschlagen. [Die Deutschen] wollten unbedingt zum Landeplatz vorstossen. Unsere Artillerie spielte eine enorme Rolle.

Am 1. Oktober feuerten vier Regimenter Artillerie und Katjuschas eine halbe Stunde lang. Alles stand still. Die Deutschen rührten sich nicht vom Fleck. Jeder beobachtete und lauschte. Die Deutschen standen am Rande des Werkgeländes. Das war am Nachmittag des 2. Oktober. Einige von ihnen suchten Deckung, andere nahmen Reissaus. Ein Kasache wollte drei Gefangene wegbringen. Da wurde er selber verwundet. Er zog sein Messer und erstach die Deutschen. Ein Panzerfahrer, ein mächtiger, rothaariger Kerl, sprang vor Tschangows Befehlsstand aus seinem Fahrzeug, weil ihm die Munition ausgegangen war. Er griff nach Ziegelsteinen und schleuderte sie, wild fluchend, auf die Deutschen. Die gaben Fersengeld.

Die Leute waren guter Stimmung und kampferfahren. Ihr Alter betrug 23 bis 46 Jahre. Die meisten waren Sibirier – aus Omsk, Nowosibirsk oder Krasnojarsk. Sibirier sind unersetzter, zurückhaltender und härter. Überwiegend sind es Jäger, die Disziplin gewöhnt sind, Kälte und Entbehrungen besser ertragen. [Auf dem Weg nach Stalingrad] desertierte nicht ein Einziger. Einem fiel das Gewehr aus dem Zug; er lief ihm drei Kilometer nach und holte ihn schliesslich ein. Sie sind schweigsam, dabei haben sie Humor und scharfe Zungen.

«An die ‚Pfeifer‘ [Stukas] hatten wir uns gewöhnt. Es war geradezu langweilig, wenn der Deutsche nicht pfiiff. Pfeifen bedeutete, dass er nichts abwarf. In der Nacht vom 2. auf den 3. Oktober begannen sie mit ihrem Angriff auf das Silikatwerk. Markelows Regiment wurde dabei aufgerieben, ganze elf Mann blieben übrig. Am Abend des 3. hatten die Deutschen das Werk besetzt. Der Befehl lautete: Keinen Schritt zurück. Der Kommandeur war schwer verwundet, der Kommissar gefallen.

Jetzt wurde die zerbombte brennende Strasse vor dem Skulpturenpark verteidigt. Diese Kämpfe überlebte niemand. Alle starben an Ort und Stelle. Seinen Höhepunkt erreichte das Gefecht am 17. Oktober. Am 17., 18. und 19. bombardierten uns die Deutschen Tag und Nacht. Dann gingen sie mit zwei Regimentern zum Angriff vor. Der begann um fünf Uhr morgens. Die Kämpfe dauerten den ganzen Tag. An einer Flanke brachen sie durch und schnitten den Befehlsstand ab. Die Regimenter, die in den Häusern sassen, kämpften zwei, drei Tage lang. Auch der Befehlsstand beteiligte sich daran. Der Chef der 7. Kompanie schaltete mit zwölf Mann in einer Schlucht eine Kompanie Deutscher aus und verliess sie in der Nacht. Dann drangen sie in ein mit zwanzig Mann besetztes Haus ein. Mit Handgranaten wurde um jedes Stockwerk, um jede Treppe, jeden Korridor, um jeden Raum gekämpft.

Der stellvertretende Stabschef des Regiments, Kalinin, tötete siebenundzwanzig Mann und schoss mit seiner Panzerbüchse vier Panzer kampfunfähig. In der Fabrik waren noch achtzig Arbeiter und eine Wachkompanie. Von ihnen blieben nur drei oder vier Mann übrig. Sie hatten keinerlei militärische Ausbildung. Ihr Kommandeur war ein junger Arbeiter, ein Kommunist. Sie setzten sich gegen ein ganzes Regiment der Deutschen zur Wehr.

Am 23. Oktober begannen die Kämpfe im Werk. Hallen, Eisenbahnschienen, Strassen und Grünanlagen – alles brannte. Im Befehlsstand des Werkes sassen Kuschnarew und Stabschef Djatlenko zusammen mit sechs MP-Schützen in einem Tunnel. Sie hatten nur zwei Kisten Granaten. Sie schlugen die Deutschen zurück. Die setzten nun Panzer ein. Werkshallen wechselten mehrfach den Besitzer, Panzer zerschossen sie auf kürzeste Entfernung. Flugzeuge warfen Tag und Nacht Bomben ab. Am 27. sagte ein gefangener Deutscher, ein Lehrer, aus, sie hätten den strikten Befehl, das Wolgaufer zu erreichen. Er hatte kohlschwarze Hände und Läuse im Haar. Er begann zu schluchzen. Michaljow, Barkowski, Stabschef Mirochin – sie alle

sind gefallen und posthum ausgezeichnet worden.... MP-Schütze Kolossow wurde bis zur Brust verschüttet. Er aber rief lachend: ‚Das ist ja zum Verrücktwerden!‘ Chanizki, der Kommandant des Nachrichtenzugs, sitzt vor seinem Unterstand und liest ein Buch, während es rundherum Bomben hagelt. Gurtjew [der Divisionskommandeur], wütend:

‚Was machen Sie da?‘

‚Ich hab nichts zu tun. Er [der Deutsche] bombardiert, und ich lese derweil ein Buch.‘

Michaljow war sehr beliebt. Wenn man [seine Soldaten] heute fragt: ‚Wie geht’s?‘, dann kommt die Antwort: ‚Wie soll’s gehen, wir haben keinen Vater mehr.‘ Er hat mit seinen Männern gefühlt und sie beschützt.

Der Meldegänger Batrakow, ein Chemiker, schwarzhaarig und mit Brille, legte jeden Tag zehn bis fünfzehn Kilometer zu Fuss zurück. Er kam, putzte seine Brille, erstattete seine Lagemeldung und ging wieder. Jeden Tag exakt zur gleichen Zeit.

Am 12. und 13. war es still. Wir wussten genau, was das bedeutete. Am 14. begann er [der Feind] den Befehlsstand der Division mit einem Wanjuscha zu beschiessen.<sup>7</sup> [Der Unterstand] wurde verschüttet, aber wir gruben uns heraus. Der Befehlsstand der Division hatte dreizehn bis fünfzehn Mann Verluste. Thermitgranaten haben einen dumpfen Klang, von dem die Ohren schmerzen. Zuerst ein quietschender Ton: ‚Aha, Hitler spielt wieder [auf seiner Geige]‘, und man hat noch Zeit, in Deckung zu gehen. Wladimirski musste aufs Klo. Bis zum Abend war es so schlimm, dass er sich von einem Soldaten das Essgeschirr geben lassen wollte.

Werkshalle Nr. 14 begann von innen zu brennen. Als Kommissar Andrjuschenko getötet wurde, rief sein Regimentskommandeur Kolobownikow, viermaliger Ordensträger (ein Mann mit steinerner Miene) im Befehlsstand an und erstattete Meldung: ‚Genosse Generalmajor, gestatten Sie, dass ich melde...‘ Dann stoppte er, schluchzte auf und stiess hervor: ‚Wanja ist tot!‘ Und hängte auf.

Ein ‚ausgeborgter‘ Panzerfahrer [der Kommandant eines Begleitpanzers der Infanterie]. Er wurde mit Schokolade und Wodka bewirtet, Geschosse wurden für ihn herangeschleppt. Dafür rackerte er wie ein Ochse. Er wurde vom ganzen Regiment auf Händen getragen.

‚Wir hatten Handgranaten, Maschinenpistolen und 45-Millimeter-Panzerbüchsen. Dreissig Panzer attackierten uns. Wir erschrakten, immerhin war es das erste Mal! Aber keiner lief weg. Wir schossen gegen die Panzerung. Die Maschinen rollten über unsere Gräben. Aus einem schaute ein Rotarmist heraus und lachte: ‚Grabt euch tiefer ein!‘

Die Briefträger: Makarewitsch, vom Dorf, mit Bärtchen und Tasche. Darin Kuverts, Karten, Briefe, Zeitungen. Karnauchow ist verwundet. Insgesamt sind drei verletzt und einer tot. ... Als Kositschenko verwundet wurde, hat er den Sicherungsbolzen der Handgranate mit den Zähnen herausgezogen.

Grossman hielt die Geschichte des Angriffs auf die 308. Schützendivision für *Krassnaja Swesda* fest. Nach einem Monat wurde sie unter dem Titel «Die Richtung des Hauptschlags» veröffentlicht. Wenig später schrieb Ortenberg über Grossmans Art der Gesprächsführung: «Alle Sonderberichterstatter an der Stalingrader Front staunten darüber, wie es Grossman gelungen war, einen so schweigsamen und verschlossenen Sibirier wie den Divisionskommandeur Gurtjew dazu zu bringen, sechs Stunden lang mit ihm zu reden, ihm alles zu erzählen, was er wissen wollte, und das mitten im heissesten Gefecht.»<sup>8</sup>

Grossman mag durchaus vom Aberglauben der Frontsoldaten, die ständig mit dem Tod in seinen unberechenbarsten Formen konfrontiert waren, angesteckt worden sein. Aber er hatte auch seinen eigenen als Schriftsteller. So stellte sein Chefredakteur belustigt fest, dass Grossman es für ein schlechtes Vorzeichen hielt, seine Briefe und Päckchen eigenhändig zu verschliessen. «Wenn er einen Artikel fertig hatte, bat er Gechman, der ihn oft bei seinen Besuchen an der Front begleitete: Jefim, Sie haben doch eine leichte Hand. Könnten Sie bitte mein Mate-

rial mit Ihren Händen in den Umschlag stecken, ihn zukleben und nach Moskau abschicken?»<sup>9</sup>

Ortenberg, ein abgebrühter Parteijournalist, amüsierte sich auch darüber, wie genau Grossman seine Artikel in der gedruckten Version prüfte. «Wenn die Zeitung mit einem Artikel von ihm eintraf, veränderte er sich merklich. Er war so glücklich darüber. Wieder und wieder las er seinen Artikel, sprach sich manche Sätze laut vor, um zu prüfen, wie sie klangen. Er, der erfahrene Schriftsteller, zeigte seine Ehrfurcht vor dem gedruckten Wort.» Diese Bewertung Ortenbergs war vielleicht nicht ganz aufrichtig. Grossman ärgerte sich häufig darüber, wie seine Artikel geändert und gekürzt wurden. Aus einem Brief an seine Frau Olga am 22. Oktober:

Ich habe dem Chefredakteur einen bösen Brief geschrieben. Es wird interessant sein, was er antwortet. Ich habe die bürokratische Haltung und die Beamtenallüren in der Redaktion angeprangert.<sup>10</sup>

Dabei wurde in Grossmans Texte offenbar weniger eingegriffen als in die der meisten anderen Journalisten. Ortenberg gab offen zu, dass die Zeitung viel von ihrer Beliebtheit Grossman verdankte. Selbst den Parteigrössen in Moskau war klar, welchen Mut seine Prosa den Soldaten der Roten Armee verlieh, von der übrigen Bevölkerung ganz zu schweigen. Sie war wesentlich wirksamer als die glühendsten Phrasen der Stalin'schen Propaganda.

Erst hier begreift man, was ein Kilometer ist. Das sind tausend Meter. Das sind hunderttausend Zentimeter. Betrunkene Maschinengewehrschützen krochen mit der Sturheit von Mondsüchtigen vorwärts. Keiner kann mehr berichten, wie Markelows Regiment gekämpft hat. ... Ja, das waren einfache Sterbliche, und keiner von ihnen ist zurückgekehrt.

Mehrmals am Tag schwiegen die deutschen Kanonen und Granatwerfer plötzlich still, liess der gewaltige Druck der Stukas nach. Eine ungewöhnliche Stille trat ein. Dann riefen die Beobachtungsposten: «Achtung!» Die Männer in den vordersten Stellungen packten ihre Molotowcocktails fester, die Panzerjäger öffneten ihre Munitions-



beutel, und die Maschinengewehrschützen fuhren noch einmal rasch mit der Handfläche über ihre Waffe. Das war die kurze Ruhe vor dem Sturm.

Dann kündeten das Klirren Hunderter Panzerketten und das tiefe Brummen der Motoren davon, dass Panzer im Anmarsch waren. Der Leutnant rief: «Achtung, Genossen! MP-Schützen von links!» Manchmal kamen die Deutschen so nahe heran, dass die Sibirier ihre schmutzigen Gesichter und abgerissenen Uniformmäntel sehen, ihre kehligen Rufe hören konnten...

Wenn man die Sache mit Abstand betrachtet, dann ist jede Minute des Alltags der Menschen in dieser Division heroisch zu nennen. Da war der Kommandant des Nachrichtenzugs, Chamizki, der in aller Ruhe auf einem Hügel vor seinem Unterstand einen Roman las, während ein Dutzend deutscher Stukas heulend die Erde aufpflügte. Da war der Meldegänger Batrakow, der sorgfältig seine Brille putzte, die Meldungen in seine Feldtasche steckte und sich auf einen Gang von zwanzig Kilometern durch die «Todesschlucht» machte, als sei es ein Sonntagsspaziergang im Park.<sup>11</sup> Da war der MP-Schütze Kolossow, der im Unterstand bis zum Hals verschüttet wurde und den stellvertretenden Kommandeur Spirin anlachte, als dieser ihn fand. Da war die Maschinenschreiberin im Stab, die rotwangige, rundliche Sibirierin Klawa Kopylowa, die in einem Unterstand Gefechtsanweisungen zu tippen begann, dabei verschüttet und wieder ausgegraben wurde. Sie zog in den nächsten Unterstand, wurde wieder verschüttet und erneut ausgegraben. In einem dritten Unterstand schrieb sie den Befehl schliesslich zu Ende und brachte ihn dem Divisionskommandeur zur Unterschrift. Solche Menschen leisteten ihren Beitrag zur Abwehr des Hauptschlags.<sup>12</sup>

Grabenartige Vertiefungen im Lössboden [russisch: balka, «Schlucht»], von denen viele im rechten Winkel zum Wolgaufer verliefen, gaben Schutz, konnten aber auch zur Falle werden, wenn es dem Feind gelang, unbemerkt in sie einzudringen.

Die Balka spielt eine grosse Rolle, besonders hier in Stalingrad. Weil sie eng und tief ist, kann man sich gut anschleichen. Sie wird von Befehlsständen und Granatwerfereinheiten benutzt. Sie liegt immer unter Feuer, zahlreiche Menschen sind schon darin umgekommen. Leitungen laufen hindurch, Munition wird herangeschafft. Flieger und Granaten haben sie mancherorts dem Erdboden gleichgemacht. Auch Tschamow wurde dort [durch eine Explosion] verschüttet und musste wieder ausgegraben werden. Und Spähtruppen haben sie sich ebenfalls zunutze gemacht.

Grossman beobachtete, wie es in Gurtjews Befehlsstand zuing. Meldungen, auf Formulare, Briefbögen von Betrieben oder Parteibüros geschrieben. Soja Kalganowa, die zweimal verwundet war, kehrt zurück. Der Divisionskommandeur: «Seien Sie gegrüsst, mein liebes Mädchen.»

Die Tapferkeit der jungen Sanitäterinnen nötigte allen Respekt ab. Die meisten Angehörigen der Sanitätskompanie der 62. Armee waren Schülerinnen oder Studentinnen aus Stalingrad. Aber die 308. Schützendivision hatte einige ihrer eigenen Krankenschwestern, Angestellten und Funkerinnen aus Sibirien mitgebracht. Auch unter schwerstem Feuer wagten sich die Sanitäterinnen hinaus, um Verwundete zu bergen. Zugleich brachten sie Verpflegung in die vordersten Linien.

Unsere Mädchen mit den Thermosflaschen auf dem Rücken bringen uns das Frühstück. Von ihnen ist nur mit grosser Verehrung die Rede. Sie graben sich keine Schützenlöcher.

Eine dieser jungen Frauen stellte später für Grossman eine improvisierte Verlustliste all derer zusammen, die mit ihr aus Sibirien gekommen waren.

«Lolja Nowikowa, ein fröhliches Mädchen, das vor nichts Angst hatte. Bekam zwei Kugeln in den Kopf. Lysartschuk, Nina, verwundet. Borodina, Katja, Schuss durch den rechten Arm. Jegorowa, An-

rowa, Antonina – gefallen. Sie ging als Sanitäterin mit ihrem Zug zum Angriff vor. Eine Salve aus der Maschinenpistole traf sie in beide Beine. Sie verblutete. Arkanowa, Tonja, begleitete verwundete Soldaten und ist vermisst. Kanyschewa, Galja, von einem Volltreffer getötet. Nur Soja und ich sind noch übrig. ... Ich wurde an der Schulter verwundet, sie beim Unterstand von einem Granatsplitter und an der Anlegestelle noch einmal von einem Bombensplitter getroffen.

Wir sind zusammen in die Schule Nr. 13 in Tobolsk gegangen. Unsere Mütter haben geweint: ‚Was wollt ihr an der Front? Dort sind doch nur Männer. ‘ Den Krieg haben wir uns ganz anders vorgestellt. Unser Bataillon gehörte zur Vorausabteilung des Regiments. Wir gingen um zehn Uhr morgens ins Gefecht. Zwar hatten wir Angst, aber es war auch spannend. Von achtzehn Mädchen überlebten dreizehn.

Lange habe ich mich vor Toten gefürchtet. Eines Nachts musste ich hinter einer Leiche in Deckung gehen, während aus Maschinenpistolen geschossen wurde. Am ersten Tag habe ich mich vor Blut gefürchtet und konnte nichts essen. Überall sah ich nur Blut.

Wir waren acht Tage lang auf dem Marsch. Hundertzwanzig Kilometer ohne Essen und Schlaf. Wenn ich mir früher Krieg vorstellte, sah ich alles in Flammen, weinende Kinder und umherirrende Katzen. Als wir nach Stalingrad kamen, war es genau so, nur schlimmer.

Einmal habe ich dem Koch beim Kartoffelschälen geholfen. Wir sind ins Plaudern gekommen, haben über die Soldaten geredet. Plötzlich war alles voller Rauch und der Koch tot. Einige Minuten später erschien ein Leutnant. Da schlug eine Granate ein, und wir waren beide verwundet...

Besonders schlimm ist es, in der Nacht auszurücken, wenn die Deutschen in der Nähe brüllen und alles ringsum in Flammen steht. Verwundete zu schleppen ist sehr schwer. Manchmal bitten wir auch die Soldaten darum.

Als ich verletzt wurde, habe ich geweint. Am Tage transportieren

wir sie [die Verwundeten] nicht. Nur einmal hat Kasanzewa versucht, Kanyschewa am Tage herauszuholen. Dabei wurde sie von einem MP-Schützen in den Kopf getroffen. Tagsüber bringen wir die Verwundeten nur in Deckung. Nachts bergen wir sie dann mit Unterstützung der Soldaten.

Es gab auch Minuten, da tat es mir leid, dass ich mich freiwillig gemeldet habe. Dann habe ich mich damit getröstet, dass ich nicht die Erste und nicht die Letzte bin. Klawa sagte dazu: ‚Hier sterben so wundervolle Menschen, was macht es da aus, wenn auch ich sterbe?‘ Wir haben Briefe von unseren Lehrern bekommen. Sie sind stolz darauf, dass sie solche Töchter erzogen haben. Unsere Freundinnen beneiden uns, dass wir Wunden verbinden dürfen. Papa schreibt: ‚Diene ehrenhaft und kehre siegreich zurück.‘ Mama schreibt... Wenn ich das lese, kommen mir immer gleich die Tränen...»

Klawa Kopylowa, Schreibkraft: «Ich schreibe den Gefechtsbefehl, da werde ich verschüttet. Der Leutnant ruft: ‚Sind Sie am Leben?‘ Man gräbt mich aus, und ich gehe in einen anderen Unterstand. Dort werde ich wieder verschüttet und erneut ausgegraben. Dann habe ich mich hingesetzt und den Gefechtsbefehl zu Ende geschrieben. Wenn ich am Leben bleibe, werde ich das nie vergessen. In der Nacht fielen noch einmal Bomben. Ringsum alles in Flammen. Ich wurde geweckt. Alle im Unterstand waren Parteimitglieder. Sie haben mir so herzlich gratuliert. Am 7. November habe ich mein Parteibuch bekommen. Mehrmals versuchte man, mich dafür zu fotografieren, aber ständig gab es rundherum Einschläge. An ruhigen Tagen tanzen und singen wir [«Das blaue Kopftuch»].<sup>13</sup> Ich habe ‚*Anna Karenina*‘ und ‚*Auferstehung*‘ gelesen.»

Lolja Nowikowa, Hilfssanitäterin: «Galja Titowas Freundinnen haben mir erzählt, wie Galja einmal unter starkem Beschuss einen Verwundeten verband, dieser tödlich getroffen und sie selbst verwundet wurde. Da hat sie sich hoch aufgerichtet, gesagt: ‚Lebt wohl, Mädchen‘, und ist gefallen. Wir haben sie begraben.

Verwundete Soldaten schreiben in der Regel an ihre Kommissare....<sup>14</sup> Obwohl ich Deutsch kann, spreche ich nie mit den Gefangenen. Ich möchte nicht mit ihnen reden.

Mein Lieblingsfach ist Algebra. Ich wollte am Institut für Maschinenbau studieren. ... Von achtzehn Sanitäterinnen sind drei übriggeblieben. ... Wir haben Tonja Jegorowa begraben. Nach dem ersten Gefecht fehlten bereits zwei Mädchen. Wir haben mit dem Hauptfeldwebel gesprochen, der uns gesagt hat, Tonja sei in seinen Armen mit den Worten gestorben: ‚Oh, ich sterbe. Es tut so weh. Ich weiss nicht, sind das meine Beine?‘ Er antwortete: ‚Ja, es sind deine.‘ Zwei Tage kamen wir nicht an den Panzer heran. Dann gelang es uns doch. Sie lag dort im Schützengraben. Wir haben sie in Ordnung gebracht und ihr mit einer Jacke das Gesicht bedeckt. Wir haben geweint. Ich, Klawa Kanyschewa und Klawa Wassiljewa waren dabei. Die beiden leben auch nicht mehr. In der Reserve sind wir mit den Soldaten nicht gut ausgekommen. Wir haben sie auf Läuse kontrolliert und ständig mit ihnen gestritten. Jetzt aber sagen die Soldaten: ‚Wir sind unseren Mädchen sehr dankbare

Wir sind mit dem Zug zum Angriff vorgegangen und neben den Soldaten gerobbt. Unter Beschuss haben wir ihnen zu essen, zu trinken gebracht und die Verletzten verbunden. Es stellte sich heraus, dass wir ausdauernder sind als die Soldaten. Wir haben sie sogar angetrieben. Nachts zittere ich manchmal und denke: ‚Ach, wenn ich jetzt zu Hause sein könnten»

Sergeant Ilja Mironowitsch Brysin: «Abends haben wir begonnen, Geschosse sechs Kilometer weit zu schleppen – zuerst am Ufer entlang, durch eine Balka, dann durch die Stadt und schliesslich über ein Werkgelände. Jeder hat sechzehn Kilogramm getragen. Wir sind zweimal gegangen. In einer Zeltbahn lagen jeweils acht Granaten. Am Ufer wurden wir mit Luftminen belegt. Du schaust nicht, wo du hintrittst, sondern nur nach oben. Die Einschläge waren kaum noch fünf Meter von uns entfernt. Verletzte wurden mit einem Begleiter zurückgelassen, die anderen gingen weiter. In der Balka wurden wir

aus Maschinenpistolen und Granatwerfern beschossen. Wir nannten sie ‚die Todesschlucht‘. Vierhundert Meter sind dort zurückzulegen. Alle fünf Schritte musst du dich hinwerfen. Zweiundzwanzig Mann haben zweihundert Geschosse getragen. Dabei haben wir zehn Mann verloren. Wenn wir eine Strasse erreichten, bewegten wir uns zwischen den Häusern vorwärts. Einmal, als wir dreihundert Granaten hingeschleppt hatten, ging ein Volltreffer auf sie nieder. Da waren wir vielleicht sauer. Wir mussten wieder von vorn anfangen.

Wir haben den ganzen Tag geschossen. Die Deutschen waren nur siebenzig Meter von uns entfernt. Bei mir hatte ich Dudnikow, Kajukow, Pawlow, Gluschakow und Pinikow. Am 28. kam morgens der Leutnant zu uns rübergerobbt. Als es dämmerte, wurde er von einer Granate an den Augen verletzt. Wir mussten ihn wegbringen. Ich habe Pawlow mit ihm losgeschickt. Nun waren wir noch vier. Da kam eine Kolonne Deutsche daher, die gingen aufrecht. Den ganzen Tag haben wir uns gegen sie zur Wehr gesetzt. Pawlow rief mir zu: ‚Los, wir greifen an. ‘ Ich frage: ‚Wie viele seid ihr?’ – ‚Zehn. Und ihr?’ – ‚Vier.’ – ‚Na, dann los!’ Die Deutschen waren etwa hundert Mann, zwei Kompanien SS.<sup>15</sup>... Wir stürmten vor.

Ich sprang hoch. ‚Mir nach, hurra!’ Ich rannte allein zum nächsten Haus, fünfzehn Meter von den Deutschen entfernt. Stille. Es wurde langsam hell. Mir war etwas mulmig zumute. Ich lief ins Haus hinein, ins erste Zimmer und lauschte. Die Deutschen feuerten hinter Wänden und Ecken hervor. Ich warf aus dem Fenster eine Handgranate auf eine Ecke und eine zweite aus der Tür. Was ich dabei fühlte, kann ich gar nicht ausdrücken. Ich wollte näher an die Deutschen heran, aber sie hatten sich hinter einen Erdwall zurückgezogen, wo ich sie nicht erwischen konnte.

Über eine zerschossene Mauer kletterte ich in den zweiten Stock hinauf. Dort hatte ich am Nachmittag zuvor bereits acht Handgranaten, die bei uns ‚Würste’<sup>16</sup> hiessen, versteckt. Ich stand dort wie im Gefängnis hinter Gittern: Die Armierung hing noch da, aber das Mauerwerk war fort. Ich schleuderte die acht Handgranaten auf sie. Sie

nahmen mich aus zwei Maschinengewehren und einem Granatwerfer unter Beschuss. Ich hatte keine Angst vor ihnen. Ich habe zwei Zeltbahnen zusammengebunden, sie an einem Rohr befestigt und habe mich durch ein Einschlagloch wieder ins Parterre hinuntergelassen. Dann bin ich zu meinen Männern ins erste Haus zurückgebroht. Die sagten mir: ‚Kajukow ist tödlich verwundet.. .‘

Der Kompaniechef rief mich zu sich: ‚Können Sie den Schlackehaufen und das Holzhaus hinter dem Gleis erkunden? Ich sage: ‚Ich brauche erst mal was zu essen und eine Mütze voll Schlaf.‘ ‚Geh zur Hölle – wer kann denn hier schlafen!?!‘ Der Leutnant gab mir Brot und Zucker, da flogen schon wieder die Granaten. Ich habe also nichts gegessen. Es musste auch so gehen. Und es ging. ... Ich bin zu dem Schlackehaufen gelaufen. Habe zwei Maschinengewehre und einen Granatwerfer festgestellt. Als ich zurück war, habe ich dem Leutnant Meldung erstattet. ‚Nun‘, meinte der, ‚wenn Sie sie erkundet haben, werden Sie sie auch ausschalten.‘

Als die Deutschen uns bis zur Wolga zurückgetrieben hatten, riefen ihre MP-Schützen: ‚Russ, gluck, gluck!‘ Und wir brüllten zurück: ‚Kommt doch her, wenn ihr Durst habt!‘<sup>17</sup>

Soldaten verbrannten in den Häusern. Später wurden ihre verkohlten Leichen gefunden. Kein Einziger hatte seinen Posten verlassen.

Einer von Grossmans berühmtesten Artikeln in *Krassnaja Swesda* trug die Überschrift «Die Schlacht von Stalingrad». Es war eine Sammlung von Schilderungen oder sehr kurzen Szenen aus der Schlacht.

Der Widerschein der explodierenden Raketen fällt auf zerstörte Gebäude, den von Schützengräben durchfurchten Boden, die am Uferhang klebenden Unterstände und tiefen Erdlöcher, die zum Schutz vor dem Wetter mit Brettern und Blech abgedeckt sind.

«Hör mal, ist das Mittagessen schon da?», fragt ein Soldat, der vor

einem Unterstand sitzt. Aus dem Dunkel antwortet ihm eine Stimme: «Sie sind schon lange weg, aber noch immer nicht zurück. Entweder liegen sie noch irgendwo, oder sie kommen gar nicht erst hin. Bei den Küchen wird stark geschossen.» «Diese Schweinehunde, ich brauch was zu essen», sagt der Sitzende unzufrieden und gähnt.

In einem Gebäude hatten sich die Deutschen so festgesetzt, dass man sie zusammen mit den dicken Mauern in die Luft sprengen musste. Sechs Pioniere schleppten unter heftigem Beschuss der Deutschen, die ihr Ende kommen sahen, zehn Pud<sup>18</sup> Sprengstoff heran und brachten sie zur Explosion. Man stelle sich für einen Augenblick dieses Bild vor: Pionierleutnant Tschermakow, die beiden Sergeanten Dubow und Bugajew, die Pioniere Klimenko, Schuchow und Messeraschwili kriechen unter Feuer die zerschossene Mauer entlang, jeder mit anderthalb Pud Tod auf dem Rücken. Wir sehen ihre verschwitzten, verschmierten Gesichter, ihre abgetragenen Uniformblusen, und wir hören, wie Sergeant Dubow ruft: «Keine Angst, Pioniere!» Und wie Schuchow den Mund verzieht, den Staub ausspuckt und antwortet: «Keine Zeit dazu! Hätten früher Angst haben sollen!» Da kann man nur enormen Stolz empfinden.

Hier, wo die Dimensionen sich verschieben, wo ein Vorankommen um einige Meter so viel bedeuten kann wie Bewegungen von vielen Kilometern unter [normalen] Gefechtsbedingungen, wo zuweilen die Entfernung zum Feind im Nachbarhaus nur zwanzig Schritte beträgt, verändert sich auch die Lage der Befehlsstände einer Division. Der Divisionsstab liegt kaum zweihundertfünfzig Meter vom Feind entfernt, entsprechend sind auch die Kommandoposten der Regimenter und Bataillone verteilt. «Wenn die Verbindung zu den Regimentern mal abreisst», scherzt ein Stabsoffizier, «dann ist sie leicht auf Zuruf herzustellen. Ich rufe, und sie hören mich. Und sie rufen den Befehl an die Bataillonsstäbe weiter...» Hier in der Höhle, die ständig unter den Einschlägen der Bomben und Granaten erzittert, sitzen die Kommandeure, über Karten gebeugt. Und der Funker, der



in jedem Artikel über den Krieg auftaucht, ruft: «Mond, Mond!» In der Ecke sitzt schüchtern ein Meldegänger, zieht an seiner Machorkazigarette, bemüht, den Rauch nicht in Richtung der Vorgesetzten zu blasen.»<sup>19</sup>

Nach der Schlacht hörte Grossman die nachfolgende Geschichte von Gurtjew, dem Befehlshaber der 308. Schützendivision, und Scholudjew, der die 37. Gardeschützendivision kommandierte. In dem blutigen Gefecht um das Traktorenwerk, wo Scholudjews Gardeschützen aufgerieben wurden, hatten ihre Einheiten nebeneinander gekämpft.

Gurtjew rief Scholudjew an und sagte: «Sei tapfer, ich kann dir nicht helfen. Halte durch.»

Als Scholudjew später auf das linke Wolgaufer übersetzt [also ganz aus dem Gefecht genommen wurde], sagte er zu Gurtjew: «Sei tapfer und halte durch, mein Alter.» Beide mussten lachen.

Ortenberg berichtete von einer merkwürdigen Begebenheit während einer von Grossmans Fahrten von Achtuba, der Basis am östlichen Wolgaufer, nach Stalingrad: «Mitte Oktober teilte Grossman den Offizieren der Politabteilung der Front mit, dass er am nächsten Tag [General] Rodimzew aufsuchen werde. In der Politabteilung lagen zwei nett eingewickelte Geschenkpäckchen, die eine Frauenorganisation aus Amerika geschickt hatte. Man bat Grossman, diese den beiden ‚tapfersten Frauen unter den Verteidigern von Stalingrad‘ zu überreichen. Die Politabteilung war der Meinung, diese seien in Rodimzews Division zu finden und Grossman genau der Richtige, um die Geschenke zu übergeben. Wassili Semjonowitsch mochte offizielle Zeremonien überhaupt nicht und liess sich nur widerwillig überreden. In einem Motorboot wurde er zu Rodimzew gebracht. ... Vor ihnen standen zwei Mädchen, die sehr aufgeregt waren, dass so ein berühmter Schriftsteller und ein hoher General ihnen Geschenke überreichen wollten. Nachdem sie sich gebührend bedankt hatten, öffneten sie die

Päckchen. In jedem war ein Badeanzug mit passenden Badeschuhen. Die Gaben lösten allgemeine Verwirrung aus. Die schicken Badeanzüge wirkten völlig deplatziert in dieser Umgebung, mitten in der Schlacht um Stalingrad.»<sup>20</sup>

## 17.

### *Gezeitenwechsel*

Gegen Ende Oktober ebte die Schlacht allmählich ab – entweder aufgrund erschöpfter Truppen oder des Mangels an Munition. Im Gegensatz dazu konnte die reorganisierte sowjetische Artillerie jenseits des Flusses die deutschen Truppenkonzentrationen nun wirksamer bekämpfen. Die Rote Armee bereitete einen Angriff vor. Paulus, von Hitler unter immer grösseren Druck gesetzt, raffte sich zwar zu einzelnen Attacken auf, doch die waren von viel geringerem Ausmass. Da die deutschen Divisionen stark zusammengeschmolzen waren, suchte er der sowjetischen Artillerie und den Katjuscha-Batterien möglichst auszuweichen. Allerdings liess Paulus sich von Hitler zu dem hochriskanten Schritt drängen, Panzertruppen als Infanterie einzusetzen. Das bedeutete, dass er im Falle eines Überraschungsangriffs keine Panzerreserve mehr besass.

Hitler war wie besessen, Stalingrad einzunehmen. Dieser Sieg sollte ein Ausgleich dafür sein, dass es ihm nicht gelungen war, die Ölfelder des Kaukasus zu erobern. Das bekräftigte er in einer Rundfunkrede aus München am 8. November. «Ich wollte zur Wolga kommen», erklärte er unumwunden, «und zwar an einer bestimmten Stelle, in einer bestimmten Stadt. Zufälligerweise trägt sie den Namen von Stalin selber. ... Die Zeit spielt dabei gar keine Rolle», fügte er grosssprecherisch hinzu.<sup>1</sup>

Damit aber irrte der deutsche Diktator gewaltig. Zeit war äusserst wichtig. Der Winter kam rasch näher, und mit ihm die Zeit der sowjetischen Offensiven. Das war der Grund dafür, weshalb die deutschen Soldaten stets von «Russenwetter» sprachen, wenn die Witterung ihnen besonders übel mitspielte. Grossman, der von den Plänen der Mi-

litärs nichts ahnte, schrieb am 13. November, kaum eine Woche vor dem Grossangriff, an seinen Vater.

Ich arbeite viel und angespannt, bin ziemlich erschöpft. An so einem heissen Punkt wie hier war ich noch nie. Post bekomme ich überhaupt nicht. Nur einmal wurde ein Packen gebracht, darunter ein Brief und eine Karte von dir. ... Wir haben schon gehörigen Frost und Wind.<sup>2</sup>

Weder in Hitlers ostpreussischem Hauptquartier noch bei der 6. Armee der Deutschen hatte man begriffen, dass das sowjetische Oberkommando die 62. Armee als Köder in einer riesigen Falle benutzte. Die Deutschen wussten, dass ihre Flanken bedroht waren. Ihr Hinterland zur Linken längs des Don wurde von der 3. rumänischen Armee und die Front südlich von Stalingrad von der 4. rumänischen Armee abgesichert. Zwar registrierte man, dass die Sowjets Truppen zusammenzogen, aber deren Umfang und das Ziel der Operation wurden stark unterschätzt. Dass sowjetische Einheiten die 6. Armee in einer Weise einzukesseln könnten, wie es deutsche Panzerkolonnen im Jahr zuvor mit sowjetischen Armeen praktiziert hatten, hielt niemand für möglich.

General Tschuikow, der noch in Stalingrad sass, hatte seine eigenen Probleme. Die Wolga fror allmählich zu, aber das Eis war noch nicht fest genug. Das Treibeis, das der Fluss mit sich führte, machte den Nachschub zu einem gefährlichen Unternehmen. Aber am 19. November wurde «Operation Uranus» mit einem massiven Ansturm gegen die 3. rumänische Armee hundertfünfzig Kilometer nordwestlich von Stalingrad gestartet. Am nächsten Morgen schlug eine weitere Attacke fünfzig Kilometer südlich von Stalingrad eine grosse Bresche in die 4. rumänische Armee. Bei der 6. Armee dauerte es bis zum Mittag des 21. November, bis man begriff, dass man in Kürze eingekesselt sein werde.

Grossman hatte sich dem 4. Kavalleriekorps zuteilen lassen, das die linke und damit äussere Flanke der beiden angreifenden motorisierten Korps sicherte. Laut Ortenberg «verfolgte Grossman vom Beobachtungspunkt der Division den Beginn des Angriffs und ging dann zu-



Sowjetische Truppen bei den Vorbereitungen zur «Operation Uranus» bei Stalingrad, November 1942.

sammen mit den Truppen vor, wobei er packend schilderte, was er unterwegs erlebte».<sup>3</sup>

Ein Soldat, der im letzten Krieg Gefangener gewesen war, beobachtet einen sowjetischen Jäger im Sturzflug und sagt: «Das könnte mein Junge sein, der da Bomben wirft.»

Sie gehen zum Angriff vor und schützen dabei ihr Gesicht mit dem Pionierspaten. Bei der Attacke ist ein Gewehr zweckmässiger als eine Maschinenpistole.

Die rumänischen Truppen in ihren braunen Uniformen und Schaffelmützen hatten weder moderne Ausrüstungen noch Panzerbüchsen oder eine gute militärische Führung. Sie warfen bald ihre Gewehre fort und riefen: «Antonescu kaputt!»<sup>4</sup> Aber dass sie sich ergaben, rettete sie auch nicht mehr. Tausende Gefangene wurden an Ort und Stelle erschossen. Die gefrorenen Wege waren von den Hinterlassenschaften einer geschlagenen Armee übersät.

Sowjetische Truppen ziehen vorüber. Sie sind jetzt besserer Stimmung. «Ach, wenn wir doch schon in Kiew wären!» Und ein anderer: «Am besten gleich in Berlin!»

Szene: Ein von einem Panzer niedergewalzter Stützpunkt. Ein Rumäne, ganz flach, vom Panzer überrollt. Sein Gesicht – ein Basrelief. Daneben zwei zerquetschte Deutsche. Nicht weit davon im Schützengraben ein halb verschütteter Russe. Konservenbüchsen, Granaten, Handgranaten, eine blutdurchtränkte Decke, Blätter aus deutschen Zeitschriften. Zwischen den Leichen sitzen unsere Soldaten und kochen in einem Kessel Stücke von Fleisch, die sie aus einem toten Pferd herausgeschnitten haben. Sie wärmen ihre blau gefrorenen Hände am Feuer.

Auf dem Schlachtfeld nebeneinander ein Rumäne und ein Russe, beide tot. Bei dem Rumänen ein Blatt mit einer Kinderzeichnung: ein Hase und ein Dampfer. Der Russe hat einen Brief bei sich: «Guten Tag, vielleicht auch guten Abend. Sei gegrüsst, Papa. ...» Und am Ende des Briefes: «Komm bald wieder, Papa. Wenn du nicht da bist, komme ich nach Hause wie in eine fremde Wohnung. Du fehlst mir sehr. Komm wenigstens für eine Stunde, dass ich dich anschauen kann. Beim Schreiben fließen meine Tränen. Deine Tochter Nina.»

Während dieses raschen Vormarschs verwischten sich die Frontlinien. Mehrmals geriet Grossman in unerwartete Gefahr. Er war in Begleitung von Alexej Kapiw, dem Filmregisseur, der die erste Liebe von Stalins Tochter Swetlana wurde. Dafür, dass er es wagte, sich mit der jungen Tochter des Tyrannen einzulassen, wurde Kapiw von Berijas Leuten verprügelt und 1943 für zehn Jahre in den Gulag geschickt. Nach Stalins Tod berichtete Kapiw von einem Abenteuer mit Grossman in jenen Kriegstagen.

«Wir betraten ein leeres Haus und wollten dort übernachten. Da tauchten Soldaten auf. Wir sahen ihre Schatten an der Decke und wussten sofort, dass es nicht unsere waren, denn ihre Helme hatten eine andere Form. Es waren Rumänen. Zum Glück entdeckten sie uns nicht und gingen wieder.»<sup>5</sup>

Die Rotarmisten waren ausser sich, als sie bei den rumänischen Gefangenen Dinge fanden, die sie der Zivilbevölkerung abgenommen hatten. «Tücher von alten Frauen, Wäsche, Röcke, Windeln und

bunte Damenblusen. Ein Soldat hatte zwanzig Paar wollene Damenstrümpfe bei sich.»<sup>6</sup>

Das Grösste aber war die Freude der befreiten Zivilbevölkerung. «Woran wir gemerkt haben, dass unsere Truppen zurückkommen? Wir standen am Fenster [und hörten plötzlich die russischen Worte]: Jegor, lass die Maschine an! – ‚Das sind die Unsrigen!‘, haben wir geschrien.»

Dann brach der Hass auf die Rumänen heraus, die nach dem Beispiel der Deutschen Menschen drangsaliert hatten, bis sie ihnen sagten, wo ihre Lebensmittel Vorräte versteckt waren.

Die Rumänen. Grossvater nennt sie «Truthähne». Das sind richtige Zigeuner. Dauernd reden sie: Der Krieg ist schlecht, wir wollen nach Hause. Grossvater haben sie viermal geschlagen. Sie haben ihn hinausgetrieben, das Getreide zu ernten. Und dann haben sie die gedroschenen Körner mitgenommen. Dabei hatten sie Konserven und Bonbons zu essen.»

Einige Zivilisten hatten auch unter den Aktionen der Roten Armee zu leiden.

Eine Grossmutter berichtet, dass sie von einer sowjetischen Bombe verletzt wurde. «Er hat mich getroffen, der Hurensohn, dass ihn der Teufel hole», sagt sie böse. Dann blickt sie zu dem Kommandeur hin, der gerade die Schuhe wechselt, und meint etwas milder: «Er war schon ein Hurensohn, Söhnchen.

Keine Kühe da, die man auf die Weide treiben und wieder heimholen kann. Das ist doch kein Leben.»<sup>7</sup>

Seine Notizen verwendete Grossman für den Artikel «Auf den Strassen des Vormarschs»:

Eisgang auf der Wolga. Die Schollen knirschen und splintern, wenn sie aufeinanderprallen, schieben sich übereinander. Der Fluss ist völlig mit Eis bedeckt. Nur manchmal sind in dem breiten weissen Band, das zwischen dunklen, schneefreien Ufern dahinieht, Wasser-

flecken zu entdecken. Das weisse Eis der Wolga trägt Baumstämme mit sich. Auf einem Eishügel sitzt zusammengekauert ein grosser Rabe. Erst gestern ist ein toter Matrose der Roten Flotte im gestreiften Hemd vorbeigetrieben. Matrosen von einem Lastdampfer wollten ihn bergen. Er war festgefroren. Nur mit Mühe konnten sie ihn aus den Fesseln des Eises lösen. Als ob er sich nicht von der Wolga trennen wollte, auf der er gekämpft hat und gestorben ist.

Als wir über die Wolga setzten, zogen Schlepper Lastkähne voller gefangener Rumänen vorbei. Sie standen da in ihren dünnen Mäntelchen, mit hohen weissen Pelzmützen, stampften mit den Füssen und rieben sich die frierenden Hände. «Nun haben sie auch die Wolga gesehen», sagten die Matrosen.

Eine Kolonne von zweihundert Gefangenen wird in der Regel nur von zwei oder drei Rotarmisten begleitet. Die Rumänen halten sich im Glied, manche richten sich sogar aus und versuchen einen Gleichschritt. Das wirkt lächerlich auf alle, die ihnen begegnen. ... Sie aber ziehen weiter in endlosen Kolonnen, klappern mit Essgeschirren und Feldflaschen, sind mit Stricken oder Draht gegürtet und haben sich verschiedenfarbige Decken um die Schultern geschlungen. Die Frauen lachen über sie und sagen zueinander: «Wie Zigeuner kommen diese Rumänen daher.» Am Strassenrand die Leichen toter Rumänen, verlassene Geschütze, noch mit trockenem Steppengras getarnt, die Mündungen nach Osten gerichtet. In den Schluchten irren Pferde in abgerissenen Geschirren umher, von Fahrzeugen, die Geschosse zertrümmert haben, steigt noch graublauer Rauch auf. Auf den Strassen liegen Stahlhelme mit dem rumänischen Königswappen herum, sind tausende Patronen, Granaten und Gewehre verstreut. Da, ein rumänisches Feuernest. Daneben ein Berg russgeschwärtzter Geschosshülsen. In den Verbindungsgräben verstreut die weissen Blätter von Briefen. Die braune Wintersteppe ist von Blut ziegelrot gefärbt. Gewehre, deren Kolben von russischen Kugeln zerfetzt sind. Dazu die nicht enden wollenden Kolonnen der Gefangenen.



Bevor sie ins Hinterland gebracht werden, durchsucht man sie. Lächerlich und kläglich wirken die Haufen der Sachen von Dorfbewohnerinnen, die aus den Säcken und Taschen der Rumänen zutage gefördert werden. Tücher von alten Frauen, Ohrringe, Unterwäsche, Röcke und sogar Kinderwindeln. Je weiter wir kommen, desto mehr verlassene Fahrzeuge und Kanonen begegnen uns. Aber auch immer häufiger Beutefahrzeuge, die ins Hinterland rollen. Darunter sind Lastwagen, elegante Limousinen, Panzerfahrzeuge und Stabsautos. Wir fahren in Abganerowo ein. Eine alte Bäuerin berichtet von drei Monaten Besatzung: «Es wurde immer leerer bei uns. Kein Huhn gackerte mehr, kein Hahn krächte. Nicht eine einzige Kuh ist uns geblieben, die wir morgens auf die Weide treiben und abends nach Hause holen konnten. Alles hatten die Rumänen mitgehen lassen. Fast alle alten Männer bekamen ihre Knute zu spüren. Entweder weil sie nicht zur Arbeit erschienen oder weil sie kein Getreide abliefern konnten. In Plodowitaja haben sie den Dorfältesten viermal verprügelt. Meinen Sohn, einen Krüppel, haben sie mitgenommen, ausserdem ein Mädchen und einen neunjährigen Jungen. Wir weinen schon vier Tage und hoffen auf ihre Rückkehr.»

Die Bahnstation von Abganerowo ist voller Beutegut. Die Deutschen haben hier bereits die Spurweite der Eisenbahngleise verändert.<sup>8</sup> Dort stehen französische, belgische und polnische Waggons. Wir sehen ganze Güterzüge mit Mehl, Mais, Minen und Granaten, mit Schmalz in grossen, rechteckigen Büchsen, Waggons voller Ersatzfilzstiefel mit dicker Holzsohle, mit Schaffellmützen, mit technischem Gerät und Scheinwerfern. Ärmlich und kläglich wirken daneben unsere Sanitätszelte mit ihren hastig aufgestellten Klappbetten und schmutzigen Decken. Soldaten schleppen ächzend papierne Ersatzsäcke mit Mehl aus den Waggons und laden sie auf Lastwagen. Auf jedem Sack prangt ein dicker [Nazi-]Adler.

Die Gesichter der Rotarmisten sind vom scharfen Winterwind rotbraun gegerbt. Es ist nicht leicht, bei diesem Wetter ins Gefecht zu

ziehen, die langen Winternächte bei diesem eisigen, alles durchdringenden Wind in der Steppe zu verbringen. Aber die Menschen marschieren guten Mutes vorwärts. Das ist die Offensive von Stalingrad. Die Armee ist in Hochstimmung.<sup>9</sup>

Am 26. November wurden über eine Viertelmillion Mann von Paulus' 6. Armee, der grössten Formation der Wehrmacht, zwischen Wolga und Don eingekesselt. Die Rote Armee, die die Grösse dieser Streitmacht unterschätzt hatte, ging sofort zum Angriff über, um den Ring enger zu ziehen. Aber die Deutschen, fest davon überzeugt, dass Hitler sie nie im Stich lassen werde, leisteten erbitterten Widerstand.

Ein schöner, klarer Tag. Artillerievorbereitung. Katjuschas. Iwan der Schreckliche. Geheul. Rauch. Attacke. Und ein Fehlschlag. Die Deutschen haben sich tief eingegraben und sind nicht aus ihren Stellungen zu vertreiben.



Grossman beim Zeitunglesen. Vielleicht prüft er gerade einen seiner Artikel in der *Krassnaja Swesda*. Das Kamel im Hintergrund könnte der berühmte «Kusnetschik» sein, der die 308. Schützendivision von Stalingrad bis nach Berlin begleitete.

Das Wetter wurde immer schlechter. Schnee und Dauerfrost verringerten die Chancen der 6. Armee, aus dem Kessel ausbrechen zu können. Die Rote Armee war auf diese Bedingungen viel besser eingestellt.

Winter an der Frontlinie in der Steppe. Ein Erdloch, mit einer Zeltbahn bedeckt. Ein Stahlhelm dient als Öfchen. Eine kupferne Kartusche als Abzugsrohr. Steppengras als Heizmaterial. Auf dem Marsch trägt ein Soldat ein grosses Bündel Gras, der zweite Späne, der dritte die Kartusche und der vierte das Öfchen.

Anfang Dezember kehrte Grossman auf die Ostseite der Wolga gegenüber Stalingrad zurück. An den Chefredakteur von *Krassnaja Swesda* schrieb er:

Gen. Ortenberg, morgen will ich wieder in die Stadt fahren. Ich möchte einen grossen Aufsatz schreiben<sup>10</sup>, aber mir ist klar geworden, dass ich dies noch etwas aufschieben und zunächst in der Stadt weiteres Material sammeln muss. Da das Übersetzen jetzt eine ziemlich umständliche Sache ist<sup>11</sup>, wird diese Fahrt mindestens eine Woche dauern. Daher seien Sie mir bitte nicht böse, wenn meine Arbeit noch etwas auf sich warten lässt. In der Stadt will ich mit Tschuikow sowie mit einigen Divisionskommandeuren sprechen und Einheiten in den vordersten Linien aufsuchen. Zugleich teile ich Ihnen mit, dass ich im Januar unbedingt in Moskau sein müsste. Wenn Sie mich zum Kommen auffordern könnten, wäre ich Ihnen unendlich dankbar. Nach drei Monaten höchster Anspannung in Stalingrad bin ich von den Eindrücken geradezu überwältigt und erschöpft. Wenn mir bei dieser Fahrt in die Stadt etwas zustossen sollte, dann unterstützen Sie bitte meine Familie.

Wassili Grossman

Grossman kam über die Wolga und suchte das Hauptquartier der 62. Armee auf. Hier war es inzwischen viel ruhiger, seit bei den jetzt eingeschlossenen Deutschen Munition und Lebensmittel knapp wurden.

Ihr Überleben hing allein von der Versorgung aus der Luft über das Flugfeld von Pitomnik mitten in dem eingeschlossenen Gebiet ab. Gegenüber Hitler hatte Göring getönt, es sei überhaupt kein Problem, die 6. Armee aus der Luft zu versorgen, obwohl ihn die Luftwaffengeneräle gewarnt hatten, eine so gewaltige Aufgabe sei unmöglich zu erfüllen. Die Soldaten der 6. Armee wurden mit vollmundigen Ankündigungen einer SS-Panzerarmee, die zu ihrer Unterstützung im Anmarsch sei, zum Durchhalten bewegt. General Tschuikow berichtete Grossman: «Die Deutschen haben das Gerücht in Umlauf gesetzt, Hitler persönlich sei (in der Uniform eines Unteroffiziers) in Pitomnik gewesen und habe erklärt: ‚Haltet durch, ich selbst werde eine Armee heranführen und euch heraushauen.›»

Dieses Kriegerlatein ähnelt der ebenso unwahren Geschichte auf der sowjetischen Seite, in den verzweifelten Tagen im September sei Stalin persönlich in Stalingrad gewesen.

Tschuikow schilderte Grossman die Lage seiner 62. Armee. Der Nachschub über die halb gefrorene Wolga war nahezu unmöglich geworden. Die Verbindung zum Ostufer hielten sie fast nur noch per Funk, alles andere verhinderte das Eis. Ihr einziger grosser Vorteil beruhte auf den am Westufer konzentrierten Artilleriestellungen, deren Versorgung mit Munition nicht betroffen war. Grossman hat die Lage in Tschuikows Hauptquartier zu jener Zeit in einem Artikel mit dem Titel «Der Militärrat» beschrieben.

Wenn man den Unterstand und die unterirdischen Wohnräume der Kommandeure und Soldaten betritt, packt einen wieder der leidenschaftliche Wunsch, diese ganz eigene, unwiederholbare Lebensweise für immer festzuhalten. Diese aus Granathülsen gefertigten Lämpchen und Ofenrohre, diese Trinkbecher aus Geschossköpfen, die auf den Tischen zwischen Kristallgläsern stehen. Neben einer Panzergranate ein Aschenbecher aus Porzellan mit der Aufschrift «Frau, ärgere deinen Mann nicht». Diese riesige, nackte matte Glühbirne im Bunker des Befehlshabers. Und Tschuikows Lächeln, wenn er sagt: «Sogar einen Kronleuchter haben wir hier. Schliesslich leben wir in einer Stadt.» Oder der Shakespeare-Band im unterirdischen

Arbeitszimmer von General Gurow. ... Dazu all die Samoware und Grammophone, die hellblauen Familien-Zuckerbüchsen, die runden Spiegel in Holzrahmen, die an den Lehmwänden der Höhlen hängen – diesen ganzen Alltag mit dem Hausrat der Friedenszeit, der aus den Flammen brennender Häuser geborgen wurde.<sup>12</sup>

Einerseits war Grossman hochzufrieden darüber, dass der Sieg über die 6. Armee bevorstand. Andererseits bedrückte ihn zunehmend, dass seine Arbeiten in der Redaktion von *Krassnaja Swesda* verändert und umgeschrieben wurden. Darüber beklagte er sich in einem Brief vom 5. Dezember bei seiner Frau.

Ich arbeite viel. Das stellst du sicher fest, wenn du die Zeitung liest. Aber wenn du sehen könntest, wie [meine Entwürfe] zusammengestrichen und entstellt werden, wie sie in meine armen Artikel ganze Sätze einfügen, dann würdest du dich wahrscheinlich nicht mehr freuen, sondern eher traurig sein, dass sie überhaupt das Licht der Welt erblicken. Die Redaktion nimmt sich das Recht heraus, das Ende meiner Aufsätze regelmässig abzuschneiden, Punkte durch Kommas zu ersetzen, genau die Schilderungen zu streichen, die mir am besten gefallen, Überschriften zu verändern und Phrasen einzubauen wie: «Dieser Glaube und diese Liebe haben wahrhaft Wunder gewirkt.» Die Veränderungen werden in Hektik von professionellen Redakteuren vorgenommen, und manchmal muss ich einen Satz mehrmals lesen, um überhaupt seinen Sinn zu verstehen. All das ärgert mich sehr, denn schliesslich arbeite ich hier unter schwersten Bedingungen ...<sup>13</sup>

Während die Wolga sich langsam mit Eis bedeckte, blieb die 62. Armee auf knappen Rationen sitzen, besonders was Machorka und Wodka betraf. Am 16. Dezember war der Fluss endlich fest zugefroren. Zunächst wurde aus Brettern ein Fusssteig über das Eis angelegt. Dann baute man eine regelrechte Strasse aus Zweigen, die man zuvor in Wasser getaucht hatte. Diese Piste konnte bald von Lastwagen und sogar

von schwerer Artillerie benutzt werden. «Ein guter Frost!», schrieben die Rotarmisten zufrieden nach Hause. In kaum zwei Monaten sollen 18'000 LKWs und 17'000 andere Fahrzeuge das Eis passiert haben. Grossman feierte das in einem Artikel unter der Überschrift «Der neue Tag».

Alle jene, die hundert Tage lang den Übergang über die Wolga aufrechterhielten und das dunkelgraue eisige Wasser überquerten, hatten ständig einem raschen, grausamen Tod ins Auge geschaut. Eines Tages wird man denen Lieder singen, die am Grunde der Wolga ruhen...

Jetzt können wir nachts zu Fuss über die Wolga gehen. Seit zwei Tagen schwankt das Eis nicht mehr unter unseren Schritten. Der Mond bescheint ein ganzes Netz von Fusspfaden, unzählige Schlittenspuren. Ein Nachrichtensoldat schreitet rasch und sicher vor uns her, als sei er sein halbes Leben lang diese verwirrenden Pfade gegangen. Plötzlich beginnt das Eis zu krachen. Der Melder tritt an ein grosses Eisloch heran, bleibt stehen und sagt: «Oh, wir haben die Richtung verfehlt, müssen uns mehr nach rechts halten.» Solch tröstende Worte haben die Nachrichtenleute immer parat, wohin sie uns auch führen mögen.

Zerschossene Lastkähne sind im Eis eingefroren, bläulich glitzern die vereisten Taue, steil ragen Heck oder Bug eines Kutters oder Motorbootes in die Höhe.

In den Fabriken wird weitergekämpft. ... Dumpf und mit Nachhall dröhnen die Kanonen, trocken und klar erschallt es, wenn Granaten detonieren, dazwischen die knatternden Salven von Maschinengewehren und Maschinenpistolen. Dieser Klang der Zerstörung ähnelt verdächtig dem Geräusch friedlicher Arbeit – als ob im Werk Dampfhammer auf Stahlprofile niedersausen oder wie in Friedenszeiten Nieten eingeschlagen werden. Als ob flüssiger Stahl und Schlacke in die Form fliessen und dabei das junge Wolgaeis in rosa-farbenes Licht tauchen.

Die Sonne geht auf und lässt die gezackten Ränder der riesigen Krater, die Tonnen von Bomben geschlagen haben, scharf heraustreten.

Der Grund dieser schrecklichen Wunden der Erde liegt stets in trübem Dämmerlicht, als ob die Sonne sich fürchte, ihn zu berühren...

Die Sonne bescheint hunderte Eisenbahngleise, wo Tankwaggons mit zerfetztem Bauch wie tote Pferde herumliegen, wo hunderte Güterwaggons, von Druckwellen erfasst, übereinandergetürmt wurden und sich um kalte Lokomotiven drängen wie eine von Entsetzen gepackte Herde um ihr Leittier.

Wir gehen über Ödland, das von Bomben- und Granattrichtern übersät ist. Deutsche Scharfschützen und Beobachtungsposten können es gut einsehen. Aber der schwächliche Rotarmist in seinem langen Mantel schreitet gelassen, ohne Eile neben uns her und erklärt beruhigend: «Glauben Sie, er sieht uns nicht? Er sieht uns. Früher konnten wir hier nur nachts vorbeihuschen. Jetzt ist alles anders: Er spart Patronen und Granaten.»

Wir kommen an Bergen von rostfarbenem Schrott, an riesigen Giesspfannen, an Stahlplatten und eingestürzten Mauern vorbei. Die Rotarmisten sind so sehr an die Zerstörung gewöhnt, dass sie sie gar nicht mehr wahrnehmen. Eher fällt ihnen auf, wenn eine Fensterscheibe in einem zerschossenen Fabrikgebäude zufällig ganz geblieben ist, ein hoher Schornstein oder inmitten all der Zerstörung ein Holzhäuschen. «Seht nur, das Haus ist noch am Leben», sagen sie im Vorübergehen und lächeln.<sup>14</sup>

Kein Wunder, dass Grossman Mitte Dezember sehr erschöpft wirkte, als er erneut an seinen Vater schrieb.

Ich denke, dass ich im Januar in Moskau sein werde. Ich fühle mich gut, aber natürlich haben meine Nerven ziemlich gelitten. Ich bin böse und gereizt. Manchmal gehe ich auf meine Kollegen los. Sie haben schon richtig Angst vor mir. Im Moment kann und will ich nicht von hier wegfahren. Weissst du, jetzt, da uns das Glück lacht, möchte ich den Ort nicht verlassen, den ich in den schlimmsten Zeiten erlebt habe.<sup>15</sup>

Als die Abreise aus Stalingrad näher rückte, beschäftigten Grossman seine Erlebnisse dort in zunehmendem Masse.

Rotarmisten zogen ein Grammophon auf. «Was legst du auf?», fragte einer. Gleich mehrere Stimmen meldeten sich: «Leg unseres auf, du weisst schon.»

Da geschah etwas Merkwürdiges. Während der Soldat noch die Platte suchte, dachte ich bei mir: Wie schön wäre es jetzt, in diesem finsternen, zerstörten Keller mein Lieblingslied zu hören. Und plötzlich begann eine traurige Stimme feierlich zu singen: «Vor den Fenstern tobt ein Schneesturm...»

Das Lied gefiel den Rotarmisten offenbar sehr. Alle sassen schweigend da. Etwa zehnmal wird die gleiche Zeile wiederholt: «Lieber Tod, wir bitten dich noch vor der Tür zu warten.»

Diese Worte und Beethovens unsterbliche Musik hatten hier eine unbeschreibliche Wirkung. Vielleicht war das eines meiner grössten Erlebnisse in diesem Krieg. ... Mir fiel ein Briefchen ein, von Kinderhand geschrieben, das neben einem toten Soldaten an einem Feuerneß gelegen hatte. «Guten Tag, vielleicht auch Guten Abend. Sei gegrüsst, Papa.»... Mir fiel der tote Vater ein. Vielleicht hatte er den Brief noch einmal gelesen, als er den Tod kommen spürte. Und das zerknitterte Blatt sank neben seinem Kopf zu Boden.<sup>16</sup>



## **DRITTER TEIL**

### **Die Vertreibung der Besatzer 1943**

## 18.

### *Nach der Schlacht*

Die Stalingrader Schlacht ging im Stadtgebiet selbst im Dezember 1942 zu Ende. Heftige Kämpfe tobten nur noch in den frostklirrenden Weiten der Steppen an Wolga und Don, wo sieben sowjetische Armeen Paulus' 6. Armee, die an Hunger und Krankheiten litt, in die Knie zu zwingen suchten. Aber auch in die Enge getrieben, durften die Deutschen nicht unterschätzt werden. In der Stadt herrschte ein Gefühl der Leere, eine Mischung aus Erschöpfung, Erleichterung und Trauer über die schrecklichen Verluste. Grossman war tiefbewegt, als er am 29. Dezember das Grab seines Neffen fand.

Das Grab von Juri Benasch in der Nähe von Michailows Befehlsstand. Dahinter geht es steil nach oben. Eine Anhöhe, die die Umgebung beherrscht. Direkt am Abhang liegen vier Gräber.

Zurück am Ostufer der Wolga, schrieb Grossman sofort an seine Frau.

Meine liebe Ljussja, ich komme gerade aus der Stadt, um meine Erlebnisse aufzuschreiben. Den Rückweg habe ich schon zu Fuss über das Eis genommen. Diese Fahrt hat mir viele tiefe Eindrücke gebracht. Stell dir vor, meine Liebe, am Steilufer hoch über der Wolga habe ich das Grab von Juri Benasch, Wadjas Sohn, gefunden. Ich habe auch seinen Regimentskommandeur ausfindig gemacht. Wir haben lange über Juri gesprochen. Er hat ein Bataillon kommandiert und heldenhaft gekämpft. Seine Panzerjägerkompanie hat 16 Panzer ausser Gefecht gesetzt. Er hat seine Leute in tollkühne Attacken ge-

führt. Alle sprechen mit Bewunderung von ihm. Er wusste, dass ich hier bin, und hat versucht, über die Frontredaktion mit mir Kontakt aufzunehmen. Er hat mir auch Briefe geschrieben, aber nicht ein einziger ist angekommen. Und so habe ich ihn nun finden müssen...

Meine liebe Ljussja, ich habe so viel erlebt und gesehen, dass ich mich selber wundern muss, wie meine Seele, mein Herz und mein Gedächtnis damit fertig werden. Mir ist, als sei ich davon bis zum Rand gefüllt... Morgen will ich mich hinsetzen und einen langen Aufsatz schreiben.<sup>1</sup>

Zur gleichen Zeit schrieb er einen ähnlichen Brief an seinen Vater, in dem er berichtete, Juri habe den Orden des Roten Sterns erhalten und sei einen Monat zuvor bei einer Explosion getötet worden.

Er hat niemanden, der ihn beweinen kann – keine Mutter und keine Grossmutter. ... Ich bin in den letzten Tagen viel umhergelaufen und habe eine Menge interessanter Dinge gesehen. Jetzt will ich mich hinsetzen und alles aufschreiben. Es soll etwas Seriöses werden...

Von mir selbst gibt es nichts zu berichten. Ich habe so viele Gedanken und Eindrücke, dass ich gar nicht weiss, womit ich anfangen soll. Wenn wir uns sehen, dann setzen wir uns zusammen. Ich nehme mir den roten Sessel, und dann reden wir miteinander.<sup>2</sup>

Grossman konnte sich nur schwer darauf einstellen, dass nach der so gewaltigen und bedeutsamen Schlacht von Stalingrad der Alltag wieder einziehen, dass man sich nach solch prägenden gemeinsamen Erlebnissen ohne Weiteres voneinander verabschieden sollte.

Ein Kommandeur verlässt sein Regiment. Leere Abschiedsformeln: «Schreib mal.» – «Natürlich.» Alles in Eile. Dabei hat der Mann die ganze Härte der Kämpfe um Stalingrad erlebt.

Er selbst nahm in seinem Artikel «Heute in Stalingrad» für *Krassnaja Swesda* Abschied von diesem Ort.

Die Wintersonne scheint über Massengräbern und selbst errichteten Grabmalen. Die Toten schlafen auf den Hügeln, bei den zerstörten Werkshallen, in Balkas und Schützengräben. Dort, wo sie gekämpft haben, liegen sie nun zur letzten Ruhe gebettet. Diese Gräber neben Gefechtsstellungen und Unterständen, neben Steinmauern mit Schiessscharten, die nie dem Feind überlassen wurden, sind ein grossartiges Denkmal für einfache, mit Blut besiegelte Treue.

Heilige Erde! Wie sehr möchte man diese neue Stadt, die ihren Menschen den Triumph der Freiheit schenkt, die zwischen den Ruinen aufgewachsen ist, für ewig im Gedächtnis behalten! Wie sehr möchte man das alles in sich aufnehmen – diese unterirdischen Behausungen mit den im Sonnenschein rauchenden Abzugsrohren, dieses Netz von Pfaden und neu gebahnten Strassen, die schweren Granatwerfer, deren Rohre zwischen Unterständen und Erdhöhlen aufragen, diese Stadt mit ihren Menschen in Wattejacken, Uniformmänteln und Pelzmützen, die bei Tag und Nacht die Arbeit des Krieges geleistet, die Granaten wie Brotlaibe unter dem Arm getragen, neben dem Mündungsrohr einer schweren Kanone Kartoffeln geschält, die miteinander gestritten, leise gesungen und einander vom Feuergefecht der letzten Nacht berichtet haben. Sie sind so grossartig und zugleich so alltäglich in ihrem Heroismus.<sup>3</sup>

Grossman war überrascht, wie sehr es ihn schmerzte, von Ortenberg aus Stalingrad fort- und an die Südfront geschickt zu werden.

Am Neujahrsabend ziehen wir aus Stalingrad ab. Wir werden an die Südfront verlegt. Wie traurig! Woher kommt dieses Gefühl der Trennung? Das habe ich in diesem Krieg noch nie verspürt.

Ortenberg hatte entschieden, Grossman durch Konstantin Simonow zu ersetzen, dem der Ruhm zufallen sollte, vom endgültigen Sieg zu berichten. Simonow hatte Stalingrad zusammen mit Ortenberg in den

Septembertagen besucht (als sie in Jeremenkos und Chruschtschows Bunker am Westufer eingeschlafen waren und beim Erwachen feststellen mussten, dass das ganze Hauptquartier während der Nacht auf das Ostufer der Wolga verlegt worden war). Grossman aber hatte von allen Korrespondenten der *Krassnaja Swesda* am längsten in der Stadt ausgeharrt. Daher hielt Ilja Ehrenburg diese Entscheidung für unlogisch und ungerecht. «Warum beorderte General Ortenberg Grossman nach Elista und schickte Simonow nach Stalingrad? Warum liess man Grossman den Umschwung in Stalingrad nicht miterleben? Das begreife ich bis heute nicht. Die Monate in Stalingrad und alles, was damit zusammenhing, waren für Grossman äusserst wichtig.»<sup>4</sup>

Unmittelbar vor der Abreise aus Stalingrad schrieb Grossman an seinen Vater.

So, mein Lieber, morgen muss ich von Stalingrad Abschied nehmen. Ich fahre in Richtung Kotelnikowo und Elista. Ich gehe mit einem Gefühl der Trauer von hier fort, als ob ich von einem lieben Menschen Abschied nehme. So viele bedrückende und bedeutsame, zermürbende, aber auch unvergessliche Erlebnisse, Gedanken und Gefühle verbinden sich mit dieser Stadt. Sie ist für mich wie ein Mensch geworden. ... Vater, an der Front laufen die Dinge gut, was meine Stimmung sofort hebt..<sup>5</sup>

Die Südfront verlief durch Kalmückien von den menschenleeren Steppen südlich Stalingrads bis zum Nordkaukasus, wo Feldmarschall von Manstein seine Heeresgruppe A nun in grosser Eile zurücknahm. Eine zweite sowjetische Grosseffensive, die «Operation Kleiner Saturn», die in der zweiten Dezemberhälfte einsetzte, bedrohte die Rückzugslinien der Deutschen am Asowschen Meer. Die überstürzte Flucht gab Grossman die Möglichkeit herauszufinden, wie das Leben unter der deutschen Besatzung gewesen war. Das tat er besonders in Elista, der grössten Stadt der Region, etwa dreihundert Kilometer westlich von Astrachan.

Kalmückien. Steppe. Schnee und gelber Staub, den der Wind auf einer braunen Strasse vor sich hertreibt. Leere Häuser. Stille, die

man nirgendwo sonst findet. Die Strassen sind vermint. «Fahren Sie zuerst.» [Ein Trick der Leute.] «Wir frühstücken erst mal und machen dann eine Rauchpause.» «Und wir müssen bei unserem Panzer Öl nachfüllen!» «Wir schmelzen erst Schnee, denn unser Kühler ist fast leer.» Die Schrecken einer verminten Strasse. Ein Panzerwagen, ein LKW, weiter vorn noch einer – alle von Explosionen zerfetzt. Die toten Soldaten, die die Detonation aus den Fahrzeugen geschleudert hat, Pferde mit heraushängenden Eingeweiden – paarweise nebeneinander, wie sie im Gespann gegangen sind. Noch ein LKW. Minenangst ist wie eine Krankheit.

Ringsum ist es still und leer. Ein Hund mit einem Menschenknochen im Maul läuft vorbei, dahinter ein zweiter, mit eingeklemmtem Schwanz. Aus den Dörfern sind die Männer verschwunden. ... Ein russisches Haus. Die Komsomolzin Bulgakowa lebt hier mit ihrem Baby. Als Einzige im Kreis hat sie ihre Komsomol-Mitgliedskarte aufgehoben. Sie hat sie unter einem Haufen Kisjaks versteckt.<sup>6</sup>

Ein Grammophon, Gemütlichkeit und Angst. In der Gegend treiben sich Banden herum. Ein Mann kehrt aus der Gefangenschaft heim. Ist er ein Spion, oder kann man ihm trauen? Niemand weiss es. Ein Schatten liegt über ihm. Er ist nicht zu durchschauen. Er sagt, er sei viertausend Kilometer zu Fuss gelaufen. Dreimal aus dem Lager geflohen. Er hat sein Leben riskiert und dafür enorme Leiden auf sich genommen. Bei Smolensk nahmen sie ihn das erste Mal gefangen, und jetzt taucht er bei Elista wieder auf. Man kann ihm nicht glauben – und man muss es doch. Eine tragische Gestalt.

Im Dorf gibt es keinen einzigen Hahn. Die Frauen haben sie längst alle geschlachtet, denn der Hahnenschrei verriet den Rumänen, wo die Hühner versteckt waren. Die Steppe – Ebene und welliges Hüggelland, Nebel, Staub, Schnee, Frost, Stille, gefrorener Wermut, Berittene auf den Feldern.

Elista. [Die Deutschen] haben Elista niedergebrannt. Nun ist es wie vor fünfzehn Jahren wieder ein Dorf. Die Stadt gibt es nicht mehr. Kommandant war hier ein Major Ritter.

Grossman sprach mit einer Lehrerin, die ihre Arbeit unter der deutschen Besatzung fortgesetzt hatte. «Mich hat immer das Gefühl gequält, dass es falsch war, für sie zu arbeiten», sagte sie ihm.

Lawrenti Berijas NKWD, der bald darauf nach Kalmückien kam, um Verräter aufzuspüren, hätte kein Erbarmen mit ihr gehabt. Grossman nannte sie in seinem Artikel Klara Franzewna (siehe unten). Allerdings wissen wir nicht, ob das ihr richtiger Name war. Auch die Kalmücken hatten unter den Stalin'schen Säuberungsaktionen gegen die Nationalitäten des Südens zur Kriegszeit schwer zu leiden. Jedoch traf es sie nicht so hart wie die Tschetschenen oder die Krimtataren. Viele Kalmücken haben die Deutschen als Befreier willkommen geheissen und die grüne Uniform der Hilfspolizisten mit Stolz getragen.

Die Schule. Geschichte als Fach war gestrichen, Geographie der UdSSR ersetzt durch eine physische Gesamtansicht Europas als Kontinent (ohne die einzelnen Länder), seine Lage, die zu Europa gehörenden Meere, Inseln, Halbinseln, klimatische Bedingungen, Gebirge und Oberflächengestalt.

Russisch: Ein neues Lehrbuch gab es nicht, das alte wurde angepasst, indem alle Seiten, auf denen von der Politik der UdSSR die Rede war, herausgerissen wurden. Das sollten die Kinder selbst tun. Ein deutscher Offizier erklärte es ihnen. Er hatte einst in Odessa ein Gymnasium besucht und war nun Chemielehrer für die oberen Klassen.

Lesen: Das Lesebuch war verboten («Gorki ist kein Schriftsteller, sondern ein Scharlatan»).<sup>7</sup> Stattdessen wurden ein Buch mit dem Titel «*Was wird später sein?*» und eine Broschüre «Hitler, der Befreier» eingeführt. (Dazu «In den Kellern der GPU» von Albrecht.)<sup>8</sup> Arithmetik: Aus dem Lehrbuch wurden die Aufgaben gestrichen, in denen die Sowjetunion erwähnt ist. [Stattdessen Aufgaben wie:] Sondernso viele sowjetische Flugzeuge wurden abgeschossen. ... Deutsch kam neu in den Lehrplan. Ein Offizier kontrollierte die Schultaschen der Kinder nach nicht herausgerissenen Seiten. Bei ei-

nem Mädchen fand man ein Buch von Lenin. Es gab ein grosses Gebrüll, aber das Mädchen wurde nicht aus der Schule geworfen.

Naturwissenschaften: Das letzte Kapitel des Lehrbuchs über den Ursprung des Menschen wurde verboten.

Pro Woche gab es zwei Stunden Deutschunterricht. Strafen wurden wieder eingeführt: «Sie dürfen die Kinder auch schlagen.»

Singen: Russische Volkslieder wie «Der reife Apfel», «Kinder, geht zur Schule».

Diese Schule war nicht typisch für die besetzten Gebiete. Der Deutsche am Ort handelte auf eigenes Risiko.

«Ein Deutscher hat gefragt: ‚Dürfen sie *.Krieg und Frieden'* lesen?‘<sup>9</sup>

Ich habe geantwortet: ‚Dafür sind sie noch zu jung.‘» Die Bibliothek. Alle Bücher über Politik, dazu Heine und sämtliche Werke sowjetischer Autoren wurden entfernt.

Mischlinge (Halbdeutsche) erhielten Lebensmittelrationen wie Deutsche. Dafür gab es eine Bekanntmachung: «Alle Mischlinge haben sich im eigenen Interesse in der Kommandantur zu melden.» Sie erhielten eine Rassekuh für tausend Rubel, Schokolade, weisses Mehl und Süssigkeiten. Einige Russen wurden ebenfalls zu Mischlingen erklärt.

«Ein Soldat kam und fand heraus, wo der Zucker steht. Er lutschte ein Stück Zucker. Ich wies auf das Baby, da lächelte er und ging. Sie mögen Süsses, ständig lutschen sie Zucker.»<sup>10</sup> Ein Schild am Klosett: «Für Russen Zutritt verboten.»

Die Deutschen in Elista. Im August sind sie in Unterhosen herumgelaufen und [Motorrad]-gefahren.<sup>11</sup>

Grossman hörte von Gräueltaten gegen die jüdische Bevölkerung. Sie waren wahrscheinlich vom SS-Sonderkommando Astrachan verübt worden, das im Oktober 1942 aufgestellt und im Dezember nach dem Zusammenbruch der Front sofort wieder aufgelöst wurde. Ungeachtet seines Namens war es in Elista stationiert.

Der Tod von 93 jüdischen Familien. Den Kindern wurde Gift auf die Lippen geträufelt.



Es ist schwer zu sagen, was Grossman genau mit dem Tod von Kindern meinte. Im Russischen wird mit diesem Begriff eine grosse Spannweite von Säuglingen bis Jugendlichen erfasst. Offenbar wollte er darauf hinweisen, dass die SS ein neues Gift ausprobiert hatte.

Grossman sprach auch mit einer Lehrerin, die von einem deutschen Offizier vergewaltigt worden war.

Eine Lehrerin (deren Namen ich nicht erfragt habe). Nachts versuchte ein Offizier sie zu vergewaltigen, wobei ihm seine Ordonnanz half. Sie hatte ein sechs Monate altes Baby im Arm. Er schoss in den Fussboden, drohte das Baby umzubringen. Die Ordonnanz ging hinaus und verschloss die Tür. Im Nebenzimmer waren sowjetische Kriegsgefangene. Sie schrie und rief um Hilfe, aber dort blieb es totenstill.

Mit den Gesprächen in Elista versuchte Grossman herauszufinden, wie das tägliche Leben unter der deutschen Besatzung abgelaufen war. An eine Veröffentlichung wird er wohl kaum gedacht haben, denn er behandelte hier das Thema der Kollaboration mit dem Feind, das damals absolut tabu war.

Ein alter Lehrer.... Am 5. Juni 1942 sass er im Hof seines Hauses. Die Hunde, die bereits viele Luftangriffe erlebt hatten, klemmten bei den ersten fernen Geräuschen eines deutschen Motors den Schwanz ein und sprangen zusammen mit den Frauen in den Gräben. Die traten mit den Füßen nach ihnen und schrien: «Uns geht es auch ohne euch schlimm genug! Ihr fehlt uns gerade noch mit euren Flöhen! Raus mit euch, die Cholera soll euch holen!» Aber die Hunde kauerten sich flach auf den Boden und blieben, wo sie waren.

Woronenko erklärte, die Deutschen hätten eine 200-Kilo-Bombe abgeworfen, aber die Flak habe fünfhundert Meter danebengeschossen. Grossmutter Michailjuk murmelte vor sich hin: «Wenn nur die Deutschen kämen, damit dieser Albtraum endlich aufhört. Gestern hat so ein Parasit während des Luftalarms einen Topf mit Borschtsch von meinem Ofen geklaut.»

Als Erste brachten die Jungen exakte Informationen von der Strasse: «Ein Einschlag direkt gegenüber Rabinowitschkas Haus. Sabolozkis Ziege hat es erwischt. Grossmutter Miroschenko hat es ein Bein abgerissen. Man hat sie mit einem Fuhrwerk ins Krankenhaus gebracht. Sie ist unterwegs gestorben. Ihre Tochter heult so laut, dass es noch drei Strassen weiter zu hören ist...»

«Am meisten fürchte ich», sagte der Lehrer, «dass das Volk, mit dem ich gelebt habe, das ich liebe und an das ich glaube, auf eine dunkle, hinterhältige Provokation hereinfällt.»

Erst gegen Mittag kamen auf der Hauptstrasse deutsche Motorradfahrer mit «Schiffchen» auf dem Kopf, kurzen Hosen und Turnschuhen vorbei, von oben bis unten braun gebrannt. Jeder trug eine Armbanduhr. Als die alten Frauen sie erblickten, war ihre Entrüstung gross: «Mein Gott, sind die schamlos, nackt auf der Hauptstrasse. So eine Gottlosigkeit!»

Die Motorradfahrer schauten in die Häuser, nahmen den Truthahn des Popen mit, der gerade herausgelaufen war, um im frischen Pferdemit zu scharren, schlangen beim Kirchenvorsteher zweieinhalb Kilo Honig hinunter, tranken einen Eimer Milch und fuhren weiter, nachdem sie angekündigt hatten, der Kommandant werde in zwei Stunden da sein. Am Nachmittag kamen zwei von Jaschkas Freunden, beide Deserteure, zu ihm auf Besuch. Sie tranken sich einen an und sangen im Chor: «Drei Panzersoldaten, drei lustige Freunde». Wenn sie ein deutsches Lied gekannt hätten, hätten sie sicher das gesungen. Der Agronom stakste im Hof umher und fragte die Frauen mit einem hinterhältigen Lächeln: «Wo sind denn alle unsere Juden geblieben? Schon den ganzen Tag ist weder ein Kind noch ein Greis zu sehen, als hätte es sie nie gegeben. Dabei haben sie noch gestern fünf Pud schwere Körbe vom Markt angeschleppt.»

So vergingen die Tage. Der Agronom wurde Blockwart. Jaschka ging zur Polizei, und das hübscheste Mädchen der Stadt spielte im Offizierskasino Klavier und lebte mit dem Adjutanten des Kommandanten zu-

sammen. Die Frauen fuhren auf die Dörfer, um ihre Habseligkeiten gegen Weizen, Kartoffeln oder Hirse einzutauschen. Sie schimpften auf die deutschen Kraftfahrer, die enormes Geld verlangten, wenn sie jemanden mitnehmen sollten. Das Arbeitsamt sandte hunderte Einberufungsbefehle aus. Mädchen und Burschen fanden sich bei den Bahnstationen ein, wo sie mit Rucksäcken und Bündeln in Güterwaggons verladen wurden. In der Stadt öffneten ein deutsches Kino, Bordelle für Soldaten und Offiziere. Auf dem zentralen Platz wurde aus Backsteinen eine grosse Toilette aufgebaut, an der in kyrillischer und italienischer Schrift geschrieben stand: «Nur für Deutsche». In der Schule gab die Lehrerin Klawa Franzewna der ersten Klasse folgende Rechenaufgabe: «Zwei Messerschmitts haben acht Jäger und zwölf Bomber der Roten abgeschossen. Die Flak hat elf Schlachtflieger der Bolschewisten vernichtet. Wie viele rote Flugzeuge sind insgesamt zerstört worden?» Kriegsgefangene wurden durch die Stadt getrieben. Sie wankten dahin, abgerissen und halb verhungert. Frauen steckten ihnen Brotkrumen und gekochte Kartoffeln zu. Die Gefangenen stritten um das Essen, und die Wachmannschaften schlugen auf sie ein, um sie zu disziplinieren.

Jaschka erklärte verschmitzt und rätselhaft: «Bald werden wir viel Platz zum Leben haben. Ich war in Städten und Dörfern, die vollkommen abgerissen sind. Alles sauber abgeräumt... bis zum letzten Würzelchen.»

Grossmutter Weisman machte sich Sorgen um ihre Enkelin. «Dascha», sagte sie [zu ihrer Nachbarin], «ich überlasse Ihnen meinen Ehering. Aus unserem Garten können Sie fünfzehn Pud Kartoffeln ernten, dazu einen Kürbis und rote Rüben. Damit bekommen Sie das Mädchen über den Winter. Ich habe noch einen Stoff für einen Damenmantel, den können Sie für Getreide eintauschen. Sie isst ganz wenig, sie hat schlechten Appetit.»<sup>12</sup>

Am 17. Februar schrieb Grossman seiner Frau, wie sehr er sich nach dem Aufenthalt in der Einöde von Kalmückien danach sehne, wieder in den Brennpunkt der Ereignisse zurückzukehren.

Ich bin nervös und kann meinen Flug kaum erwarten. ... Es passieren grandiose Dinge. Charkow habe ich schon verpasst. Ich wollte dabei sein, als die Stadt erobert wurde. ... Meine Berichte aus Stalingrad haben grossen Erfolg.<sup>13</sup>

Grossman wusste noch nicht, dass Stalin mit dem allzu optimistischen Vorstürmen nach der «Operation Kleiner Saturn» den Fehler vom vergangenen Januar wiederholte, als er angesichts des Erfolgs bei Moskau Weisung zu einer Generaloffensive erteilte. Im Süden hatte es die Rote Armee mit dem ausserordentlich fähigen Feldmarschall von Manstein zu tun, der eine Gegenoffensive zur Rückeroberung Charkows vorbereitete. Grossman erlebte gerade seine eigene Enttäuschung, wie er in einem Brief an seine Frau berichtete.

Wegen dieses Preises bin ich sehr verärgert und gekränkt. Aber soll es so sein, weder die Literaten noch die Leser werden mich deshalb weniger achten. Und auch du gräme dich deshalb bitte nicht. Das ist schon wieder Vergangenheit.<sup>14</sup>

Die Kommission, die den Anwärter für den Stalinpreis 1942 auswählte, hatte einstimmig für «*Dies Volk ist unsterblich*» votiert. Stalin jedoch strich Grossmans Namen wieder. Vielleicht war das Thema, das Desaster von 1941, dem Grossen Führer wegen seiner eigenen verheerenden Fehler unangenehm. Infolge von Stalins Eingreifen erhielt Ilja Ehrenburg den Preis für «*Der Fall von Paris*». Als de Gaulle im Dezember 1944 Moskau besuchte, wies Stalin Ehrenburg an, diesem ein Exemplar zu überreichen, wobei er durchaus seine Hintergedanken hatte.

Ehrenburg selbst scheint sein eigenes Glück und Grossmans Unglück in diesem Winter von Stalingrad unangenehm gewesen zu sein. «Man sagt, es gebe Leute, die unter einem glücklichen Stern geboren werden», schrieb er. «Der Stern aber, unter dem Grossman geboren wurde, war ein Unglücksstern. Man erzählte mir, Stalin habe seinen

Roman ‚*Dies Volk ist unsterblich*‘ aus der Liste der für den Stalinpreis vorgeschlagenen Werke gestrichen.»<sup>15</sup> Grossman tat auch nichts, um sich bei den politischen Kontrolleuren des literarischen Lebens der Sowjetunion beliebt zu machen. Wie Ortenberg notierte, erhielt er im Sommer 1942 «eine Mitteilung von Wassili Grossman. Er bat mich, seinem Freund Andrej Platonow ‚Asyl zu gewähren.<sup>16</sup> Er ist schutzlos und weiss nicht, wohin.’ Das war eine schwierige Aufgabe. Platonow galt damals in unserer Literatur als *persona non grata*. Aber Grossman bekam seinen Willen und Platonow eine Anstellung bei *Krassnaja Swesda*.<sup>17</sup>

## 19.

### *Die Rückeroberung des Vaterlandes*

Stalins Fehleinschätzung, die Deutschen stünden nach der Katastrophe von Stalingrad bereits vor dem Zusammenbruch, führte dazu, dass die Rote Armee überstürzt vorstürmte und dabei schwere Rückschläge hinnehmen musste. Feldmarschall von Manstein hatte einen untrüglichen Sinn für den richtigen Zeitpunkt. Er schlug zu, als die sowjetischen Panzerkolonnen erschöpft waren und ihnen der Treibstoff ausging. Bei Saporoschje musste das 25. Panzerkorps der Roten Armee seine Fahrzeuge im Stich lassen und zu Fuss über die Schneefelder fliehen.

Mansteins Strategie erhielt jedoch Anfang März einen empfindlichen Dämpfer, als General Paul Hauser sein SS-Panzerkorps entgegen Mansteins Plänen in ein Unternehmen führte, das als die dritte Schlacht um Charkow, ein überstürzter und verlustreicher Versuch, die Stadt zurückzuerobern, in die Geschichte eingegangen ist. Nach diesen wechselhaften Kämpfen, bei denen Manstein nur deshalb einem Desaster entging, weil er Hitlers Befehle im Wesentlichen ignorierte, zogen sich beide Seiten in der zweiten Märzhälfte auf Verteidigungspositionen zurück, um sich zu erholen und neu zu organisieren. Heiss umkämpftes Ziel all dieser Aktionen war der Frontbogen von Kursk, ein Stück sowjetischen Gebietes von etwa hundertdreissig Quadratkilometern Grösse, das in die deutsche Front hineinragte. Die Rückeroberung dieses Terrains sollte in den folgenden Monaten für Hitler zur fixen Idee werden, die fatale Folgen für seine Panzerkräfte nach sich zog.

Grossman fand sich nun bei Starobelsk nördlich des Donez in der Ostukraine wieder, wo er sich inzwischen gut auskannte. Ortenberg no-

tierte, wie sich Grossman inzwischen aufs Soldatenleben eingestellt hatte. «Die Monate des Krieges gingen dahin, und Grossman, ein eingefleischter Zivillist, den man wegen gesundheitlicher Probleme nicht einberufen hatte, war mittlerweile im Krieg heimisch geworden. Äusserlich hatte er sich nicht allzu sehr verändert, nur seine Uniformbluse rutschte nicht mehr so hoch wie vorher, und sein Mantel war von Regen und Schnee ein wenig eingelaufen. Obwohl er bereits die Schulterstücke eines Oberstleutnants trug, war in seiner Stimme keinerlei Befehlston zu hören.»<sup>1</sup>

Grossman, nun bei der 3. Gardearmee im nördlichen Donbass, fand die militärische Lage ähnlich wie im Jahr zuvor. In sein Notizbuch schrieb er: «Zeitiger Frühling. An der Front alles ruhig.»

In Starobelsk stiess er auf einen merkwürdigen Widerhall aus der Zeit vor der Revolution.

Ich nahm auf unserem LKW Tochter und Enkel eines Geistlichen



Grossman im Hauptquartier von Swatowo, April 1943.

mit, die mit ihrer gesamten Habe zu ihm fuhren. Fürstlicher Empfang, Abendessen, Wodka. Der Pope berichtet, dass ihn Rotarmisten und Kommandeure häufig aufsuchen, um zu beten und sich bei ihm auszusprechen. Neulich sei ein Major bei ihm gewesen.

Er erzählt von Xenia, der Schwester des Zaren, die in Starobelsk lebt. Sie hat sowjetische Menschen vor den Deutschen geschützt. Angeblich soll sie seinerzeit mit Genehmigung Dzierzynskis vom Ausland eingereist sein, um nach ihrem Sohn zu suchen.<sup>2</sup>

Das ist eindeutig eine Legende. Die Grossfürstin, die an Bord des britischen Kriegsschiffes «Marlborough» in Begleitung anderer Mitglieder der Zarenfamilie von der Krim geflüchtet war, ist nie nach Russland zurückgekehrt. Während des Zweiten Weltkriegs lebte sie auf Schloss Balmoral in Schottland, nicht in Starobelsk.

Wir wollten zum Fischen gehen, wurden jedoch unerwartet von einer Messerschmitt attackiert und beschossen.

Auf einem winzigen Stückchen befreiten ukrainischen Bodens, in einem winzigen Haus der Kleinstadt Starobelsk, hat die ukrainische Regierung ihren Sitz. Gespräch mit Baschan.<sup>3</sup> Klagen über Grossmachtchauvinismus. An seiner Tür steht ein Leibwächter mit jener starren, unbeteiligten Miene, die einen sofort an die Vorkriegszeit erinnert.

Der ukrainische Schriftsteller Lewada, jetzt Kriegsberichterstatter, ist tödlich beleidigt, dass er anstelle eines Ordens nur eine Medaille erhalten hat.<sup>4</sup> Nach der Zeremonie kam er in die Isba zurück, wo er untergebracht war. Die kleine Tochter des Hauses rief, als sie die Medaille sah: «Eine Kopeke!» – «Das ist keine Kopeke, du Dummenchen, das ist ein Abzeichen», korrigierte sie ihr Bruder. Das gab Lewada den Rest.

In Starobelsk hatten die Reste der italienischen 8. Armee gelegen, nachdem diese in der «Operation Kleiner Saturn» während der zweiten Dezemberhälfte am Don zerschlagen wurde.

Über die Italiener sagen die Leute, insbesondere die Frauen, nur Gu-



tes. «Sie spielen und singen: ‚O mia donna! («Abscheu hat nur erregt, dass sie Frösche verspeisten.

Wie quälend und beängstigend ist doch die Stille an der Front! Über den Strassen stehen schon Staubwolken.

Der Staub liess erkennen, dass die Zeit des Regens und der schlammigen Wege vorüber war. Der Boden trug inzwischen wieder Fahrzeuge aller Art. Trotzdem passierte nichts. Grossman interviewte General Below:<sup>5</sup>

«Eine deutsche Division hat einen Frontabschnitt von acht Kilometern Tiefe zu halten. Wenn wir bis zu acht Kilometer durchbrechen, legen wir ein Gebiet mit einer Tiefe von dreissig Kilometern lahm. Wenn wir dreissig Kilometer vorstossen, dann ist ein Bereich von hundert Kilometern Tiefe betroffen. Wenn wir auf hundert Kilometer Tiefe kommen, dann paralysieren wir damit die ganze Front.

Am Don haben wir einen Fehler gemacht. Man hat mir gesagt: ‚Die Männer sind müde.‘ Bei dieser Pause sind mir zwei Stunden verlorengegangen. Die deutschen Flugzeuge konnten uns attackieren und [die Bodentruppen] Reserven heranzuführen. Hätten wir die Pause nicht gemacht, so wären wir durchgebrochen. Man muss kühn handeln. Wenn man sich lange umschaute, wird man zermalmt.

Ein Kommandeur meldet: ‚Bin auf [feindliches] Feuer gestossen, halte, um Lage zu erkunden. So ein Unsinn! Worauf kannst du denn sonst stossen? Mit Äpfeln wird er wohl nicht werfen. Man muss weiter vorrücken und das Feuer [des Feindes] unterdrücken. Je tiefer man vorstösst, desto schwächer wird der Gegner, desto mehr gerät er durcheinander. ... Allerdings kommt in einem Gefecht und in einer ganzen Operation irgendwann der Moment, da man überlegen muss, ob man alle Reserven nach vorn wirft oder, im Gegenteil, innehält. Unsere Kommandeure befehlen am liebsten: ‚Vorwärts, vorwärts!‘

Eine operative Pause muss es geben. Nach etwa fünf Tagen ist die Munition verschossen, bleibt der Nachschub zurück, sind die Solda-

ten so erschöpft, dass sie keine Aufgabe mehr erfüllen können. Sie fallen in den Schnee und schlafen. Ich habe einen Artilleristen erlebt, der zwei Schritte neben einer schießenden Kanone geschlafen hat. Einmal bin ich auf einen schlafenden Soldaten getreten, und der ist davon nicht einmal aufgewacht. Vierundzwanzig Stunden Erholung, selbst acht Stunden sind noch gut. In dieser Zeit kann die Aufklärungskompanie handeln.

Ich hatte einmal eine Kompanie, die schlief so fest, dass die Männer nicht einmal aufwachten, als die Deutschen mit ihren Bajonetten auf sie einstachen. Der Kompaniechef war als Einziger wach und konnte die Deutschen mit seiner Maschinenpistole von den schlafenden Männern wegtreiben. Das zeigt: Man darf die Soldaten nicht überfordern, das bringt nichts.

Man muss sich ein absolut klares, konkretes und nüchternes Bild davon machen, was man beim Gegner erreicht hat, ob er vernichtet ist oder nur etwas zurückgedrängt wurde. Prahle nicht, du hättest den Gegner vernichtet, wenn er nicht zurückweicht. Er kann dir noch ordentlich was auf die Fresse geben.

Ich sehe, dass der Gegner stark und mein Nachschub zurückgeblieben ist. Aber man befiehlt mir: ‚Vorwärts, vorwärts!‘ Das ist der Untergang. So ist es Popow passiert.<sup>6</sup>

Oft kennen wir den Gegner nicht genau, und manchmal führt uns sogar die eigene Aufklärung in die Irre.<sup>7</sup> Wenn man nicht weiss, wo der Gegner steht, was er tut, wie gross seine Reserven sind und wohin er marschieren will, dann kämpft man wie mit verbundenen Augen.

Der Hauptkonflikt mit dem Vorgesetzten: Er hält den Gegner immer für schwächer, als er in Wirklichkeit ist. Ich weiss genau, dass ich fünfzehn Maschinengewehre vor mir habe, die ich ausschalten muss. Und mir wird befohlen: ‚Weiter, vorwärts!‘ Es kann aber auch passieren, dass ein Kommandeur behauptet: ‚Ich habe dreissig Panzer gegen mich!‘ Dabei steht da nur ein einziger. Das erzeugt Misstrauen.

Wir haben junge Kommandeure, die bisher nur vorwärtsgestürmt

sind.<sup>8</sup> Als sie zur Verteidigung übergehen mussten, haben sie nicht begriffen, wie und warum man sich eingraben muss oder wie man das Feuer organisiert. Wir haben aber auch einen Typ Kommandeur, der sich bisher nur verteidigt hat und jeden Angriff fürchtet.

Das Schlechte an Abwehrkämpfen ist, dass die Leute nicht mehr an ihre Kraft glauben und kleinmütig werden. In der Verteidigung schwindet der Glaube an den Sieg und an die eigene Kraft. In der Verteidigung müssen die Truppen körperlich gefordert werden, dann ist auch die Moral auf der Höhe. ... Wir haben uns eingegraben und die Soldaten von Panzern überrollen lassen. Als ich im Schützengraben sass, wollte ich ebenfalls weglaufen, aber das ging nicht. In einem solchen Graben sitzen drei bis vier Mann, der Rest hält sich in Erdhöhlen auf.<sup>9</sup> Sobald der Feind sich rührt, lass ich es klingeln, und alle springen heraus.»

Den «Panzerschreck» zu überwinden, wie die Deutschen dieses Phänomen nannten, war an der Ostfront überlebenswichtig. Bevor General Gurtjew seine sibirischen Truppen über die Wolga schickte, um das Industrieviertel von Stalingrad zu verteidigen, mussten sie am Ostufer Übungsgräben ausheben, hineinspringen und sich von Panzern überrollen lassen. Das wurde «bügeln» genannt. Vor allem hatten die Soldaten zu lernen, dass sie den Graben tief genug anlegen mussten, damit er nicht zusammenbrach und sie es darin aushielten, ohne in Panik zu verfallen. Über derartige Szenen sind viele Geschichten im Umlauf.

Der Graben des Maschinengewehrschützen Turijew wurde von einem feindlichen Panzer angegriffen. Turijew feuerte zuerst auf die Sehschlitze des Fahrzeugs und dann auf die feindliche Infanterie, die unter seinem starken Beschuss in Deckung ging. Als die Panzerbesatzung das bemerkte, manövrierte sie ihr Fahrzeug zurück und stand direkt über Turijews Graben. Der tollkühne Schütze nahm sein Maschinengewehr, kroch unter dem Panzer hervor, warf sich hinter einen Heuschaber und beschoss die Deutschen von dort weiter. Turi-

jew schoss so lange, bis er selbst getroffen und dann von dem Panzer überfahren wurde.

Grossman sprach auch mit Martinjuk, einem der Below unterstellten Kommandeure.

«Ich hätte ihn [Sorkin] einmal beinahe erschossen, als sein Regiment davonlief, er die Kontrolle verlor und nichts unternahm. Im Dezember ging bei Sorkin eine Veränderung vor sich. Jetzt nennen sie ihn nur noch den ‚Professor‘. Er sitzt über Karten und denkt nach, während die deutschen Panzer näherkommen. Seit wir wieder vorwärtsgehen, sind die Soldaten der mittleren Befehlsebene die am meisten Beförderten [frühere Soldaten und Unteroffiziere].

Es gibt die Tendenz, dass der Kommandeur sich von der politischen Arbeit fernhält. Zugleich neigt der stellvertretende Kommandeur [der Kommissar] dazu, sich nur mit politischer Arbeit zu befassen.»

Das war eine recht euphemistische Beschreibung der Lage nach Stalins Dekret Nr. 307 vom 9. Oktober 1942, mit dem das Prinzip der Einzelleitung wiederhergestellt und die Aufgabe der Kommissare auf Beratung und «Erziehung» eingeschränkt wurde. Letztere waren erschüttert, als sie bemerkten, wie sehr die Offiziere der Roten Armee sie häufig ablehnten und verachteten. So beklagte sich zum Beispiel die Politische Abteilung der Stalingrader Front bitter bei Alexander Schtscherbakow, dem Chef der Politischen Hauptverwaltung der Roten Armee, über die «absolut unkorrekte Haltung», die inzwischen unter den Kommandeuren gang und gäbe war.

«Es fehlt an Liebe und Sorge für die Rotarmisten. Andererseits stellen unsere Kommandeure keine hohen Anforderungen. (Das kommt von nicht ausreichender Bildung.) Warum haben die Rotarmisten Leutnant Kusnezow gemocht? Weil er sich um sie gekümmert, mit ihnen gelebt hat. Sie sind mit guten und schlechten Nachrichten von zu Hause zu ihm gekommen. Er hat die Männer gefördert und über sie an die Zeitung geschrieben. Nachlässige hat er bestraft. Auch nicht das ge-

ringste Versäumnis liess er durchgehen: Ob ein Knopf fehlte oder einer auf dem Erkundungsgang gehustet hatte. Er kümmerte sich um alles – ob einer Patronen hatte und seine Fusslappen trocken waren. Oft verlieren wir Menschen und erfüllen einen Auftrag nicht, weil wir nicht genug an solche Dinge denken.

Ein Kommandeur, der einmal selber Rotarmist war, ist gut auf seinem Posten und kümmert sich um seine Leute. Truppenoffiziere sind, was ihren Alltag betrifft, in der Regel sauber. Ordonnanzen und Adjutanten von Regiments- und Bataillonskommandeuren, Versorgungsoffiziere von Regimentern und Bataillonen – unter ihnen kommen die meisten Verfehlungen im Alltag vor.

Die Form eines Befehls ist wichtig: ‚Wenn du Muttersöhnchen nicht vorstürmst, erschiess ich dich!‘ Das ist Willkür, überzeugt niemanden, ist im Grunde genommen Schwäche. Solche Fälle suchen wir auszumerzen. Sie kommen jetzt immer weniger vor. Aber wir müssen das Problem im Auge behalten.

Was die nationale Frage betrifft, so ist die Lage durchaus in Ordnung. Einzelne Verfehlungen gibt es, aber das sind Ausnahmen.»<sup>10</sup>

Hinsichtlich der nationalen Frage war dies, gelinde ausgedrückt, eine optimistische Einschätzung. Die zuweilen überhebliche Haltung gegenüber ethnischen Minderheiten in der Roten Armee, besonders solchen aus Mittelasien, verliehen dem grossen Wort von der «Brüderlichkeit unter den Sowjetvölkern» einen hohlen Klang. Zwar gibt es keine Zahlen, aber Fahnenflucht und Selbstverstümmelung scheinen bei Soldaten aus Mittelasien weit über dem Durchschnitt gelegen zu haben. Als einzige Lösung empfahl die Politische Hauptverwaltung: «Den Soldaten und Offizieren nichtrussischer Nationalitäten muss das edle Ziel der Völker der UdSSR nahegebracht, die Bedeutung ihres Fahneneides und das Gesetz, das Vaterlandsverrat bestraft, erläutert werden.»<sup>11</sup>

Die Masse derer, die von den besetzten Gebieten zu uns überläuft, glaubt an die Stärke der Roten Armee. Dies sind nüchterne und für uns nützliche Zeugen des Besatzungsregimes.»

Als die Deutschen ihren Rückzug antraten, wurden immer mehr Versprengte und Zivilisten aus den besetzten Gebieten in die Rote Armee eingegliedert. Sie waren in der Tat für die Propagandaversammlungen der Politoffiziere von Nutzen, denn sie riefen zur Vergeltung an den Schändern des Vaterlandes auf. Aber viele wurden auch von NKWD oder SMERSCH als Deserteure oder potenzielle Verräter verhaftet.

Eine Versammlung von Scharfschützen im Stab des Korps.

Solodkich: «Ich bin eigentlich Kolchosbauer aus Woroschilowgrad, doch nun stattdessen Scharfschütze.»

Belugin: «Ich komme aus dem besetzten Gebiet. Ich habe nichts getaugt, aber jetzt verdiene ich mir mein Brot bei der Verteidigung. Ich bin Beobachtungsposten. Strischik sagt zu mir: ‚Red bloss keinen Unsinn.‘ Der Regimentskommandeur, ein kluger Mann, sagt: ‚Fang mir eine Zunge<sup>12</sup>, sonst kann ich mich bei der Division nicht sehen lassens ... Wenn ich allein hundert Deutsche gegen mich hätte, würde ich trotzdem kämpfen, denn sie töten dich sowieso. Ich habe zehn Monate lang in der Gefangenschaft geschmachtet, bin bei voller Fahrt aus dem Zug gesprungen, um wieder zu meinen Leuten zu kommen. Meinen Sohn haben sie umgebracht, nur weil er Wladimir Iljitsch hiess.»<sup>13</sup> Chalikow: «Ich habe siebenundsechzig Menschen getötet. Als ich an die Front kam, konnte ich kein Wort Russisch. Mein Freund Burow brachte mir Russisch bei und ich ihm Usbekisch. Einmal fand sich keiner, der das Maschinengewehrnest vernichten wollte. Ich sagte: Ich schalte es aus. [Dabei musste ich feststellen], dass ich zwölf Mann gegen mich hatte, alles reinblütige Deutsche. Ich habe mich gut getarnt, mein Herz hat gut gearbeitet, und so habe ich alle zwölf umgelegt. Ich lasse mir immer Zeit. Wenn mein Herz rast wie ein Ventilator, schiesse ich nicht. Wenn ich mein Herz unter Kontrolle habe, schiesse ich. Wenn wir schlecht schiessen, trifft er mich. Einem Offizier habe ich das Fernglas abgenommen und mir umgehängt. Dem Politoffizier gemeldet: ‚Ihren Befehl ausgeführt, Geschenk mitgebracht.‘» Bulatow: «Ich liebe die Jagd auf Birkhühner, träume Tag und Nacht davon.» (De Korpskomman-

deur hat Bulatow sein Scharfschützengewehr geschenkt. Dem bricht der Schweiß aus, und er flucht vor sich hin.)

Iwanow, Dmitri Jakowlewitsch, aus Jaroslawl: «Ich war achtzehn Tage eingekesselt. Fünf Tage hatten wir nichts zu essen, drei Tage nichts zu trinken. Wir sind über den Don geschwommen und haben unsere Leute wiedergefunden. Sie haben uns auf Erkundung ausgeschickt.» (Er zwinkert dem Korpskommandeur zu und lacht.)

Romanow (klein von Wuchs, aber mit grossem Mund): «Ich habe hundertfünfunddreissig getötet. Mal bitte Licht hier auf den Tisch, dann erzähl ich euch, wie es war.»

50. Gardeschützendivision<sup>14</sup>: Gespräch mit Soldaten über die Verteidigung. «[Die Kommandeure befahlen:] ‚Fertig machen zum Angriff !‘ Und wir wollten hier gerade Tabak pflanzen.» Rotarmist Ostapenko, Dmitri Jakowlewitsch: «Ich bin im Kaukasus in Gefangenschaft geraten und von dort geflohen. Ich bin zu Fuss bis in mein Dorf bei Woroschilowgrad gegangen und habe meinen Vater aufgesucht. Überrascht las ich in der Zeitung, dass ich für die Bekämpfung deutscher Panzer posthum als Held der Sowjetunion ausgezeichnet wurde. Die Nachricht hat mich nicht umgehauen. Held hin, Held her, ich werde weiter Panzer bekämpfen. Aber mein Vater war sofort danach zum Regimentskommandeur gelaufen: ‚Ihre Genossen haben unglücklicherweise meine Gerste mitgehen lassens [Regimentskommandeur] Petuchow darauf zu ihm: ‚Ich bitte dich, sag niemandem, dass wir deine Gerste genommen haben! Du bekommst von mir zehn Fuhren Gerste zurück!‘»

Eine Versammlung von Rotarmisten im Regiment. Thema: «Die Rote Armee – eine Armee von Rächern». Rotarmist Prochin berichtete, wie auf dem Bahnhof Millerowo russische Mädchen zwangsweise nach Deutschland abtransportiert wurden. Sie schrien noch aus den verriegelten Güterwagen: «Mama, Mama, rette mich!»<sup>15</sup> Da kamen den Soldaten die Tränen. «Diese Hitler-Leute müssen von der Erde getilgt werden.»

Grossman besuchte Krasnodon, eine grosse Bergarbeiterstadt im Donezbecken, im östlichsten Teil der Ukraine.

Die Arbeitsbedingungen der Bergarbeiter unter den Deutschen. Wer unter Tage arbeitete, erhielt sechshundert Gramm, über Tage dreihundert Gramm Brotersatz. Wer einen Tag nicht zur Arbeit erschien, kam ins KZ. «Bei den Deutschen gab es eine Kantine. Durch die Suppe hätte man bis nach Berlin schauen können, kein Fettäuglein zu sehen. Bei der Arbeit wurden wir mit der Peitsche geschlagen.»

Einer der Bergarbeiter, mit denen Grossman sprach, berichtete: «Als die Deutschen in die Stadt einfuhren, kamen wir gerade aus dem Schacht. Ich bin nach Hause gelaufen, habe einen Kanten Brot eingesteckt und bin weggegangen. Wer konnte da noch an die Familie denken? Was uns Sorgen macht, ist unser Schacht. Wenn mit dem Schacht alles in Ordnung ist, geht es auch uns gut.»

Eine Frau erzählte Grossman:

«Bei mir war ein Deutscher einquartiert. Als er einen Brief bekam, brach er in Tränen aus. Seine Frau und seine Kinder hatte eine Bombe getroffen. Ein anderer nahm die Harmonika und spielte das Lied ‚Wolga, Wolga, liebe Mutter‘.

Dann sind acht Soldaten gekommen. ‚Zieht euch aus und wascht euch‘, habe ich gesagt und ihnen meine ganze Wäsche gegeben. Sie haben geantwortet: ‚Du nimmst uns auf wie die eigene Muttern‘»

Grossman fuhr weiter nach Woroschilowgrad, heute Lugansk, das über hundert Kilometer in nordwestlicher Richtung liegt.

Zugführer Wassilenko ist gefallen. Das Parteikomitee nahm auf dem Marsch ins Gefecht Parteimitglieder auf. Wassilenko war während des Gefechts in seiner Batterie in der Nähe von Stolskoje in die Partei eingetreten.



Grossman war beeindruckt, wie sich in den wenigen Monaten seit dem Sieg bei Stalingrad die Moral verändert hatte. Ein Artillerieoffizier berichtete ihm von seinen Erlebnissen:

«Der Feind griff zwei-, dreimal täglich mit Gruppen von zehn bis fünfzehn Panzern an. Wir gingen zur Rundumverteidigung über. Wir hatten zwanzig Kanonen. Wir waren ruhig und guter Stimmung.» (Man stelle sich vor, das hätte sich 1941 abgespielt.)

Die Batterien liegen jetzt ständig im Schnee. Hier ist kein Wald, und wir haben keine Zeit, Unterstände zu graben. Frost und Wind ohne Ende. Aber meine Leute wollen nur eins: Angreifen.»

Die Gefallenen. Unter ihnen Fernmelder Tupizin. Er zog stets die Leitung zum vordersten Befehlsstand, der mit der Infanterie vorrückte. In einer Hand hatte er die Kabelrolle, in der anderen eine Handgranate. Er sagte immer: «Ich bin zwar schon alt, aber meine Beine tragen mich noch bis Woroschilowgrad.» Er hat es nicht mehr erreicht.

Vormarsch im Schlamm – Vorzüge und Nachteile. Die Deutschen schreiben: «Die Russen haben nicht angegriffen, weil gutes Wetter war.»<sup>16</sup> Das ist nicht wahr! Beiden Seiten fällt ein Weiterkommen in diesem Schlamm schwer.

Die Deutschen sind allerdings schlechter auf körperliche Härte eingestellt, wenn der Mensch der Natur «nackt und bloss» ausgesetzt ist. Der Russe ist damit aufgewachsen, aber auch ihm fällt der Sieg nicht in den Schoss. Die Deutschen dagegen sind an leichte Siege mithilfe der Technik gewöhnt und geben auf, wenn die Natur nicht mitspielt. General Schlamm und General Frost nützen den Russen. (Aber nur der Starke ist in der Lage, sich die Natur dienstbar zu machen, der Schwache ist ihr hilflos ausgeliefert.)

Grossman war einerseits frustriert darüber, dass im Donbass nichts passierte, andererseits aber auch, dass sein Chefredakteur ihm keine freie Zeit zum Schreiben gewähren wollte. Darüber beklagte er sich in einem Brief an seinen Vater vom 20. März 1943.

Sie versprechen mir immerzu, dass ich Urlaub erhalte, um an meiner Erzählung zu arbeiten. Aber das sind nur Worte, die ich schon seit drei Monaten zu hören bekomme. Gesundheitlich geht es mir gut. Eine Zeit lang hatte ich Probleme mit dem Herzen, aber jetzt ist wieder alles in Ordnung.

Mama erscheint mir im Traum. Auf dieser Reise habe ich sie einmal eine Nacht lang wie lebendig gesehen. Danach bin ich den ganzen Tag in merkwürdiger Stimmung gewesen. Nein, ich glaube nicht, dass sie noch am Leben ist. Ich komme jetzt viel in den von den Deutschen befreiten Gebieten herum und sehe, was diese Ungeheuer Alten und Kindern angetan haben. Und Mama ist Jüdin. Es drängt mich immer mehr, die Feder gegen das Gewehr eintauschen.<sup>17</sup>

Erneut schrieb er an Ortenberg.

Genosse Chefredakteur... Unter den gegebenen Umständen halte ich meinen weiteren Verbleib im Frontabschnitt Bukowski für nutzlos und überflüssig. Daher bitte ich Sie, mich zurückzubeordern.

Dieses Ansinnen bekam Grossman gar nicht gut. Im April wurde er auf eine neue Mission geschickt, die ihm sehr gegen den Strich ging, wie er seinem Vater berichtete.

Wie ich vermutet habe, ist diese Reise völlig sinnlos. Es tut sich nichts, die Wege sind unpassierbar, der Fluss ist über die Ufer getreten, weshalb man nirgendwohin kommt. Ich bin noch nicht wieder imstande, etwas für die Zeitung zu schreiben. Nach Stalingrad fällt es mir schwer, an alltägliche Dinge zu denken.

Bring deinen Brief Hauptmann Tichomirow von *Krassnaja Swesda* und bitte ihn, dass er ihn jemandem mitgibt oder, noch besser, mit der vertraulichen Post mitschickt.<sup>18</sup>

## 20.

### *Die Schlacht um Kursk*

Am 1. Mai 1943 suchte Grossman mit grossen Erwartungen noch einmal jene auf, die er in Tschuikows Armee so gut kennengelernt hatte. Ihre Einheiten wurden jetzt als Teil der Steppenfront hinter dem Kursker Bogen in Reserve gehalten. Die Begegnung sollte jedoch zu einem Schock für ihn werden.

Ich bin wieder bei der 62. Armee von Stalingrad. Sie liegt jetzt zwischen Gärten, die zu blühen anfangen, an einem wunderbaren Ort mit Veilchen und frischem Gras. Es ist still, und die Lerchen singen. Unterwegs war ich sehr aufgeregt. Ich möchte unbedingt die Menschen wiedersehen, mit denen ich so viel erlebt habe.

Das Wiedersehen. Mittagessen bei Tschuikow auf der Terrasse eines Landhauses. Ein Garten. Tschuikow, Krylow und Wassiljew – zwei Obersten, Mitglieder des Militärrats.

Sie empfangen mich kalt, aber innerlich kochen sie. Unzufriedenheit, Ehrgeiz, nicht genug Auszeichnungen, Hass auf alle, die damit grosszügiger bedacht wurden, Hass auf die Presse. Als das Gespräch auf den Film «Stalingrad» kommt, beginnen sie zu fluchen.<sup>1</sup> Grosse Männer, die einen deprimierenden, unguuten Eindruck hinterlassen. Kein Wort über die Gefallenen, über ein Denkmal, über die Ehrung derer, die nicht zurückgekehrt sind. Jeder redet nur von sich und seinen Verdiensten.

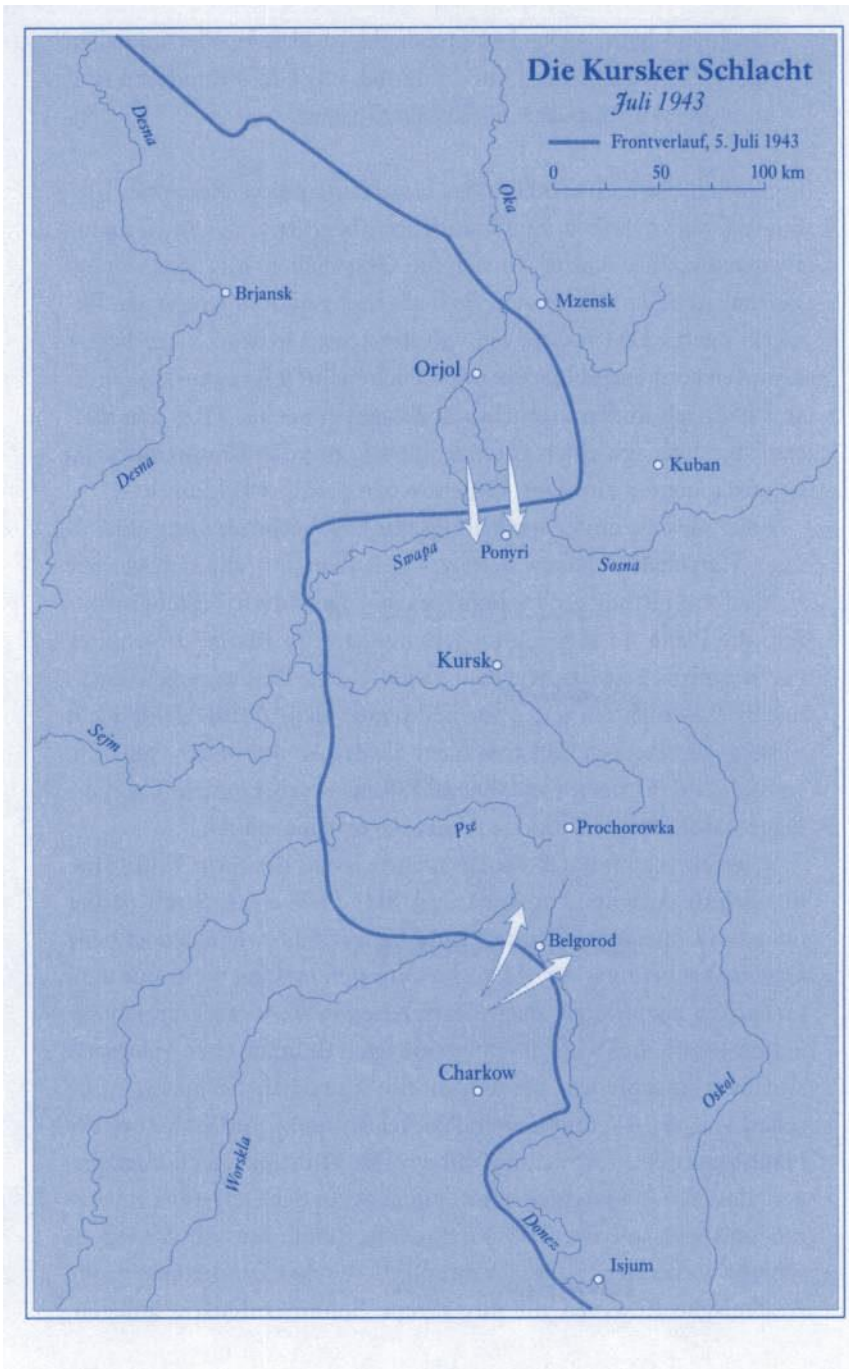
Am nächsten Morgen bei Gurtjew das gleiche Bild. Von Bescheidenheit keine Spur. «Ich habe das getan, ich habe..., ich, ich, ich...» Über andere Kommandeure höre ich respektlosen Tratsch: «Mir ist zu Ohren gekommen, dass Rodimzew das und das gesagt hat...»

Der Hauptgedanke ist klar: Verdienste haben nur wir, die 62. Armee, und in der 62. nur ich, die anderen sind uninteressant. Eitelkeit, nichts als Eitelkeit.<sup>2</sup>

Eigentlich hätte Grossmann das erwarten können. Bereits in Stalingrad war er hohen Kommandeuren begegnet, denen es nichts ausmachte, ihre Untergebenen in Gesprächen mit ihm, einem Journalisten, herabzusetzen. So hatte insbesondere Jeremenko Bemerkungen fallen lassen wie: «Rodimzew's Division hätte besser kämpfen können»; «Gurtjew musste ich mehrfach rügen»; «Tschuikow habe ich in den Tunnel [von Zariza] gesteckt»; «Von den Rotarmisten habe ich einen guten Eindruck, mit den Kommandeuren ist es schlechter, zu wenig Willen wegen geringer Bildung.»<sup>3</sup>

Einer der Gründe, weshalb Tschuikow verbittert war und so über Marschall Schukow herzog – eine Aversion, die sich vor der Schlacht um Berlin erneut Bahn brach –, kann darin bestehen, dass ihm die Pläne für «Operation Uranus» erst im letzten Augenblick zur Kenntnis gegeben wurden. Er muss den Eindruck gewonnen haben, dass man ihn und seine 62. Armee nicht als die Helden von Stalingrad, sondern als kaum mehr als den Köder in der Falle sah, während die Armeen von General Rokossowskis Donfront nun die Jäger waren, die den Tiger zur Strecke bringen sollten.<sup>4</sup>

Allerdings konnte Grossman nicht wissen, dass sein Frust über mangelnde Aktivität im April und Mai 1943 einen Streit in der obersten Führung als Hintergrund hatte. Stalin wollte sofort neue Offensiven veranlassen. Er vermochte sich einfach nicht mit dem Gedanken abzufinden, dass dieser Krieg in weiteren Etappen ablaufen werde und nicht in einem einzigen dramatischen Vorwärtstürmen entschieden werden könne. Marschall Schukow, Marschall Wasilewski und General Alexej Antonow, der Stabschef des Hauptquartiers, vermochten ihn nur mit Mühe davon zu überzeugen, dass die Rote Armee besser zunächst in der Defensive verharren und sich auf die Abwehr des erwarteten deutschen Gegenschlags vorbereiten sollte. Während dieser Zeit könnten sie grosse strategische Reserven für ihre eigene Sommeroffensive anlegen, die un-



mittelbar darauf erfolgen sollte. Etwas Derartiges hatte die Rote Armee noch nie versucht. Auf einer entscheidenden Sitzung im Kreml am 12. April hatte Stalin die Argumente der Militärs nur sehr widerwillig akzeptiert.

Das «Unternehmen Zitadelle», die grosse Sommeroffensive der Deutschen, brachte wahrscheinlich von allen Offensiven in diesem Krieg den geringsten Überraschungseffekt. Der Angriffsplan konnte nur darin bestehen, dass deutsche Panzerspitzen von Norden und Süden in den Kursker Bogen hineinzustossen suchten. Hitler stellte dafür 50 Divisionen bereit, von denen 19 mit insgesamt 2'700 Panzern und Sturmgeschützen ausgerüstet waren. Die ganze Operation wurde von über 2'600 Flugzeugen aus der Luft unterstützt.

Einzelheiten der Vorbereitungen der Deutschen und die zunehmende Verspätung, mit der die Operation anlief, wurden der Sowjetunion in einer verfremdeten Version entschlüsselter deutscher «Enigma»-Nachrichten durch die britische Operation «Ultra Secret» übergeben. Informationen darüber kamen auch aus vielen anderen Quellen wie der Luftaufklärung und den Partisanengruppen, die im von den Deutschen besetzten Hinterland agierten. So war das sowjetische Hauptquartier in der Lage, über eine Million Mann (eine Überlegenheit von zwei zu eins) für die Verteidigung des Gebiets bereitzustellen und die stärksten Verteidigungsstellungen zu errichten, die es jemals an der Ostfront gegeben hatte. Ausserdem wurde eine Reserve von einer halben Million Mann, die bereits erwähnte «Steppenfront», zusammengezogen und im Hinterland für einen Gegenangriff bereitgehalten.

Hitler war dagegen überzeugt, dass die noch einmal verbesserten Panzer vom Typ Mark VI, «Tiger», unschlagbar seien. Die Kursker Schlacht sollte als der grösste Zusammenstoss von Panzerarmeen in die Weltgeschichte eingehen. Das lenkt allerdings von der Bedeutung ab, die anderen Waffengattungen zukam. Sowjetische Pioniere legten riesige Minenfelder, die Artillerie der Roten Armee, insbesondere die hunderte Batterien von Panzerabwehrkanonen, spielten eine wesentliche Rolle, ebenso die zum Bodenkampf eingesetzten «Schturmowik»-



Einwohner von Stalingrad kehren in die zerstörte Stadt zurück.

Flugzeuge, die die deutschen Panzer mit ihren Bordkanonen und panzerbrechenden Bomben attackierten.

Grossman, der die Front unmittelbar vor Beginn der Kämpfe erreichte, interviewte zunächst Offiziere der Aufklärung im Hauptquartier der von Marschall Rokossowski geführten Zentralfront. In seinen später angefertigten Notizen bemerkte er vor allem, mit welcher Hartnäckigkeit die Deutschen gegen so massiv befestigte Frontabschnitte wie die Nordflanke des Kursker Bogens anrannten. Diese Angriffslinie südlich von Orjol, die schwächere der beiden grossen Hauptstossrichtungen der Deutschen, hiess in der Roten Armee nur die «Orjoler Achse».

Ein gigantischer Druck band die Deutschen an die Orjoler Achse, obwohl ihre Flieger von der Stärke unserer Verteidigung berichtet hatten. (Keinerlei Entscheidungsfreiheit. Masse überwiegt Vernunft.)

Die übliche deutsche Unterschätzung des Gegners, seiner Stärke. Grundlage sind die Erfolge vom vergangenen Jahr.

Vorurteile sind gefährlich, wenn man bedenkt, wie widersprüchlich Tatsachen sein können. Eine gewaltige Rolle bei der Entschlüsse-

lung spielt die Konzentration der Luftwaffe des Gegners.<sup>5</sup> Das Eintreffen von Generälen und Feldmarschällen wird angekündigt.

In der Nacht zum 5. Juli wurde ein Pionier gefangen genommen, der den Beginn des Angriffs verriet und berichtete, sie hätten Befehl erhalten, in dieser Nacht die Minenfelder zu räumen. Aufgrund dieser Aussage konnten wir im Morgengrauen des 5. Juli eine zweistündige Artilleriegegenevorbereitung durchführen.

In der Regel sind Stabsoffiziere etwas aufgeblasen und betrachten die Aufklärer von oben herab.

In Staub und Rauch, im Strom Tausender Fahrzeuge rollen wir ins Dorf Kuban hinein.<sup>6</sup> Wie soll man in diesem schrecklichen Durcheinander Bekannte finden? Plötzlich erblicke ich unter einem Schutzdach einen Personenwagen mit nagelneuen Reifen. Ich erkläre prophetisch: «Dieser Wagen mit den unwahrscheinlichen Reifen gehört entweder dem Frontbefehlshaber Rokossowski oder dem TASS-Korrespondenten Major Lipawski.» Wir treten in das Bauernhaus: Am Tisch sitzt ein Soldat und isst Borschtsch. «Wer ist hier untergebracht?» Der Soldat antwortet: «Major Lipawski, TASS-Korrespondent.» Alle schauen mich an. So muss sich Newton gefühlt haben, als er das Gesetz der Schwerkraft entdeckte.

Grossman fuhr nach Ponyri, um Panzerjäger zu interviewen, die vor allem dazu beigetragen hatten, dem Vormarsch der Deutschen das Rückgrat zu brechen. Die Bahnstation Ponyri lag etwa hundert Kilometer nördlich von Kursk. Am 6. Juli, dem zweiten Tag der Schlacht, startete Rokossowski hier mit der 2. Panzerarmee den ersten verzweifelten Gegenangriff. In weniger als einer Woche brachte seine Zentralfront den Vorstoss der 9. Armee der Deutschen zum Stehen.

Fahrt nach Ponyri. Das Regiment von Schewernoschuk. Die Männer berichten davon, wie sie mit 45-Millimeter-Kanonen auf T-6-*[«Tiger»-]Panzer* geschossen haben.<sup>7</sup> Die Granaten trafen exakt, sprangen aber von der Panzerung ab wie Erbsen von einer Wand. Es sol-





Knorring und Grossman in ihrem Jeep vor der Kursker Schlacht, Juli 1943.

len Fälle vorgekommen sein, da die Artilleristen darüber fast den Verstand verloren.

Nach seinen Besuchen im nördlichen Sektor fuhr Grossman zum wichtigeren südlichen Frontabschnitt, wo die 4. Panzerarmee der Deutschen unter dem Befehl von General Hoth ebenfalls am 5. Juli zum Angriff vorgegangen war. Hier kämpfte die Elite der deutschen Verbände, darunter die Panzergrenadierdivision «Grossdeutschland» und das II. SS-Panzerkorps mit den drei SS-Divisionen «Leibstandarte Adolf Hitler», «Totenkopf» und «Das Reich». Hoth setzte die «Tiger»-Formationen als Rammbock ein und konnte so bis in die dritte russische Verteidigungslinie einbrechen. Dann aber traf ihn die Konterattacke von Katukows 1. Panzerarmee. Der Höhepunkt der Schlacht war nach einer Woche von Gefechten erreicht, als starke Verbände des II. SS-Panzerkorps zum Eisenbahnknotenpunkt Prochorowka durchbrachen. General Watutin, der in diesem Abschnitt die Woronescher Front kommandierte, beriet sich sofort mit Marschall Schukow. Der stimmte zu, mit fünf Armeen, von denen er zwei der in Reserve stehenden Steppenfront

entnahm, zum Gegenschlag auszuholen. Am 12. Juli rollte die 5. Gardepanzerarmee, die bei der Einkesselung der deutschen 6. Armee bei Stalingrad im November 1942 die Hauptrolle gespielt hatte, zum Angriff vor.

Die «Tiger» mit den stärkeren 88-Millimeter-Kanonen zwangen die sowjetischen Panzerfahrer zu fast selbstmörderischen Jagden über offenes Feld, um näher an den Feind heranzukommen, bevor er sie ausschalten konnte. Einige fuhren regelrecht auf den Gegner auf. Bei Prochorowka forderte ein Gefecht, an dem mehr als 1'200 Panzer beteiligt waren, von den sowjetischen Panzertruppen Verluste von über fünfzig Prozent. Aber die letzte grosse Aktion der Panzerwaffe der Wehrmacht war gescheitert. Das Schlachtfeld war übersät mit ausgebrannten Panzern aller Typen. Beobachter meinten, es hätte ausgesehen wie auf einem Elefantenfriedhof. Während der nächsten sechs Tage waren die verbliebenen deutschen Truppen gezwungen, sich kämpfend zurückzuziehen. Die Landung der Engländer und Amerikaner auf Sizilien zwang Hitler, wichtige Verbände aus dieser Schlacht zu nehmen und nach Westen zu werfen, um der neuen Bedrohung aus Südeuropa zu begegnen. Möglicherweise brauchte er aber auch nur einen Vorwand, um diese verheerende Schlacht zu beenden, in der die Wehrmacht eine entscheidende Niederlage hinnehmen musste. Die Rote Armee dagegen demonstrierte, dass sie dank des gestiegenen professionellen Niveaus ihrer Kommandeure, der Moral der Soldaten und des wirksameren Einsatzes der Technik dramatische Fortschritte gemacht hatte.<sup>8</sup>

Grossman war bei einer Panzerjägerbrigade gewesen, die den entscheidenden Frontabschnitt in der Schlacht gesichert hatte. Dazu schrieb Ortenberg später: «Die Brigade musste die Deutschen aufhalten, die versuchten, auf der Chaussee Belgorod – Kursk von Süden nach Norden bis Belgorod durchzukommen. Wassili Grossman hat das Schlachtfeld mit eigenen Augen gesehen. Er sah die zerstörte Technik des Gegners, unsere verbrannten oder zerschossenen Panzer und Selbstfahrlafetten. Er erlebte auch, wie unsere Truppen zunächst zurückwichen und dann vorstürmten.»<sup>9</sup>

Die Belgoroder Achse. Eine Panzerjägerbrigade. Kommandeur ist Nikifor Dmitrijewitsch Tschewola. «Ich mag keine Stabsarbeit. Ich habe gefleht, mich damit zu verschonen. Während des Gefechts lasse ich sie sowieso im Stich.» Tschewola hat vier Brüder. Alexander, der Artillerist, ist gefallen. Michail ist Kommandeur eines Regiments schwerer Artillerie. Wassili hat Philosophie gelehrt und ist jetzt mit politischer Arbeit befasst. Pawel ist Kommandeur eines Maschinengewehrbataillons. Seine Schwester Matrjona war vor dem Krieg Lehrerin und ging dann zur Armee. Nach einer schweren Verwundung wurde sie entlassen. Seine Nichte ist auf einer Fliegerschule.

«Die [deutsche] Luftwaffe bombardiert uns, überall Rauch und Feuer, aber meine Männer sind wie von Sinnen. Sie feuern weiter und achten überhaupt nicht darauf, was um sie herum geschieht. Ich selbst bin siebenmal verwundet worden. [Deutsche] Panzer trieben einen Keil in unsere Front, und die Infanterie wankte. Ständiges Dröhnen, die Erde zitterte, um uns herum Flammen, und wir schrien. Verbindung über Funk. Die Deutschen suchten uns auszutricksen und heulten über Funk: ‚Hier Nekrassow, hier Nekrassows Ich brüllte zurück: ‚Blödsinn, du bist nicht Nekrassow, verschwinde!‘ Mit dem Geheule suchten sie unsere Stimmen zu blockieren. Messerschmitts flogen über unsere Köpfe hinweg. Obersergeant Urbisupow hat mit seiner Maschinenpistole eine Messerschmitt abgeschossen, die im Tiefflug auf ihn zuraste. Wenn sie Schützengräben beschossen, tun sie das erst längs und dann quer, damit ihnen nur ja keine Biegung entgeht. Fünf Nächte lang haben wir nicht geschlafen. Je grösser die Stille, desto gespannter ist die Lage. Man ist ruhiger, wenn das Gefecht läuft. Dann kann man sogar schläfrig werden. Gekostet haben wir, wann wir gerade konnten, und dann immer sehr hastig. Das Essen wurde sofort schwarz vom Staub, besonders der Speck. Als man uns aus der Schusslinie nahm, wankten wir in eine Scheune und fielen augenblicklich in tiefen Schlaf.» Der Kommandeur des 1. Regiments, Nikolai Jefimowitsch Plyssjuk: «Vor unseren Geschützen keine Infanterie. Da sind nur noch wir und

der Tod. Am letzten Tag der Schlacht hatten wir noch einen einzigen Willys [Jeep]. Am liebsten würde ich ihm den goldenen Stern [des Helden der Sowjetunion] verleihen, denn er hat das ganze Regiment gerettet. Und die Männer haben eine Kanone zu Fuss sechs Kilometer weit gezogen, obwohl sie alle verletzt und voller Verbände waren.»

Richtschütze Trofim Karpowitsch Teplenko: «Das ist mein erstes Gefecht gewesen. In der Dämmerung haben wir Leuchtpurgeschütze geladen. Ich habe schon mit dem ersten Schuss getroffen. Ein Panzer macht der Artillerie keine Angst. Die MP-Schützen und die Infanterie dagegen hindern uns bei der Arbeit und stiften viel Unruhe.

Natürlich ist man froh, wenn man einen [«Tiger»] erledigt hat. Mein erstes Geschoss traf ihn frontal am Turm. ... Der Panzer blieb sofort liegen. Danach habe ich ihn nacheinander mit drei Granaten getroffen. Die Infanterie vor mir schrie Hurra, warf Helme und Käppis in die Luft und sprang aus den Schützengräben.

Das war ein Gefecht Auge in Auge. Wie ein Duell – eine Pak gegen einen Panzer. Sergeant Smirnow wurden Kopf und Beine abgerissen. Wir fanden beides, legten es in den Schützengraben und schaufelten es zu. Nach dem Gefecht stand der Kommandeur des Korps staubbedeckt auf der Strasse, schüttelte den Panzerjägern die Hand und bot ihnen Zigaretten an.

Nach dem Gefecht ist das Geschütz wie ein Mensch, der schwer gelitten hat – die Reifen sind zerfetzt, überall Beulen und von Splittern durchschlagene Teile.»

Teplenkos Bericht darüber, wie er mit einer 45-Millimeter-Panzerabwehrkanone problemlos deutsche «Tiger» bekämpfte, erscheint übertrieben, wenn man die Auszüge liest, die Grossman aus dem Kriegstagebuch der Brigade notierte.

Ein Richtschütze feuerte mit der 45-Millimeter-Kanone aus unmittelbarer Nähe auf den «Tiger». Die Geschosse prallten ab. Der Schütze verlor den Verstand und warf sich vor den «Tiger».



Galín, Bukowski und Grossman bei Kursk.

Ein Leutnant, der am Bein verletzt und dessen Hand abgerissen war, führte seine Batterie weiter bei der Abwehr eines Angriffs der «Tiger». Nachdem die Attacke zurückgeschlagen war, erschoss er sich, weil er nicht als Krüppel weiterleben wollte.<sup>10</sup>

In der letzten Phase dieser epochalen Schlacht hielt sich Grossman bei Tschewolas Panzerabwehrbrigade nahe der Bahnstation Ponyri auf.

Das Gefecht dauerte drei Tage und drei Nächte. ... Schwarzer Rauch stand in der Luft, und auch die Gesichter der Männer waren tief schwarz. Alle hatten sich längst heiser geschrien, denn nur so konnte man sich bei dem Donnern und Dröhnen verständigen. Wenn die Möglichkeit bestand, etwas zu essen, musste man das schnell tun, denn die Stückchen weissen Specks waren im Augenblick von Staub und Rauch pechschwarz. An Schlaf war in diesen hundertzwanzig Stunden nicht zu denken, und wenn einer doch einmal ein paar Minuten einnickte, dann geschah das zumeist bei Tage, wenn der Gefechtslärm besonders stark war und der Boden erzitterte wie bei einem Erdbeben. Nachts war die Stille so beängstigend, dass sich die

Nerven spannten und den Schlaf vertrieben. An das Chaos tagsüber hatte man sich inzwischen gewöhnt und nahm es gelassener hin.<sup>11</sup>

Grossmans «gnadenlose Wahrheit des Krieges» machte es dem Chefredakteur von *Krassnaja Swesda* nicht gerade leicht, aber Ortenberg respektierte ihn, wie seine eigenen Worte zeigen:

«Grossman blieb sich treu. In Stalingrad hatte Wassili Semjonowitsch Tage und Nächte bei den Helden seiner Artikel mitten im Gefecht verbracht. So hielt er es auch am Kursker Bogen. Als Beweis dafür mögen folgende Zeilen dienen: ‚Ich konnte Einheiten besuchen, die die schlimmsten Schläge des Gegners abgefangen haben.‘ ... ‚Wir lagen in einem Graben, lauschten dem Feuer unserer Kanonen und den Einschlägen der deutschen Granaten.‘ ... Er sah verwundete und getötete sowjetische Soldaten und hielt es für eine Schande, nicht über sie zu schreiben. Nur mit riesiger Mühe gelang es uns, folgende Zeilen seines Artikels zu drucken: ‚Batteriekommandant Kezelman wurde verwundet und starb in einer Lache schwarzen Blutes.. .‘»<sup>12</sup>

Die sowjetische Zensur wollte solche schonungslosen Bilder nicht durchgehen lassen, aber zumindest in diesem Fall gelang es Ortenberg, sie zu überzeugen, Grossmans Arbeit nicht anzutasten. Es ging um die folgende Passage:

Ich denke, in diesen Stunden gab es auf der ganzen Welt niemanden, der Ruhe so verdient hätte wie diese Rotarmisten, die hier in Regenpfützen schliefen. Für sie war der Graben, wo Erde und Laub von Schüssen und Einschlägen erzitterten, tiefes Hinterland wie für andere Swerdlowsk oder Alma-Ata. Der Himmel voller Blitze und weisser Wolken der Flakgeschosse, von dem sich sechszwanzig deutsche Stukas auf die Bahnstation stürzten, war für sie ein friedlicher Sommerhimmel. Hier liegen sie schlafend auf nassem Gras, zwischen Blumen und weichen, wolligen Klettenblättern...

Ein Offizier, dessen Flanke die Brigade deckte, gestattete ihr, sich zurückzuziehen. Aber der Brigadekommandeur, der klar vor Augen

hatte, was dann geschehen würde, antwortete: «Wir gehen nicht zurück, wir bleiben und sterben hier.» Auch das wurde ihm gestattet. Im Morgengrauen griffen deutsche Panzer an. Zur gleichen Zeit schossen Flugzeuge das Dorf in Brand...

Batteriekommandant Kezelman wurde verwundet und starb in einer Lache schwarzen Blutes. Das erste Geschütz war zerstört. Ein Volltreffer hatte dem Richtschützen Arm und Kopf abgerissen. Obergefreiter Melechin, der Geschützführer, ein lustiger, flinker Virtuose dieses Ringens auf Leben und Tod, in dem eine Zehntelsekunde über den Ausgang des Zweikampfs entscheidet, lag ebenfalls schwer verletzt da und starrte mit trübem Blick auf sein Geschütz, das mit den von Splittern zerfetzten Reifen an einen schwer leidenden Menschen erinnerte...

Nur Munitionsträger Dawydow war noch unversehrt. Und die Deutschen waren ganz nahe, konnten schon «unser Rohr greifen», wie die Artilleristen sagen. Da übernahm der Kommandant des Nachbargeschützes, Michail Wassiljew, den Befehl über die Batterie. Das tat er mit folgenden Worten: «Männer, in unserem Handwerk ist es keine Schande zu sterben. Da fallen ganz andere Köpfe als unsere.» Er befahl, mit Kartätschen auf die deutsche Infanterie zu feuern. Als diese Munition ausging, schossen sie mit panzerbrechenden Granaten auf deutsche Soldaten. Ein schrecklicher Anblick.<sup>13</sup>

Grossman begegnete auch wieder der 13. Gardeschützendivision und nutzte prompt die Gelegenheit, mit dem neuen Befehlshaber über die Kämpfe zu sprechen.

Wiedersehen mit Rodimzew's 13. Gardedivision am Kursker Bogen. Sie steht jetzt unter dem Befehl von General Baklanow, einem jungen Mann, der bei Ausbruch des Krieges noch Hauptmann und ein bekannter Moskauer Sportler gewesen war.

«Das Sowinformbüro schreibt seit Kriegsbeginn: ‚Feuernester der Deutschen vernichtete Ich habe noch kein solches Feuernest zu Gesicht bekommen. Sie haben Gräben. Unsere Männer kämpfen jetzt überlegter, ohne Hektik tun sie ihre Arbeit.



Grossman und Baklanow (Mitte) bei einer Feier mit Soldaten  
der 13. Gardeschützendivision.

Unsere Schwächen zeigen sich beim Angriff. Verstärkungseinheiten werden bedenkenlos wieder abgezogen und an einen anderen Ort geworfen, ohne sich neu orientieren zu können. Manch ein Regimentskommandeur kennt das Kaliber und die Reichweite seiner Artillerie nicht. Er weiss nicht, wie viele Geschosse man auf einen Frontkilometer abfeuert, wie viel Stacheldraht dort verbaut wird, wie viel Feuer gebraucht wird, um eine Gefechtsstellung des Gegners zu vernichten. ‚Feuer dorthin!‘, und er deutet vage mit der Hand in irgendeine Richtung.

Regimentskommandeure machen im Gefecht nicht immer exakt Meldung. Zwei Stunden vor einem Angriff gehe ich in der Regel nach vorn und überprüfe Nachrichtenverbindungen, Bataillone und Aufklärung. Mancher Regimentskommandeur erscheint erst zehn Minuten vor dem Gefecht auf seinem Befehlsstand und meldet mir: ‚Alles klar, habe alles im Griff.‘ Überheblichkeit und Dünkel bergen grosse Risiken.



Viele Kommandeure kümmern sich nicht um die Verpflegung, den Alltag und die Stimmung ihrer Soldaten. Ein Kommandeur muss manchmal sehr streng sein, darf aber auch nicht versäumen, in den Pausen zu seinen Männern zu gehen, mit ihnen zu sprechen und sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Oft liegt es daran, dass er noch jung ist. Heutzutage befiehlt ein Kommandeur zuweilen Männer, deren Söhne älter sind als er.

Die Losung ‚Vorwärts um jeden Preis!‘ zeugt entweder von Dummheit oder von Furcht vor dem Vorgesetzten. Sie führt zu schlimmem Blutvergiessen.»

Wieder musste Grossman feststellen: Trotz all der Verbesserungen des vergangenen Jahres litten die Einheiten der Roten Armee nach wie vor darunter, dass Kommandeure und Stabsoffiziere Entscheidungen nicht bis zu Ende durchdachten.

Oberst Wawilow, stellvertretender Divisionskommandeur für politische Arbeit:

«Am 9. Juli um zwölf Uhr nachts wurde Alarm ausgelöst. Im Morgengrauen sollten die Regimenter marschbereit sein. Abmarsch dann um neun Uhr morgens bei schrecklicher Hitze. In einem Regiment gab es über siebzig Fälle von Sonnenstich. Die Soldaten hatten Maschinengewehre, Granatwerfer und Munition zu schleppen. In der Nacht zum 10. Juli ganze drei Stunden Schlaf. Als wir in der Gegend von Obojani ankamen, bezogen wir unsere Verteidigungsstellung und gruben uns ein. Kurz darauf ein neuer Befehl: Fünfundzwanzig Kilometer weiter marschieren. Am 12. Juli im Morgengrauen erreichten wir unsere Ausgangsstellung und stürmten sofort mit zwei Regimentern ins Gefecht. Dabei hat General Schukow doch gesagt: ‚Lieber fünf, sechs Kilometer aufgeben, als Soldaten erschöpft und ohne Munition ins Gefecht schicken.‘»

Andererseits war Grossman der Erste, der anerkannte, dass einiges sich tatsächlich verbessert hatte.

Was die Artillerie betrifft, so war die Kursker Operation komplizier-



Grossman neben einem bei Kursk zerschossenen deutschen «Tiger»-Panzer.

ter als Stalingrad. In Stalingrad wurde der Feind in der Falle überwältigt. Bei Kursk hatte der Schild der Artillerie den Ansturm des Feindes aufzuhalten und das Schwert der Artillerie den Feind [beim Gegenangriff] zu vernichten.<sup>14</sup>

Grossman interviewte auch Piloten eines Regiments von Schturmowik-Kampfbombern, die für Luft-Boden-Operationen vor allem gegen Panzer eingesetzt wurden. Die Schturmowik-Regimenter rühmten sich der Vernichtung der 3., 9. und 17. deutschen Panzerdivision in dieser Schlacht.<sup>15</sup> Die Piloten waren stolz darauf, dass sie ihre Maschinen oft in weniger als zwanzig Meter Höhe flogen, sie mussten dafür aber auch schwere Verluste in Kauf nehmen.

Nikolai Wladimirowitsch Schalygin aus Saratow, Major in einem Schturmowik-Regiment: «Alexuchin jagte die Panzer in so geringer Höhe, dass er mit verbogenen Propellerflügeln zurückkehrte. Im Sturzflug sah ich in einem Roggenfeld Panzer: Ihr runder Turm verriet sie.

Der Flieger Jurjew kehrte blutüberströmt vom Einsatz zurück. Ein Splitter hatte ihn am Kopf verletzt. ‚Gestatten Sie, dass ich melde.‘

Er machte seine Meldung und fiel dann bewusstlos um. Auch sein Schütze und Funker stieg blutverschmiert aus der Maschine.

Dieses Jagdfieber, das entsteht, als wäre ich ein Falke und kein Mensch. An Humanität denkt man nicht mehr, überhaupt nicht. Wir machen den Weg frei. Es ist ein gutes Gefühl, wenn der Weg frei ist und alles brennt.»

Für die sowjetische Generaloffensive musste noch mehr Weg freigeräumt werden. Sie erwuchs am 12. Juli aus der Konterattacke bei Prochorowka. Die «Operation Kutusow», die am selben Tag an der Nordflanke startete, war gegen das besetzte Gebiet zwischen dem Kursker Bogen und der Stadt Orjol gerichtet. Einen so raschen Gegenschlag hatten die Deutschen nicht erwartet. Für Grossman war das ein Augenblick wilder Freude. Er erinnerte sich noch mit Bitterkeit daran, wie die Deutschen die Stadt im Herbst 1941 erobert hatten.

Ortenberg, dem im Gedächtnis haften geblieben war, was Grossman damals durchgemacht hatte, achtete darauf, dass er für die Zeitung über die Befreiung von Orjol berichtete: «Ich muss zugeben, dass ich das nicht vergessen habe. Und als im Juli alle Zweifel schwanden, dass Orjol befreit werden wird, habe ich Grossman gesagt: ‚Wassili Semjonowitsch! Orjol – das war Ihre Trauer. Ich möchte, dass Sie in der Stadt sind, wenn sie befreit wird, und sich daran erinnern, wie Sie sie verlassen haben.‘ Grossman war in Orjol, als die Stadt befreit wurde, und schrieb einen Artikel über die schrecklichen Tage und Stunden [als sie 1941 an die Deutschen gefallen war]. ... Als ich ihn las, wurde mir klar, was Grossman im Oktober 1941 durchlitten hatte. Ich begegnete ihm ein Jahr nach der Kursker Schlacht, als ich selbst an die Front versetzt wurde.<sup>16</sup> In unserem Gespräch erinnerte ich ihn an die unglückselige Episode und gab ihm zu verstehen, dass ich mich schuldig fühle. Er lächelte und sagte aufrichtig: ‚Ich war nicht böse auf Sie.‘ Und fügte hinzu: ‚Dafür war gar keine Zeit.‘<sup>17</sup>

Wir erreichten Orjol über die Moskauer Chaussee am Nachmittag des 5. August. Wir waren durch das fröhliche, pulsierende Tula,

durch Plawsk und Tschern gefahren. Je weiter wir kamen, desto frischer waren die Wunden, die die Deutschen unserem Land zugefügt hatten.

In Mzensk wächst auf den Ruinen der Häuser schon Gras. Durch leere Fensterhöhlen und eingefallene Dächer schaut der blaue Himmel. Fast alle Dörfer zwischen Mzensk und Orjol sind niedergebrannt, von manchen der verkohlten Bauernhäuser steigt noch Rauch auf. Alte Menschen und Kinder wühlen in den Überresten und suchen nach Brauch-



Grossman nach der Schlacht von Kursk bei Belgorod.

barem – Töpfen, Pfannen, vom Feuer verzogenen metallenen Betten oder Nähmaschinen. Welch ein bitteres und doch so bekanntes Bild! Am Eisenbahnübergang ein grob gezimmertes Schild mit der Aufschrift «Orjol». ... Es riecht verbrannt, schwache, milchweisse Rauchfahnen über verkohlten Brandstätten.

Aus Lautsprechern auf dem Platz erklingt die «Internationale». Überall werden Plakate und Bekanntmachungen an die Wände geklebt, Handzettel an die Bevölkerung verteilt. An allen Kreuzungen stehen rotbäckige Verkehrsregierinnen, die flott ihre roten und grünen Flaggen schwenken. Noch ein, zwei Tage, und Orjol lebt auf, arbeitet und lernt wieder...

Ich musste an das Orjol denken, das ich vor genau zweiundzwanzig Monaten an jenem Oktobertag des Jahres 1941 erlebt hatte, als deutsche Panzer über die Kromsker Chaussee in die Stadt einfuhren. Ich erinnerte mich an die letzte Nacht in Orjol, jene traurige, schreckliche Nacht, angefüllt vom Heulen der Fahrzeuge, vom Weinen der Frauen, die den abziehenden Truppen folgten. Ich sehe die düsteren Gesichter der Menschen, höre die Fragen voller Sorge und Leid, die sie mir damals stellten. Ich erinnerte mich an den letzten Morgen, als die Stadt, tränenüberströmt, sich gleichsam in Todesangst zusammenduckte. Dabei stand sie noch da in ihrer ganzen Schönheit, ohne eine einzige geborstene Fensterscheibe, und war doch schon dem Tod geweiht ...

Als ich jetzt der Trauerrede des Obersten auf einem kampfgeschwärtzten Panzer für die im Kampf um Orjol gefallenen Offiziere und Rotarmisten lausche, als ich höre, wie seine einfachen, stockenden Abschiedsworte von den Häuserruinen widerhallen, da sehe und begreife ich: Diese Begegnung und der bittere Abschied an jenem Oktobermorgen bleiben untrennbar miteinander verbunden.<sup>18</sup>

Eine analoge Operation an der Südflanke des Kursker Bogens endete damit, dass zunächst Belgorod und am 28. August auch Charkow zurückerobert wurden. Die Deutschen bezeichneten dieses umfangreiche



Oleg Knorring, Ilja Ehrenburg und Wassili Grossman.

Manöver als «vierte Schlacht von Charkow». Wie man sich vorstellen kann, war danach nur noch wenig von der Stadt übrig. Während auf beiden Seiten des Kursker Bogens noch Kämpfe tobten, schrieb Grossman am 28. Juli an seinen Vater.

Lieber Papa, seit drei Wochen ziehe ich wie ein Vagabund durch das Land. Im Sommer zu reisen ist wesentlich angenehmer als im Winter. Man braucht sich nicht um ein Nachtlager zu sorgen, die Sonne scheint, der Regen ist warm, und die Wiesen blühen so bunt, wie man sie noch nie gesehen zu haben glaubt. Nur dass nicht Blumenduft, sondern ein anderer, schrecklicher Geruch über ihnen liegt...<sup>19</sup>

In dieser Zeit stieg Grossman noch ein anderer beängstigender Geruch in die Nase – der eines wiedererstehenden Antisemitismus in der Sowjetunion. Ilja Ehrenburg hatte ihn mit seinem scharfen politischen Gespür lange vor dem idealistisch eingestellten Grossman wahrgenommen. Kurz nach Kriegsbeginn war ihm bereits die Reaktion des Kreml auf Henry Schapiro, den Leiter des Büros der Nachrichtenagentur Reuters in Moskau, aufgefallen. Ehrenburg kannte Schapiro aus der Vor-

kriegszeit und hatte oft mit ihm stundenlang im Hotel Metropol oder im Hotel Moskwa über ihre gemeinsame Liebe, Paris, geplaudert. Einmal hatte er sich bei Ehrenburg darüber beklagt, dass Stalin zwar bereit sei, mit Henry Cassidy von Associated Press zu sprechen, aber ihn, Schapiro, noch nie empfangen habe. «Bei Ihrem Namen», hatte daraufhin Ehrenburg erwidert, «werden Sie von ihm keine Antwort bekommen.»<sup>20</sup>

Im November 1941 hörte Ehrenburg antisemitische Bemerkungen von Michail Scholochow, dem Verfasser des «*Stillen Don*». <sup>21</sup> «Sie kämpfen», sagte Scholochow zu ihm, «aber Abram macht in Taschkent Geschäfte.»<sup>22</sup> Ehrenburg empörte sich darüber und nannte Scholochow einen «Pogromhetzer». Grossman, der davon hörte, schrieb an Ehrenburg von all den jüdischen Soldaten, denen er an der Front begegnet war.

Wenn ich an Scholochows antisemitische Verleumdungen denke, dann empfinde ich Schmerz und Verachtung. Hier an der Südwestfront kämpfen tausende, zehntausende Juden. Sie marschieren mit Maschinengewehren im Schneesturm, erobern Städte, die die Deutschen besetzt haben, fallen im Gefecht. All das habe ich selbst erlebt. Ich bin dem glänzenden Kommandeur der 1. Gardedivision, Kogan, Panzeroffizieren und Aufklärern begegnet. Wenn Scholochow in Kuibyschew ist, dann sollte ihm begreiflich gemacht werden, dass die Genossen an der Front wissen, was er da redet. Er sollte sich schämen.

Aber Grossman hielt Scholochow zu dieser Zeit eindeutig für eine Ausnahme.

Anfang 1943 stellte Ehrenburg fest, dass seine Hinweise auf das Leid der Juden der Zensur zum Opfer fielen. Er beklagte sich darüber bei Alexander Schtscherbakow, dem Chef der Politischen Hauptverwaltung der Roten Armee, aber der meinte nur: «Die Soldaten wollen etwas von Suworow hören, und Sie kommen ihnen mit Heine.»<sup>23</sup>

Ehrenburg und Grossman, die in der Vergangenheit heftige Kontroversen über Fragen der Literatur ausgefochten hatten, standen sich jetzt

wesentlich näher. «Wassili Semjonowitsch Grossman kam zu einem kurzen Besuch nach Moskau», schrieb Ehrenburg. «Wir sassen bis drei Uhr früh zusammen, er erzählte von der Front, wir rätselten herum, wie sich das Leben nach dem Krieg gestalten würde. Grossman sagte: ‚Ich zweifle jetzt an vielem. Nur nicht am Sieg. Das ist wohl das Wichtigste.‘»<sup>24</sup>

Auf Ehrenburgs Drängen schloss sich Grossman dem Jüdischen Antifaschistischen Komitee (JAK) an. Eines seiner führenden Mitglieder war der Schauspieler Solomon Michoëis.<sup>25</sup> Ende 1942 nahmen Albert Einstein und andere Mitglieder des Amerikanischen Komitees Jüdischer Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler Kontakt zum JAK der Sowjetunion auf und schlugen diesem vor, die Verbrechen der Nazis zu registrieren und zu veröffentlichen. Michoëis war begeistert, und nachdem die offizielle Genehmigung erfolgt war, begann Ehrenburg eine Gruppe von Schriftstellern zu organisieren. Im Herbst 1943 warb er auch Grossman für dieses Vorhaben. Der hatte mehr von den Nazis befreite Gebiete gesehen als jeder andere und konnte deshalb viel dazu beitragen. Ende 1944 gewann Ehrenburg zu Recht den Eindruck, dass die Stalin'schen Behörden diese Tätigkeit nicht mehr lange zulassen würden. Er liess den Mut sinken. Bald darauf zerstritt er sich mit dem JAK. Grossman, der als einer der Ersten Majdanek und Treblinka mit eigenen Augen sah, liess sich nicht beirren und übernahm einen grossen Teil dieser Arbeit.<sup>26</sup>



## **VIERTER TEIL**

### **Vom Dnjepr zur Weichsel 1944**

## 21.

### *Das Mörderfeld von Berditschew*

Nach dem Sieg bei Kursk starteten Stalin und seine Marschälle im Spätsommer 1943 eine Grossoffensive. Diese sollte die Deutschen bis zum Dnjepr zurückwerfen. Zum ersten Mal sah auch Hitler die Notwendigkeit eines Rückzugs ein und stimmte der Einrichtung einer Verteidigungslinie, am besten am Dnjepr mit seinem hohen Westufer, zu. Getrieben von der erschöpften und weit auseinandergezogenen Roten Armee, flüchteten die deutschen Einheiten nun Hals über Kopf in westlicher Richtung, wobei sie schreckliche Verwüstungen anrichteten. Smolensk wurde Ende September und Kiew am 6. November zurückerobert. Unterwegs schloss sich Grossman dem Hauptquartier von General Wassili Gorischny an, dessen 95. Schützendivision er bereits in Stalingrad begegnet war.<sup>1</sup>

Als die Nachricht eintraf, GaljaTschabannaja, ein Mädchen aus dem Sanitätsbataillon, sei getötet worden, schrien Gorischny und sein Stellvertreter, Oberst Wlassenko, auf:<sup>2</sup> «O Gott», sagte Gorischny, «als wir nach dem Sieg von Stalingrad abfahren, sprangen wir auf den Bahnstationen immer aus dem Zug und warfen uns gegenseitig in den Schnee. Ich erinnere mich, dass wir auch sie einmal im Schnee gerollt haben. Da hat sie so laut gelacht, dass der ganze Zug es hören konnte. Niemand in unserer Division konnte lauter und fröhlicher lachen.»

Am Befehlsstand meldet sich der stellvertretende Bataillonskommandeur Oberleutnant Surkow. Er hat sechs Nächte nicht geschlafen. Ein dichter Bart bedeckt sein Gesicht. Aber keine Spur von Müdigkeit; die schreckliche Anspannung des Gefechts ist noch nicht

von ihm abgefallen. Vielleicht schläft er in einer halben Stunde ein, den Kopf auf der Feldtasche. Dann könnte ihn wohl keiner mehr wachrütteln. Jetzt aber glänzen seine Augen, seine Stimme klingt hart und erregt. In diesem Mann, der vor dem Krieg Geschichtslehrer war, glüht noch das Feuer der Dnjepr-Schlacht. Surkow berichtet von den deutschen Konterattacken, von unseren Schlägen, davon, wie er im Schützengraben einen Melder, in dem er einen ehemaligen Schüler erkennt, dreimal ausgegraben hat. Er hatte ihm Geschichtsunterricht gegeben. Jetzt sind sie beide an Kämpfen beteiligt, von denen die Geschichtslehrer ihren Schülern noch in hundert Jahren erzählen werden.

Als die Soldaten den Dnjepr erreichten, wollten sie nicht warten, bis Pontons und andere vorschrittmässige Übersetzungsmittel eintrafen. Sie gingen sofort daran, mit Flößen, Fischerbooten und auf selbst gezimmerten Pontons aus Fässern, über die sie Bretter legten, den Fluss zu überqueren. Das geschah unter schwerem Beschuss durch feindliche Artillerie und Granatwerfer, unter den erbarmungslosen Schlägen deutscher Bomben- und Jagdflugzeuge. Regimentskanonen wurden auf ausgehängten Hoftoren transportiert. Eine Gruppe Rotarmisten setzte gar auf mit Heu gefüllten Zeltplanen über den Fluss.<sup>3</sup>

Die Befreiung der Ukraine war für einen Mann wie Grossman, der an den Spätsommer 1941 viele bittere Erinnerungen hatte, ein erschütterndes Erlebnis.

Alte Männer laufen unseren Truppen entgegen, wenn sie russische Laute vernehmen. Sie weinen stumm vor sich hin und bringen kein Wort heraus. Weise alte Bäuerinnen sagen mit stillem Staunen: «Wir dachten, wir würden lachen und singen, wenn wir unsere Armee wiedersehen, aber es ist so viel Trauer in unseren Herzen, dass unsere Tränen fliessen.»

Wenn unsere Truppen in ein Dorf einziehen und der Freudensalut die Luft erschüttert, flattern die Gänse auf und kreisen mit schwerem Flügelschlag über den Dächern. Aus dem Wald, aus dem hohen

Steppengras und aus dem Schilf der Sümpfe kommen Menschen hervor.

Jeder Rotarmist, jeder Offizier und General der Roten Armee, der die Ukraine in Feuer und Blut gesehen hat, der die wahren Geschichten davon hört, was dort in den zwei Jahren deutscher Herrschaft geschehen ist, begreift mit seinem ganzen Wesen, dass es in unserem Land jetzt zwei heilige Worte gibt. Das eine ist «Liebe» und das andere «Rache».

In den Dörfern verrichteten die Deutschen ihre Notdurft in Dielen und auf Vortreppen, in Vorgärten oder vor den Fenstern der Bauernhäuser, ohne sich vor Mädchen und Grossmüttern zu genieren. Beim Essen liessen sie laute Fürze los, griffen mit den Händen in Töpfe und Schüsseln, zerrissen gekochtes Fleisch mit den Fingern. Ohne jede Scham vor den Bauern liefen sie nackt in den Häusern herum, stritten und prügelten sich wegen jeder Kleinigkeit. Ihre Fressgier – sie konnten zwanzig Eier, ein Kilo Honig oder eine riesige Schüssel saure Sahne auf einen Schlag in sich hineinstopfen – brachte ihnen nur Spott und Verachtung ein...

Deutsche, die sich in Dörfern des Hinterlands erholten, waren von morgens bis abends auf der Suche nach etwas Essbarem, frassen und sofften oder spielten Karten. Aussagen von Gefangenen und Briefe, die bei toten Soldaten gefunden wurden, ergeben, dass sich die Deutschen in der Ukraine als Vertreter einer höheren Rasse sahen, die in den Dörfern von Wilden lebten. Daher waren sie der Meinung, dass man in den wilden Steppen des Ostens alle guten Sitten beiseitlassen könnte. «Das war die wahre Kultur!», hörte ich Dutzende Menschen sagen. «Und da heisst es immer, die Deutschen seien ein Kulturvolk.»

An einem trüben, windigen Morgen begegneten wir am Rand des Dnjepr-Dorfes Tarassewitschi einem dreizehn- oder vierzehnjährigen Jungen. Er war total abgemagert, erdfarbene Haut spannte sich über seine Wangenknochen, auf seinem Schädel traten grosse Höcker hervor, seine Lippen waren schmutzig und blutleer wie bei einem Toten, der mit dem Gesicht zur Erde gelegen hat. Seine Augen blickten matt,

ohne jede Freude oder Trauer. Schrecklich sind solche uralten, müden, erloschenen Kinder augen.

«Wo ist dein Vater?»

«Getötet», antwortete er.

«Und deine Mutter?»

«Gestorben.»

«Hast du Brüder oder Schwestern?»

«Eine Schwester, die haben sie nach Deutschland gebracht.» «Und Verwandte?»

«Nein, sind alle in einem Partisanendorf verbrannt.»

Er ging in ein Kartoffelfeld, die nackten Füße schwarz vom Schmutz, und zog sich sein zerfetztes Hemd glatt.

Bald jedoch sollte Grossman von viel schlimmeren Dingen hören, die während der deutschen Besatzung passiert waren.

Leute aus Kiew berichten, dass die Deutschen ein riesiges Grab von Truppen umstellen liessen, wo die Leichen von fünfzigtausend Juden verscharrt sind, die sie im Herbst 1941 in Kiew umgebracht hatten. Jetzt hatten sie sie hastig ausgegraben, auf LKWs geladen und in Richtung Westen transportiert. Einen Teil der Leichen hatten sie an Ort und Stelle zu verbrennen versucht.

Wie Grossman berichtet, erhielt er bereits vor dem Fall von Kiew einzelne Hinweise darauf, dass es ein riesiges Massaker an den Juden, die «Grossaktion» des SS-Sonderkommandos 4a der Einsatzgruppe C, gegeben hatte, woran auch zwei Polizeibataillone beteiligt waren. Es hatte Ende September 1941 in Babi Jar stattgefunden. Die Verhaftung der Kiewer Juden hatten Stabsoffiziere des Hauptquartiers der deutschen 6. Armee, deren Befehlshaber damals Feldmarschall von Reichenau, ein überzeugter Nazi, war, für die SS organisiert.

Die Planungen für diesen Massenmord hatten am 27. September 1941 begonnen. Der Stadtkommandant der Wehrmacht liess die Anordnung aushängen, die Kiewer Juden hätten sich auf ihre «Evaku-

nung» vorzubereiten. Das war ein bewusster Versuch, sie über ihr Schicksal zu täuschen. Sie hätten Personalpapiere, Geld und Wertsachen sowie warme Kleidung mitzubringen. Die sowjetischen Juden, die nichts vom Antisemitismus der Nazis wussten, was zum Teil auf den deutsch-sowjetischen Pakt zurückzuführen ist, fanden sich wie befohlen ein, ohne zu ahnen, was sie erwartete. Beim Sonderkommando der SS, bei dem man fünf- bis sechstausend Menschen erwartet hatte, war man völlig überrascht, als 33'771 Juden erschienen, über die Hälfte der jüdischen Bevölkerung von Kiew. Die Menge war so riesig, dass weitere Einheiten der 6. Armee herbeibeordert wurden, um beim Transport der Juden hinaus zur Schlucht von Babi Jar zu helfen, wo die Erschießungskommandos sie erwarteten.

Zuerst wurden die Kiewer Juden gezwungen, ihre Wertsachen abzugeben. Dann mussten sie sich nackt ausziehen, bevor sie erschossen wurden. Die Exekutionen nahmen über zwei Tage in Anspruch. Der Ort wurde später für weitere Massaker an Juden, Roma, Partisanen und Mitgliedern der Kommunistischen Partei genutzt. Insgesamt fanden hier etwa hunderttausend Menschen den Tod. Sowjetische Zivilisten, die sich im Oktober 1943 durch die Frontlinien schlugen, berichteten, die Deutschen hätten den Ort umstellt und exhumierten die Leichen, um sie zu verbrennen und so die Spuren der Massaker zu verwischen.

Grossman hörte im Hauptquartier der 1. Ukrainischen Front unter General Watutin von diesen Berichten. Seine Sorge um das Schicksal der Juden in der Ukraine erwies sich als eine schwache Ahnung dessen, was wirklich geschehen war. Das Ausmass dieses Massakers überstieg jede Vorstellungskraft. Im Herbst 1943 schrieb Grossman einen Artikel mit dem Titel «Die Ukraine ohne Juden». Aber bei *Krassnaja Swesda* scheint man ihn abgelehnt zu haben, denn er erschien in *Einigkeit*, der Zeitschrift des Jüdischen Antifaschistischen Komitees (JAK).

In der Ukraine gibt es keine Juden mehr. In Poltawa, Charkow, Kremenchuk, Borispol oder Jagotin – in keiner dieser Grossstädte, in Hunderten kleiner Ortschaften und Tausenden von Dörfern wird

man jemals wieder die Tränen gefüllten schwarzen Augen eines kleinen Mädchens sehen, die schrille Stimme einer alten Frau hören oder in das dunkle Gesichtchen eines hungrigen Babys blicken können. Überall Schweigen. Totenstille. Ein ganzes Volk ist brutal ermordet worden.<sup>4</sup>

Grossman musste bald erkennen, dass seine Berichte darüber, was später «Holocaust» genannt werden sollte, bei den sowjetischen Behörden nicht willkommen waren. Die Stalin'sche Propaganda akzeptierte kein verschiedenes Leid. Alle Opfer des Naziterrors auf sowjetischem Boden hatten ohne Unterschied als «Bürger der Sowjetunion» bezeichnet zu werden. Selbst in offiziellen Berichten über Grausamkeiten, in denen Leichen mit dem gelben Stern vorkamen, wurde das Wort «Jude» peinlich vermieden. Ende 1943 schloss sich Grossman der von Ilja Ehrenburg geleiteten Kommission an, die Berichte über Verbrechen der Deutschen für das JAK sammelte, eine Organisation, die später das Misstrauen der Behörden erregte. Ehrenburg und Grossman planten, das Material in einem Schwarzbuch zusammenzufassen und zu veröffentlichen. Dieses Vorhaben wurde nach dem Krieg nicht mehr genehmigt. Das lag zum einen an der offiziellen Haltung zu den Leiden auf sowjetischer Seite nach dem Grundsatz «Trennt die Toten nicht». Zum anderen war die Tatsache, dass sich Ukrainer an den antisemitischen Verfolgungen beteiligt hatten, den Behörden jetzt peinlich. Das Thema «Kollaboration mit den Deutschen» im Grossen Vaterländischen Krieg wurde bis zum Ende der Sowjetunion fast völlig ausgeblendet.

Grossman war entschlossen, sowohl über persönliche Tragödien als auch über gemeinschaftlich begangene Verbrechen zu berichten. Instinktiv spürte er, dass ein Horror dieses Ausmasses nicht auf Statistiken beschränkt werden durfte, in denen die Opfer als gesichtslose Zahlen aufgelistet waren. Daher erfasste er stets ihre Namen und Angaben zur Person, um ihnen ihre Identität zurückzugeben.

Und niemand ist mehr da in Kasary, um zu klagen, zu erzählen oder



Die Rote Armee erreicht bei Kiew den Dnjepr.

zu weinen. Stille und Schweigen liegen über den Toten, die unter den eingestürzten, von Gras überwucherten Heimstätten begraben sind. Diese Stille ist schlimmer als Tränen und Flüche.

Alte Handwerker sind tot, die als Meister ihres Fachs galten – Schneider, Hutmacher, Schuhmacher, Zinnschmiede, Juweliere, Maler, Kürschner und Buchbinder. Umgebracht erfahrene Arbeiter – Lastträger, Zimmerleute und Ofensetzer, getötet Spassmacher und Kunsttischler, Wasserträger, Müller, Bäcker und Köche. Hingemordet Ärzte, Zahntechniker, Chirurgen und Gynäkologen; umgebracht Bakteriologen und Biochemiker, Direktoren von Universitätskliniken, Lehrer für Geschichte, Algebra und Trigonometrie, Privatdozenten, Lehrstuhlassistenten und Doktoren, Ingenieure und Architekten. Erschlagen Agronomen, Buchhalter, Kassierer, Verwalter, Beschaffungsbeamte, Sekretärinnen und Nachtwächter. Liquidiert Lehrerinnen und Schneiderinnen. Verstummt Grossmütter, die Strümpfe stricken und wunderbare Brötchen backen, Bouillon kochen und Apfelstrudel mit Nüssen herstellen konnten, Grossmütter, die gar nichts konnten, ausser ihre Kinder und Enkel zu lieben, Frauen, die ihren Männern treu blieben, und solche, die leichtfertig



waren, hübsche Mädchen, kluge Studentinnen und fröhliche Schülerinnen, hässliche, dumme oder bucklige. Getötet Sängerinnen, Geiger und Pianisten, erschlagen Blinde und Taubstumme, Zwei- oder Dreijährige, achtzigjährige Greise mit grauem Star in den trüben Augen, mit kalten, durchsichtigen Fingern und leisen Stimmen wie knisterndes Papier. Ermordet Neugeborene, die bis zum letzten Atemzug gierig an der Mutterbrust saugten. Das ist nicht der Tod im Krieg, in dem Menschen mit der Waffe in der Hand fallen, die für ihr Haus, ihre Familie, ihr Feld, ihre Lieder, ihre Traditionen und Erzählungen gekämpft haben. Das ist die Vernichtung gewaltiger Arbeitserfahrungen, die von Tausenden kluger, begabter Handwerker und Intellektueller gesammelt und von Generation zu Generation weitergegeben wurden. Das ist die Ausrottung von Sitten und Gebräuchen des Alltags, die von den Vätern auf die Söhne überkommen sind, die Auslöschung von Erinnerungen, von Liedern und Gedichten des Volkes. Das ist die Vernichtung fröhlichen und traurigen Lebens, von Heimstätten und Friedhöfen, es ist der Tod eines Volkes, das jahrhundertlang Seite an Seite mit dem ukrainischen Volk gelebt hat...

Christja Tschunjak, eine vierzigjährige Bäuerin aus dem Dorf Kras-silowka, Kreis Browari im Kiewer Gebiet, erzählte mir, wie die Deutschen den jüdischen Arzt Feldman zur Hinrichtung führten. Der, ein alter Junggeselle, der zwei Waisenkinder adoptiert hatte, war in der Bevölkerung sehr beliebt. Bauersfrauen liefen in Tränen aufgelöst zum deutschen Kommandanten und flehten ihn an, Feldman am Leben zu lassen. Der Kommandant musste nachgeben. Das war im Herbst 1941. Feldman blieb in Browari und behandelte weiter kranke Bauern. Im Frühjahr 1943 wurde er ermordet. Schluchzend berichtete Christja Tschunjak davon, wie der alte Mann sich selbst sein Grab schaufelte. Er musste allein sterben, denn im Frühjahr 1943 gab es dort keinen einzigen lebenden Juden mehr.<sup>5</sup>



Rotarmisten sprechen mit Sowjetbürgern, die während des Vormarschs von ihnen befreit wurden.

Nachdem General Watutins Armeen Brückenköpfe auf dem Westufer des Dnjepr errichtet hatten, drängten sie nach Süden in Richtung von Grossmans Geburtsstadt Berditschew. Feldmarschall von Manstein versuchte im Dezember mehrfach, Watutins rechte Flanke durch Konterattacken zurückzuschlagen, aber am Weihnachtsabend wurde er von einer gut getarnten sowjetischen Offensive bei Brussilow überrascht.

Anfang 1944 mussten die Befehlshaber der Wehrmacht die bittere Wahrheit einsehen, dass sich die Rote Armee, die so schwere Verluste hatte hinnehmen müssen, binnen eines Jahres zu einer mächtigen Kriegsmaschine entwickelt hatte. Die deutschen Divisionen waren inzwischen stark dezimiert und die neu Eingezogenen nicht genügend ausgebildet. Die Panzerdivisionen hatten sich noch nicht von der Kursker Schlacht erholt, während die sowjetischen Einheiten ständig mit neuen Panzern aufgefüllt wurden, die man in dem riesigen neuen Werk von Tscheljabinsk im Ural herstellte. Dank der stabilen Lieferung von Dodges und Studebakers waren die Verbände der Roten Armee inzwischen auch in der Mobilität überlegen. Es ist eine Ironie der Geschich-

te, die von russischen Historikern allerdings bisher ignoriert wird, dass die Rote Armee vor allem dank dieser amerikanischen Hilfe so rasch vorrücken und Mitteleuropa besetzen konnte.

Während der Winteroffensive, die Ende Dezember 1943 einsetzte, drängte die Rote Armee die Deutschen im Norden von Leningrad zurück. Im Süden trugen die vier ukrainischen Fronten koordinierte Angriffe von Kiew bis zur Schwarzmeerküste vor. Watutin, der mit seiner 1. Ukrainischen Front am 24. Dezember von ihrem Brückenkopf südlich Kiew losschlug, nahm Silvester Schitomir ein. Auch Kasatin, siebenzig Kilometer weiter im Süden gelegen, wurde zurückerobert. Nach heftigen Gefechten der 18. Armee und der 1. Panzerarmee konnte Berditschew, das auf halbem Weg zwischen beiden Städten liegt, am 5. Januar 1944 von den Deutschen gesäubert werden.

Grossman hatte sehr persönliche Gründe, in dieser Zeit in der Ukraine zu sein. Er wollte unbedingt wissen, was in Berditschew geschehen war, und er befürchtete, dass seine Mutter und die übrigen Verwandten nicht mehr unter den Lebenden weilten. Bevor er die Stadt erreichte, schrieb er seiner Frau.

Liebe Ljussja, gerade bin ich am heutigen Zielort angekommen. Gestern war ich noch in Kiew. Ich kann kaum ausdrücken, was ich in den Stunden empfunden und gelitten habe, da ich die Adressen von Bekannten und Verwandten aufsuchte. Hier sind nur Gräber und Tod. Heute fahre ich nach Berditschew. Meine Genossen waren schon dort. Sie sagen, die Stadt sei vollkommen leer, nur einzelne Menschen seien noch am Leben, vielleicht ein Dutzend von zehntausenden Juden, die hier gelebt haben. Ich habe keine Hoffnung mehr, Mama lebend zu finden. Ich möchte nur noch wissen, wie sie ihre letzten Tage verbracht hat und wie sie gestorben ist. ... Ich habe plötzlich begriffen, wie teuer diese wenigen Überlebenden einander sein müssen.<sup>6</sup>

Möglicherweise am selben Tag im Januar schrieb Grossman auch seinem Vater und berichtete ihm vom Tod eines Freundes in Kiew.

Ich fahre heute nach Berditschew. Es heisst, die jüdische Bevölke-

rung dort sei ermordet worden. Die Stadt soll fast völlig leer und zerstört sein. Ich küsse dich, mein Lieber. Mein Herz ist so schwer. Dein Wassja.<sup>7</sup>

Grossman besuchte die Hinrichtungsstätten beim Flugfeld vor der Stadt und das Ghetto von Jatki, wo man die Juden von Berditschew zusammengetrieben hatte. Unermüdlich befragte er Zeugen – sowohl die wenigen jüdischen Überlebenden als auch ortsansässige Ukrainer. Der grösste Schock war für ihn, als er feststellen musste, dass die Ukrainer bei all den Terroraktionen eine grosse Rolle gespielt hatten. Viele waren der Hilfspolizei der deutschen Behörden beigetreten, die sie mit Gewehren, Tschakos und weissen Armbinden ausstatteten. Sie wurden ermuntert, die Juden zu misshandeln. Später beteiligten sie sich an den Festnahmen und Hinrichtungen.

Grossman, der als junger Mann den jüdischen Charakter von Berditschew gern ignoriert hatte, empfand jetzt doppelte Schuld. Von den sechzigtausend Einwohnern der Stadt waren über dreissigtausend Juden gewesen. Zwanzig- bis dreissigtausend waren dem ersten grossen Massaker in der Ukraine zum Opfer gefallen. Grossman fiel auf, dass viele Ukrainer die Juden als Sündenböcke benutzten, um für die Stalin'sche Unterdrückung und die Hungersnöte der zwanziger und dreissiger Jahre Rache zu nehmen. Sie schreckten auch nicht davor zurück, jüdische Häuser in der Stadt zu plündern. Andererseits hielt Grossman auch fest, dass die meisten Juden, die überlebten und mit denen er sprechen konnte, Hilfe von Russen oder Ukrainern erhalten hatten. Diese Gesprächsnotizen benutzte er für seine Arbeit an dem Schwarzbuch.

In Berditschew wurden über dreissigtausend Juden getötet. Die Brüder Michel und Wulf Pekilis konnten sich retten. Die Familie konnten viele in der Stadt. Der Vater und fünf Söhne waren berühmte Steinmetze. Sie bauten Häuser in Berditschew, Fabriken in Kiew und arbeiteten sogar an der Moskauer Metro. Michel und Wulf gelang die Flucht. Sie setzten Bauern schöne Ofen und versteckten sich darin. Später gruben sie sich unter einer deutschen Behörde an der

Swerdlowsker Strasse eine Höhle, in der sie 145 Tage ausharrten. Der russische Ingenieur Jewgeni Ossipowitsch brachte ihnen zu essen. Aus diesem Sarg flohen sie in den Wald und schlossen sich einer Partisaneneinheit an. Michel und Wulf Pekilis waren an der Befreiung von Berditschew beteiligt.<sup>8</sup> Ein Junge aus Berditschew: «Sie nannten mich Mitja Ostaptschuk. In Wirklichkeit bin ich Chaim Roitman. Ich bin jetzt dreizehn Jahre alt. Die Deutschen haben meinen Vater getötet und auch meine Mama. Ich hatte einen jüngeren Bruder Borja. Ein Deutscher hat ihn mit einer Maschinenpistole getötet, direkt vor meinen Augen. ... Das war seltsam, die Erde begann sich zu drehen! Ich stand am Rand der Grube und wartete darauf, dass sie mich erschiessen. Ein Deutscher trat an mich heran und blinzelte. Ich habe nach unten gezeigt. ‚Schauen Sie, eine Uhr.‘ Ein Stückchen Glas glitzerte auf dem Boden. Als der Deutsche ein paar Schritte machte, um es aufzuheben, rannte ich weg. Er lief mir nach und ballerte aus seiner Maschinenpistole. Meine Mütze hat ein Loch bekommen. Ich rannte und rannte, bis ich zu Boden fiel. Was dann kam, weiss ich nicht mehr. Ein alter Mann, Gerassim Prokofjewitsch Ostaptschuk, hob mich auf. Er sagte: ‚Du bist jetzt Mitja, mein Sohn.‘ Er hat sieben Kinder, ich wurde das achte.

Dann kamen ein paar Deutsche, alle betrunken. Als sie mein schwarzes Haar bemerkten, begannen sie zu brüllen. Sie fragten Gerassim Prokofjewitsch: ‚Wem gehört der Junge?‘ Er antwortete: ‚Mir.‘ Sie schimpften, er lüge, weil ich schwarzhaarig sei. Er aber erwiderte ganz ruhig: ‚Er ist von meiner ersten Frau. Sie war eine Zigeunerin.‘ Als Berditschew befreit wurde, bin ich in die Stadt gegangen. Ich habe meinen älteren Bruder Jascha wiedergefunden. Auch er konnte sich retten. Jascha ist schon gross, er ist sechzehn. Er hat gekämpft. Als die Deutschen weg waren, hat Jascha den Schweinehund gefunden, der unsere Mama getötet hat. Er hat ihn erschossen.»<sup>9</sup>

Grossmans Artikel «Die Ermordung der Juden von Berditschew» wurde von den Behörden zensiert. Ihnen kam es darauf an, die Hervorhebung der Juden als Opfer abzuschwächen und das Ausmass der Kollaboration von Ukrainern bei diesen Verbrechen zu verschleiern.

Die Eroberung von Berditschew durch die Deutschen war ein Überraschungsakt. Ihre Panzerspitzen brachen plötzlich bis zur Stadt durch, sodass nur ein Drittel der jüdischen Bevölkerung evakuiert werden konnte. Am 7. Juli 1941, einem Montag, besetzten deutsche Truppen um sieben Uhr abends die Stadt.

Soldaten brüllten aus ihren Fahrzeugen: «Jude kaputt!», und gestikulierten wild mit den Armen. Sie wussten, dass nahezu die ganze jüdische Bevölkerung noch in der Stadt war.

Der Tischler Hirsch Giterman, der am sechsten Besatzungstag aus Berditschew fliehen konnte, berichtet von den ersten Verbrechen der Deutschen an den Juden. Deutsche Soldaten jagten eine Gruppe Einwohner aus ihren Häusern in den Strassen Bolschaja Schitomirskaja, Malaja Schitomirskaja und Schteinowskaja, in deren Nähe sich eine Lederfabrik befand. Sie wurden in die Gerberei gebracht und gezwungen, in grosse Gruben mit ätzender Katechu-Flüssigkeit zu springen, die zum Gerben verwendet wird.<sup>10</sup> Wer sich weigerte, wurde erschossen und danach ebenfalls in diese Gruben geworfen. Die Deutschen fanden diese Hinrichtung lustig: Sie gerbten den Juden das Fell.

Eine ähnlich «witzige» Exekution veranstalteten sie in der Altstadt. Dort befahlen sie alten Männern, Tallit und Tefillin anzulegen und in der alten Synagoge einen Gottesdienst abzuhalten, wo sie Gott bitten sollten, ihnen die Sünden an den Deutschen zu vergeben.<sup>11</sup> Sie verschlossen die Tür der Synagoge und zündeten das Gotteshaus an. Die dritte Hinrichtung veranstalteten die Deutschen an einer Wassermühle. Sie ergriffen mehrere Dutzend Frauen, befahlen ihnen, sich auszuziehen, und erklärten den Unglücklichen, wer den Fluss bei der Mühle durchschwimme, bleibe am Leben. Der aber war an dieser Stelle angestaut und deshalb sehr breit. Die meisten Frauen

erreichten das andere Ufer nicht und ertranken. Diejenigen, die es schafften, wurden gezwungen, sofort zurückzuschwimmen.

Ein weiteres Beispiel für den grausigen «Humor» der Deutschen ist die Geschichte vom Tod des alten Aron Masor, der eine koschere Fleischerei betrieb. Ein deutscher Offizier plünderte seine Wohnung und befahl Soldaten, die von ihm ausgewählten Sachen wegzutragen. Er selbst blieb mit zwei Mann zurück, um sich noch ein wenig zu vergnügen. Er hatte Masors grosses Messer entdeckt und seinen Beruf erfahren. «Ich möchte Ihnen bei der Arbeit zusehen», erklärte er und befahl den Soldaten, die drei kleinen Kinder der Nachbarin zu holen.

Tausende Menschen konnten die einfache, schreckliche Wahrheit nicht begreifen, dass staatliche Behörden diese «eigenmächtigen» Ausschreitungen billigten und sogar förderten, dass Juden jetzt ausserhalb jeden Rechts standen, gefoltert, vergewaltigt, ermordet und verbrannt werden konnten, als sei das die natürlichste Sache der Welt. Als man sie ins Ghetto umsiedelte, konnte keiner ahnen, dass dies nur der erste Schritt zur Realisierung des bereits in allen Einzelheiten ausgearbeiteten Plans war, alle zwanzigtausend Juden umzubringen.<sup>12</sup>

Ein Buchhalter aus Berditschew, der die Familie seines Freundes, des Ingenieurs Nuschny, besucht hat, berichtet, dass Nuschnys Frau viel weinte und sich darüber Sorgen machte, dass ihr Sohn, der zehnjährige Haik, im Herbst nicht weiter die russische Schule besuchen durfte.

Betagte Ärzte in Berditschew hofften ständig, dass die Rote Armee bald zurückkehren werde. Dann wieder beruhigten sie einander mit der Neuigkeit, die jemand im Radio gehört hatte, der deutschen Regierung sei eine Note mit der Forderung übergeben worden, die Ausschreitungen gegen die Juden sofort einzustellen. Aber zu dieser Zeit begannen [sowjetische] Kriegsgefangene, die die Deutschen von Lyssaja Gora herangeschafft hatten, auf einem Feld in der Nähe des Flugplatzes, wo die Gorodskaja-Strasse endet und ein gepflasterter Weg zum Dorf Romanowka führt, fünf tiefe Gräben auszuheben.

Am 4. September, eine Woche nach Einrichtung des Ghettos, wurden fünfzehnhundert junge Männer zur Landarbeit abgeholt. Sie packten Wegzehrung ein, verabschiedeten sich von ihren Verwandten und machten sich auf den Weg. Noch am selben Tag wurden alle fünfzehnhundert zwischen Lyssaja Gora und dem Dorf Chaschina erschossen. Dabei gelang es den Mördern, ihre Opfer so zu täuschen, dass bis zur letzten Minute kein Einziger ahnte, welches Schicksal sie erwartete. Man deutete sogar an, dass sie nach Abschluss der Arbeit ihren Eltern im Ghetto ein paar Kartoffeln mitnehmen durften. Und jene, die im Ghetto verblieben, erfuhren in den wenigen Tagen, die ihnen noch zum Leben blieben, auch nichts von dem Schicksal, das ihre Söhne ereilt hatte. Auf diese Weise wurden aus dem Ghetto nahezu alle jungen Männer entfernt, die Widerstand hätten leisten können. Die Vorbereitungen für die Aktion waren damit abgeschlossen, die Gräben vor der Stadt ausgehoben. Am 14. September trafen Einheiten eines SS-Regiments in Berditschew ein. Die Stadtpolizei wurde in Bereitschaft versetzt. In der Nacht vom 14. zum 15. September umstellten Soldaten das gesamte Ghetto. Als um vier Uhr morgens das Signal ertönte, begannen SS-Männer und Polizisten die Einwohner auf dem Marktplatz zusammenzutreiben. Das brutale Vorgehen sagte den Leuten, dass ihr letztes Stündlein geschlagen hatte. Viele, die den Befehlen nicht Folge leisten konnten – Greise oder Krüppel, die zu schwach waren –, wurden gleich in den Häusern getötet. Die Schreckensschreie der Frauen und das Weinen der Kinder weckte die ganze Stadt. Bald war der Marktplatz mit tausenden Menschen gefüllt.

Vierhundert Personen wurden ausgewählt – darunter die älteren Ärzte Zurowar, Baraban, Liberman und die Ärztin Blank, der Elektriker und Funkmechaniker Eppelfeld, der Fotograf Nuschny, der Schuhmacher Milmeister und der alte Steinmetz Pekilis mit seinen Söhnen Michel und Wulf, bekannte Schneidermeister, Schuhmacher, Schlosser und einige Friseure. Diesen ausgewählten Fachleuten wurde erlaubt, ihre Familien mitzunehmen.

Viele konnten ihre Frauen und Kinder nicht finden, die sie in der



riesigen Menge verloren hatten. Nach Augenzeugenberichten spielten sich erschütternde Szenen ab: Die Genannten suchten die Menge zu überschreien und riefen die Namen ihrer Frauen und Kinder. Zugleich hielten ihnen hunderte Mütter ihre Söhne und Töchter entgegen und flehten sie an, sie als ihre Kinder anzuerkennen und so vor dem sicheren Tod zu retten. «Ihre eigenen werden Sie sowieso nicht finden!», riefen sie.

Da krachten die ersten MP-Salven. Ob die Deutschen das absichtlich so eingerichtet hatten oder nicht – der Hinrichtungsort lag kaum fünfzig bis sechzig Meter von dem Weg entfernt, auf dem die Opfer herangeführt wurden. Stumm zog die Kolonne an dem Richtplatz vorbei, und tausende Augen konnten sehen, wie die Erschossenen in die Grube fielen. ... Man trieb die Menschen zunächst in die Hangars des Flugplatzes, wo sie auszuharren hatten, bis sie an die Reihe kamen. Dann mussten sie den Weg wieder zurück bis zu dem Ort gehen, wo der Tod sie erwartete.

Dieses ungeheuerliche Gemetzel an unschuldigen, hilflosen Menschen hielt den ganzen Tag an. Den ganzen Tag sickerte ihr Blut in die gelbe, lehmige Erde. Es füllte die Gräben, denn der Lehmboden nahm es nicht auf. Schliesslich trat es über die Ränder und stand in riesigen Lachen auf dem Feld, floss auseinander und sammelte sich in Bodenwellen. ... Die Stiefel der Mörder waren von Blut durchtränkt.<sup>13</sup>

In keinem seiner Artikel oder Beiträge für das Schwarzbuch erwähnte Grossman das Los seiner Mutter. Das geschah erst in seinem Roman *«Leben und Schicksal»*, in dem er sie «Anna Schtrum» genannt hat. Seine Mutter war unter den tausenden Opfern gewesen, die am Flugplatz erschossen wurden. Wie viel Schuld und Schrecken er empfand, davon zeugen zwei Briefe, die er nach dem Krieg an sie schrieb. Der erste stammt aus dem Jahr 1950.

Liebe Mama,

Von deinem Tod habe ich im Winter 1944 erfahren. Ich kam in das Haus, in dem du gelebt hast und das Tante Anjuta, Onkel David und

Natascha verlassen hatten. Dort begriff ich, dass du nicht mehr am Leben bist. Aber im Grunde genommen hatte mein Herz bereits im September 1941 gespürt, dass es dich nicht mehr gibt. Eines Nachts hatte ich an der Front einen Traum. Ich trat in dein Zimmer. Ich wusste genau, dass es dein Zimmer war, ich sah den leeren Sessel und wusste, das du hier geschlafen hattest. Über dem Sessel hing das Umschlagtuch, das du dir immer über die Beine gelegt hast. Ich habe es lange angesehen. Als ich erwachte, war mir klar, dass du nicht mehr lebst. Allerdings wusste ich damals nicht, welcher schrecklichen Tod du hattest. Das habe ich erst erfahren, als ich nach Berditschew kam und Menschen begegnete, die von der Massenhinrichtung am 15. September 1941 wussten. Ich habe mir Dutzende Male vorzustellen versucht, wie du gestorben bist, wie du dem Tod entgegengesehen hast. Ich wollte mir den vorstellen, der dich erschossen hat. Er war der Letzte, der dich lebend sah. Ich weiss, dass du in dieser Zeit viel an mich gedacht hast.

Seit über neun Jahren habe ich dir keinen Brief mehr geschrieben, dir nicht berichtet, wie ich lebe und arbeite. In diesen neun Jahren hat sich in mir so viel angestaut, dass ich mich entschlossen habe, dir zu schreiben, dir von mir zu erzählen und mich natürlich zu beklagen, dass meine Sorgen heute niemanden mehr interessieren. Du hast dich als Einzige dafür interessiert.

Ich spüre dich noch heute. Du bist für mich so lebendig wie bei unserer letzten Begegnung, wie damals, als ich noch ein kleiner Junge war und du mir vorgelesen hast. Mein Schmerz ist noch so gross wie an jenem Tag, als deine Hausnachbarn in der Utschilischtschnaja U-liza mir gesagt haben, dass du nicht mehr lebst. Dass es keine Hoffnung mehr gibt, dich wiederzusehen. Ich denke, meine Liebe zu dir und mein grosser Kummer werden mich bis zu meinem letzten Atemzug begleiten.

Grossman schrieb noch einmal an seine Mutter. Das war an ihrem zwanzigsten Todestag im Jahr 1961.

Meine Liebe, zwanzig Jahre sind seit deinem Tod vergangen. Ich

hab dich lieb, ich denke jeden Tag meines Lebens an dich, und der Schmerz hat mich in all den Jahren nie verlassen.

Das letzte Mal habe ich dir vor zehn Jahren geschrieben. In meinem Herzen bist du so, wie du vor zwanzig Jahren warst. ... Meine Liebe, ich bin du. Solange ich am Leben bin, lebst auch du. Und wenn ich einmal nicht mehr bin, dann wirst du in dem Buch weiterleben, das ich dir gewidmet habe und dessen Schicksal deinem so ähnlich ist.<sup>14</sup> Heute scheint mir, dass meine Liebe zu dir immer stärker wird und meine Verantwortung wächst, weil es heute so wenige Herzen gibt, in denen du noch lebst. Ich habe in diesen zehn Jahren harter Arbeit unentwegt an dich gedacht ...

Heute habe ich wie viele Male zuvor die wenigen Briefe noch einmal gelesen, die mir geblieben sind – von hunderten, die du mir geschrieben hast. Auch deine Briefe an Papa habe ich wieder gelesen. Dabei musste ich weinen. Meine Tränen flossen, als ich las: «Sjoma, ich habe wahrscheinlich nicht mehr lange zu leben.<sup>15</sup> Ich habe das Gefühl, dass die Krankheit mich bald besiegen wird. Ich fürchte mich davor, lange bettlägerig zu sein. Was soll der arme Junge dann mit mir anfangen? Ich mache ihm so viele Scherereien.»

Ich habe geweint, als du, die du so einsam warst und immer davon geträumt hast, mit mir unter einem Dach zu leben, an Papa schriebst: «Ich denke, es wäre vernünftig, wenn du zu Wassja ziehst, falls er Platz für dich hat. Ich sage dir das noch einmal, weil es mir jetzt gut geht. Sorge dich nicht um meinen Seelenzustand: Ich weiss meine innere Welt vor dem zu schützen, was mich hier umgibt.» Ich habe über deinen Briefen geweint, weil du dort ganz du bist, mit deiner Güte, deiner Klarheit, deinem schweren, bitteren Leben, deiner Gerechtigkeit, deiner Grossmut, deiner Liebe zu mir, deiner Sorge um die Menschen, deinem tiefen Verstand. Ich fürchte nichts, denn deine Liebe ist immer bei mir und meine Liebe stets bei dir.<sup>16</sup>

## 22.

### *Durch die Ukraine nach Odessa*

Anfang März wurde Grossman dem Hauptquartier der 3. Ukrainischen Front zugeteilt. Die Deutschen krallten sich an der Küste des Schwarzen Meeres fest, obwohl sie durch den Vorstoss der 1. Ukrainischen Front im Norden bereits abgeschnitten waren.

In der ersten Märzwoche hatte Marschall Schukow das Kommando von General Watutin übernommen, den ukrainische Partisanen von der UPA am 29. Februar aus dem Hinterhalt tödlich verwundet hatten.<sup>1</sup> Schukow führte eine neue Offensive in Richtung Ternopol an. Ebenfalls in der ersten Märzwoche rückte Marschall Konews 2. Ukrainische Front gegen Uman vor, das sie fünf Tage später, am 10. März, eroberte. Dabei wurden grosse Mengen Militärgüter erbeutet. Zweihundert deutsche Panzer, sechshundert Geschütze und viele tausend Fahrzeuge, die im tiefen Schlamm stecken geblieben und von ihren Besatzungen zurückgelassen worden waren, konnten unterwegs geborgen werden.

Die Rotarmisten fluchten darüber, dass die Wege wie jedes Frühjahr im Morast versanken, aber die Deutschen hatten darunter wesentlich mehr zu leiden. Konews Panzerkolonnen drängten vorwärts, um am Südufer des Bug Brückenköpfe zu errichten. Sie waren kaum noch hundert Kilometer von der Grenze Moldawiens und dem Dnjestr entfernt, den sie am 17. März, zwölf Tage nach Beginn der Offensive, überquerten. Die deutschen Divisionen, die nur noch einen Bruchteil ihrer Sollstärke hatten, mussten sich rasch zurückziehen, um der Einkreisung durch die sowjetischen Armeen zu entgehen. In vielen Fällen konnten sie nur noch aus der Luft versorgt werden. Sie setzten alles daran, die

Einschliessung zu vermeiden. Kein Deutscher wollte das Schicksal von Paulus' Soldaten der 6. Armee bei Stalingrad erleiden.

Inzwischen war Malinowskis 3. Ukrainische Front in einer koordinierten Offensive vom Fluss Ingulez über zwei weitere Flussläufe vorgestossen und hatte dabei sieben deutsche Divisionen abgeschnitten. Allerdings war sie dabei absolut von den Unbilden der Natur abhängig.

Vor dem Angriff sorgte sich der Militärrat der Front nur noch um das Wetter. Wie gebannt starrte man auf das Barometer. Ein Meteorologieprofessor wurde hinzugezogen. Dazu ein alter Mann, der sich mit den örtlichen Witterungsbedingungen gut auskannte. Er bestimmte nach nur ihm bekannten Anzeichen. Vorträge über Meteorologie wurden gehalten.

Am 6. März stiess General Rodion Malinowskis 3. Ukrainische Front längs der Schwarzmeerküste vor, um Odessa einzunehmen. Ihm gegenüber stand die deutsche 6. Armee, die man nach Stalingrad völlig neu aufgebaut hatte. Den Befehl dazu hatte Hitler gegeben, als könnte er damit die Niederlage ungeschehen machen. Beteiligt waren auch Generalleutnant I. A. Plijews Kavallerie, das 4. Gardekavalleriekorps und das 4. Motorisierte Korps. Die Kavallerie erwies sich in dem tiefen Schlamm als sehr nützlich.

Der Stab der Front lag im Dorf Nowaja Odessa, etwa neunzig Kilometer von Odessa entfernt. Überall fürchterlicher Morast. Wenn nicht Rudny geholfen hätte, wäre ich mit meinem Koffer nie vom Flugplatz bis zum Stab gekommen.

Ein Angriff in diesem Schlamm fordert enorme körperliche Anstrengungen. Benzin, das für hunderte Kilometer gedacht ist, wird für hunderte Meter verbraucht. Bewegliche Gruppen schneiden den Deutschen Nachschubwege und Kommunikationslinien ab. Die strömen oft chaotisch zurück.

Die ganze Steppe erzittert vom Heulen der Fahrzeuge und Zugmaschinen, die sich durch den Morast arbeiten. Trassen von Hunderten Metern Breite.

In einem Artikel für *Krassnaja Swesda* beschrieb Grossman diesen Vormarsch in allen Einzelheiten.

Immer heisser brennt die Sonne, und schon schweben leichte Staubwölkchen über den Fahrzeugen. Der hagere Hauptmann mit braun gebranntem Gesicht, an dessen Mantelschössen graubraune Erdklumpen wie Fischschuppen kleben, saugt diesen Staub genussvoll ein und sagt lächelnd: «Wie schlimm muss der Morast gewesen sein, wenn der Staub, die Geißel des Krieges, uns jetzt in die Nase steigt wie der Duft von Frühlingsblumen. Er riecht heute richtig gut.»

Noch vor wenigen Tagen hing das durchdringende Heulen der JAS von anderthalb, drei und fünf Tonnen, der Traktoren, der Zugmaschinen, der Dodges und Studebakers über dieser Steppe.<sup>2</sup> Ihre Motoren heulten auf beim Versuch, den Millionen klebriger Fangarme des Morasts zu entkommen, um mit der ruhelosen Infanterie Schritt



Im Frühjahr 1944 in der Ukraine: Soldaten versuchen, einen mit Granaten beladenen LKW, der im Schlamm stecken geblieben ist, wieder flottzumachen.

zu halten. Ihre starken Räder drehten in der spiegelglatten Spur durch und schleuderten nur klebrige Klumpen hoch. Und Tausende abgemagerter, verschwitzter Menschen schleppten und schleppten mit zusammengebissenen Zähnen Tag und Nacht unter dem endlosen Regen, in dem dreimal verfluchten tauenden Schnee den Nachschub für die angreifenden Armeen heran.

Wer wird vom Heldenmut dieser Menschen berichten? Wer wird ein Epos über diese Bewegung schreiben, die die Welt noch nicht gesehen hat, diesen schlaflosen Vormarsch, der Tag und Nacht nicht innehält? Die Infanteristen marschierten mit anderthalb Munitionssätzen<sup>3</sup>. Dabei waren schon ihre durchnässten Mäntel schwer wie Blei. In dem steifen Nordwind gefroren sie und umstanden den Körper wie eine eiserne Rüstung. An den Stiefeln klebten riesige Lehmklumpen. Zuweilen legten die Männer nicht mehr als einen Kilometer in der Stunde zurück, so mühevoll war dieser Weg. Auf Dutzenden Kilometern im Umkreis gab es keinen trockenen Fleck. Um zu verschnaufen oder ihre Fusslappen neu zu wickeln, mussten sich die Soldaten im Schlamm niederlassen. Granatwerferschützen schritten neben Infanteristen, jeder mit einem halben Dutzend Geschosse behängt, die sie sich mit Stricken auf Brust und Rücken gebunden hatten.

«Das macht alles nichts», sagten sie. «Die Deutschen haben es schwerer, das ist ihr Untergang...»

Keine Arbeit war schlimmer, als über den südlichen Bug eine Brücke zu schlagen. Die Pioniere hatten nur einen winzigen Brückenkopf am Westufer. Der Feind machte Druck, und sie mussten die Brücke nicht nur unter dem Beschuss der Deutschen, sondern auch im Feuer beider Seiten errichten. Der Morast schien bodenlos zu sein: Ein Proberohr sank elf Meter tief ein wie in einen gigantischen Teig.<sup>4</sup>

Nachdem Malinowskis Armeen die Stadt Nikolajew an der Mündung des Bug eingenommen hatten, war der Weg nach Odessa frei.

Marschall Konew erhielt den Befehl, einige seiner Verbände nach Süden schwenken zu lassen, zusammen mit Malinowski die 6. und die 8. Armee der Deutschen sowie die unglückselige rumänische 3. Armee in die Zange zu nehmen.

Das deutsche Oberkommando stellte den Befehlshaber der 16. motorisierten Division<sup>5</sup> vor ein Kriegsgericht. Seine Rechtfertigung: «Ohne ihre Fahrzeuge sind meine Männer schwächer als eine Infanteriedivision.»

Der Feind befürchtet, eingekesselt zu werden. Er glaubt nicht daran, dass die Verteidigungslinien halten, denn er bekommt von seinem Oberkommando ständig falsche Informationen.

Charaktereigenschaften unserer Offiziere in der neuen Etappe: 1. Wille; 2. Zuversicht; 3. Verachtung für den Feind; 4. die Fähigkeit, mit Panzern und Artillerie sowie mit geringen Infanteriekräften zu kämpfen; 5. Sparsamkeit, Rechnen mit jeder Patrone und jedem Geschoss, die Fähigkeit, einen grossen Krieg mit knappen Ressourcen zu führen; 6. schneller Vormarsch, das ist keine Lösung, sondern allen in Fleisch und Blut übergegangen. Rasche Flussübergänge, denn auf einem Ast schwimmend geht es hundertmal schneller, als wenn man tagelang auf Pontons wartet. Das Tempo der Verfolgung entspricht dem Tempo des Rückzugs des Gegners.

Am 10. April war Odessa wieder fest in sowjetischer Hand. Die Garnison hatte in der Hauptsache aus der rumänischen 3. Armee bestanden. Die rumänische Besatzung in der Südwestukraine war im Vergleich zur Behandlung der Bevölkerung durch die Deutschen fast milde zu nennen. Grossman zog mit den Befreiern ein und schaute sich im Bezirk Peressyp um.

Der Tag der Rückeroberung Odessas. Peressyp. Der Hafen ist leer. Dicke Rauchwolken. Militärfahrzeuge strömen donnernd in die Stadt. Überall Menschenmengen. Aus dem Gestapo-Gebäude werden verbrannte Leichen herausgetragen. Der verkohlte Leichnam eines Mädchens, dessen üppiges goldblondes Haar noch erhalten ist.



Über einer rumänischen Kantine ein Schild: «Zutritt für Deutsche verboten».

Die erste Sitzung des Gebietsparteikomitees von Odessa. Der Sekretär lädt mich hinzu. Zum ersten Mal nehme ich, nicht Parteimitglied, an einer solchen Zusammenkunft teil.

Lebensmittel sind in beträchtlichen Mengen vorhanden – Zucker, Kuchen, Mehl. Die Bevölkerung schimpft nur widerwillig auf die Rumänen. Es klingt fast, als geschehe es, weil es erwartet wird.

Dass das Ende des Krieges absehbar war, löste bei vielen Rotarmisten und in der Bevölkerung Optimismus aus. Wenn der Faschismus geschlagen war, meinten sie, konnte Stalin den NKWD und den Gulag auflösen. Derartiges hatte Grossman bereits in den Schützengräben von Stalingrad gehört, und offensichtlich teilte er diese Hoffnungen. Jetzt aber schien ihm zu dämmern, dass das Regime Stalins sich nicht grundsätzlich ändern werde.

Alte Odessaer, die auf dem Boulevard herumsitzen. Ihre phantastischen Debatten darüber, dass sich die Sowjetmacht nach dem Krieg völlig umgestalten wird.

Ein Dichter, der unter den Rumänen einen Gedichtband mit dem Titel *«Ich singe heute»* herausgebracht hat. Wir reden miteinander. Sehr unangenehmer Typ. Ich sehe seine Mutter draussen vor dem Fenster stehen. In ihrem Blick schreckliche Angst um den Sohn.

Simon Aisenstadt, der Sohn eines berühmten Rabbiners aus dem Städtchen Ostrowez.<sup>6</sup> Ein russisches Mädchen versteckte ihn über ein Jahr in ihrem Zimmer und rettete ihm damit das Leben. Sein Bericht. Das Warschauer Ghetto. Der Aufstand. Waffen lieferten die Polen. Polnischejuden mussten eine weisse Armbinde tragen. Belgische und französische Juden eine gelbe. Treblinka bei Warschau. Ein Vernichtungslager für Juden. Unter dem Badehaus eine Kammer mit rollenden Messern. Die Leichen wurden in Stücke gehauen und dann verbrannt. Berge von Asche, zwanzig bis fünfundzwanzig

Meter hoch. An einem Ort wurden die Juden in ein Bassin voller Säure getrieben. Die Schreie waren so schrecklich, dass die Bauern der Umgebung aus ihren Häusern rannten.

Achtundfünfzigtausendjuden aus Odessa wurden in Berjosowka bei lebendigem Leibe verbrannt.<sup>7</sup> Ein Teil fand bereits in den Waggonen den Tod, der Rest wurde auf eine Lichtung geführt, wo man sie mit Benzin übergoss und anzündete.

Der Bericht des Sekretärs des Gebietskomitees, Rjassenzew. Der Ort, wo hier die Juden hingerichtet wurden, heisst Domanewka.<sup>8</sup> Das erledigte ukrainische Polizei. Der Polizeichef von Domanewka hat persönlich zwölftausend Menschen umgebracht.

Im November 1942 erliess Antonescu<sup>9</sup> ein Gesetz, das den Juden gewisse Rechte gab. Die Massenhinrichtungen, die im ganzen Jahr 1942 angedauert hatten, waren damit beendet. Der Polizeichef von Domanewka und acht seiner engsten Helfershelfer wurden von den Rumänen verhaftet, nach Tiraspol<sup>10</sup> gebracht und dort vor Gericht gestellt. Das Gericht verurteilte sie wegen ungesetzlichen Vorgehens gegen Juden zu drei Monaten Zwangsarbeit.

Besonders wütete in Domanewka ein Untersuchungsrichter, ein rus-



Grossman lässt sich im April 1944 in Odessa auf der Strasse die Schuhe putzen. Aus politischen Gründen ist der Schuhputzer nicht im Bild.

sischer Jurist aus Odessa, der aus reinem Vergnügen jeden Tag acht oder neun Menschen umbrachte. Das nannte man «zur Jagd gehen». Die Menschen wurden gruppenweise mit Maschinengewehrfeuer niedergemäht. Kinder warf man in Gräben mit brennendem Stroh.

Als Antonescus Gesetz in Kraft trat, waren in Domanewka noch dreihundertachtzig Odessaer Juden am Leben, dazu vierzig Kinder in einer Krippe. Sie leben immer noch, wenn sie auch keine Kleider und keine Schuhe haben. In Domanewka wurden insgesamt etwa neunzigtausend Odessaer Juden ermordet. Die Überlebenden haben vom Jüdischen Komitee Rumäniens Hilfe erhalten. Neben Juden aus Odessa wurden auch rumänische Juden umgebracht. Man lockte sie unter Vorwänden nach Domanewka. Dort wurde auch ein Millionär, einer der reichsten Männer Rumäniens, erschossen. Er fuhr nach Domanewka, weil man ihn glauben machte, er könne dort lokale Tonerdeuvorkommen abbauen. Drei Juden waren an den Folterungen und Mordaktionen beteiligt. Sie sind jetzt in Haft.

In Odessa wurden die Juden zunächst zusammengetrieben und dann wieder freigelassen. Später, am 10. Januar 1942 wurden sie ins Ghetto von Slobodka gepfercht. Es war sehr kalt. Als man sie aus dem Ghetto zu den Transportzügen trieb, blieben Hunderte toter Frauen, Kinder und Greise auf den Strassen liegen.

Nachdem Grossman erleben musste, wie viele Menschen, die er gekannt hatte, inzwischen tot waren, widerfuhr ihm in diesem Frühjahr unweit von Berditschew das Gegenteil. Er besuchte eine Panzerbrigade der 1. Ukrainischen Front, die bei Winniza neu ausgerüstet wurde, wo sich ein Hauptquartier Hitlers mit der Bezeichnung «Werwolf» befunden hatte. Er wurde zum Abendessen mit dem Brigadekommandeur eingeladen, einem kleinen, ruhigen, gutmütigen Mann, wie Ortenberg ihn in seinem Bericht beschreibt. «Als sie im Gespräch auf Zeiten und Orte von Gefechten kamen, wurde Grossman klar, dass er denselben Babadschanjan vor sich hatte, der in Stalingrad das 395. Regiment be-



Wassili Grossman mit seinem Helden, dem Panzerkommandeur Oberst Babadschanjan, der 1956 den Aufstand in Ungarn niederschlug.

fehligt und den er zum Helden seines Romans [*«Dies Volk ist unsterblich»*] gemacht hatte.

Ja, ich war dort', bestätigte Babadschanjan. ‚Und Sie haben mich sterben lassens

‚Ich habe Sie sterben lassen', antwortete Grossman. ‚Aber ich kann Sie wieder zum Leben erwecken'.»<sup>11</sup>

## 23.

### «Operation Bagration»

Nachdem der vollständigen Befreiung Leningrads und der überraschend schnellen Rückeroberung der Ukraine konsultierte Stalin seine Berater im Moskauer Hauptquartier. Das waren Schukow, jetzt stellvertretender Oberbefehlshaber, Generalstabschef Wassilewski und dessen Stellvertreter Antonow<sup>1</sup>, dazu der Chef der Operativen Verwaltung, General Schtemenko<sup>2</sup>. In der zweiten Aprilhälfte erging an die Frontkommandeure die Weisung, ihre Stellungen zu befestigen und für die Verteidigung einzurichten, während über das weitere Vorgehen entschieden wurde. Ende April hatte Stalin Weissrussland für den nächsten Hauptschlag ausersehen. Sollte er dort Erfolg haben, so stünde ihm eine Ausgangsposition zur Verfügung, von der aus er zu Beginn des folgenden Jahres zum Marsch auf Berlin ansetzen könnte.

Nachdem die geschlagenen Divisionen der Wehrmacht im Süden nach Rumänien zurückwichen, wurde Grossman nach Norden in das östliche Grenzgebiet Weissrusslands beordert, das letzte grössere Stück sowjetischen Territoriums, das noch von den Deutschen besetzt war. Er kam fast in dieselbe Gegend zurück, wo er sich bei Kriegsbeginn vor fast drei Jahren aufgehalten hatte. Der östliche Teil Weissrusslands sollte zum Ausgangspunkt für die ehrgeizigste Operation im Krieg zwischen Hitlerdeutschland und der Sowjetunion werden.

Das Hauptquartier hatte gerade von den USA und Grossbritannien die Mitteilung erhalten, dass «Operation Overlord» Ende Mai stattfinden sollte. Die Planungen für den Angriff auf den grossen weissrussischen Frontbogen liefen unter totaler Geheimhaltung ab.

Ausser Stalin waren nur fünf Personen eingeweiht. Sie wussten, dass sie die Deutschen über die Richtung des Hauptschlages täuschen mussten. Die Panzerarmeen, die im Süden standen, blieben dort und wurden weiter konzentriert, um den Eindruck zu erwecken, der nächste grosse Vorstoss werde südlich der Pripjatsümpfe erfolgen. Den drei ukrainischen Fronten wurde das Einhalten strikter Funkstille befohlen, wie sie unmittelbar vor einem Angriff üblich ist. Man setzte das Gerücht in Umlauf, ein Landemanöver an der rumänischen Schwarzmeerküste stehe bevor. Die Deutschen fielen auf den Trick herein. Sie verstärkten den Südabschnitt ihrer Front, vor allem in der Gegend um Lwow [Lemberg].

Die sowjetischen Vorbereitungen, die den Einsatz von 1'250'000 Mann vorsahen, waren am 20. Mai abgeschlossen. Inzwischen wurden frisch verstärkte Panzerverbände insgeheim zur Ostgrenze Weissrusslands gebracht. Stalin selbst nannte die Operation zu Ehren des grossen georgischen Generals, der bei Borodino gefallen war, «Bagration». Rokossowski, ein Pole, den Berijas NKWD vor dem Krieg verhaftet und gefoltert hatte, wagte es, mit Stalin eine heftige Polemik über die erste Phase der Operation zu führen, die zwei Umfassungsangriffe bei Witebsk und Bobruisk, zu beiden Seiten des «weissrussischen Balkons», vorsah, um die Hauptstadt Minsk einzukreisen. Molotow und Malenkow hatten versucht, Rokossowski davon abzuhalten, dem allmächtigen Oberbefehlshaber zu widersprechen. «Wissen Sie, mit wem Sie sich da anlegen?», fragten sie. Aber Stalin imponierte Rokossowskis Mut, und er akzeptierte dessen Einwand.

Am 6. Juni 1944 landeten die Westalliierten in der Normandie, während die Rote Armee ungeduldig auf weitere Verstärkungen und Technik wartete, die auf einem völlig überlasteten Eisenbahnnetz herangeführt werden mussten. Grossman hielt fest, wie man auf die Ereignisse in der Normandie reagierte.

Zur Errichtung der zweiten Front. Am ersten Tag grosse Begeisterung, Käppis flogen in die Luft. Spontane Versammlungen, Salutschüsse, dann aber ein rasches Abflauen des Interesses.

Zur Einstellung der Rotarmisten: Einer, der im Transportzug von der

Landung der Alliierten erfuhr, meinte: «Na, jetzt werden wir sicher gar nicht mehr ausgeladen.»

Die meisten Soldaten, selbst Offiziere, hatten kaum eine Chance zu erfahren, was sich jenseits ihrer Einheit abspielte. Daher wurde jemand, der wie Grossman von aussen kam, heftig mit Fragen bestürmt.

Kommandeure und Rotarmisten wollen vor allem zu internationalen Themen etwas von mir wissen. Dazu stellen sie sehr viele Fragen: die zweite Front, Japan, Türkei, Iran und hunderte andere Themen. Weniger Fragen werden nach der Entwicklung im Lande gestellt. Offenbar wollen sie sich [anhand der internationalen Entwicklung] ein Bild davon machen, wie der Krieg verläuft und wie lange er noch dauern wird.

Grossman kam gerade rechtzeitig, um die Grosseffensive von General Batows 65. Armee mitzerleben, die Teil der 1. Weissrussischen Front unter Marschall Rokossowski war. Der Angriffstermin wurde mehrfach verlegt und erfolgte schliesslich am 22. Juni, dem dritten Jahrestag des deutschen Überfalls. Zwei Tage später verliessen drei von Rokossowskis Armeen – Gorbatows 3., Romanenkos 48. und Batows 65. Armee – ihre Stellungen in den sumpfigen Wäldern am Nordrand der Pripjatsümpfe und griffen die 9. Armee der Deutschen bei Bobruisk an der Beresina an. Zwar vermochten die deutschen Verteidiger – etwa fünftausend Mann von der 383. Infanteriedivision – den ersten Ansturm bis zum 27. Juni abzu wehren, doch dann mussten sie feststellen, dass sie bereits eingekreist waren. Unter ihrem Kommandeur, General Hamann<sup>3</sup>, versuchten sie den Ring in nördlicher Richtung zu durchbrechen. Dort aber schnitt ihnen Gorbatows 3. Armee den Weg ab. Grossman beschrieb das, was er in Bobruisk sah, anders als die meisten sowjetischen Berichterstatter, denen vor allem daran gelegen war, die kollektive Stärke der Roten Armee zu preisen. Selbst im entmenslichten Gemetzel des Schlachtfelds interessierte ihn stets das Schicksal des Einzelnen.

Manchmal ist man einfach erschüttert von dem, was man sieht. Alles Blut weicht aus dem Herzen, und du weisst, dass dich dieses schreckliche Bild bis zu deinem letzten Atemzug verfolgen und deine Seele bedrücken wird. Aber es ist ganz merkwürdig: Wenn du dann darüber schreiben willst, ist das alles auf Papier gar nicht festzuhalten. Du schreibst von einem Panzerkorps, von der schweren Artillerie, vom Durchbrechen der Verteidigungsstellung. Aber da hat auch eine Grossmutter mit einem Soldaten gesprochen, da stand ein neugeborenes Fohlen auf seinen wackligen Beinen in einem verwüsteten Feld neben dem Leichnam seiner getöteten Mutter, da hing mitten in einem brennenden Dorf ein dicker Bienenschwarm an einem blühenden Apfelbaumzweig, und ein alter Weissrusse kroch barfuss aus dem flachen Graben, in dem er vor den Granaten Deckung gesucht hatte, um den Schwarm abzunehmen. Die Soldaten schauen ihm zu, und, mein Gott, wie viel ist da in ihren nachdenklichen, traurigen Augen zu lesen. In diesen Kleinigkeiten liegt die Seele des Volkes, liegt unser Krieg mit all seinen Leiden und Siegen...

Wie sollten wir unsere alte Division wiederfinden, die wir aus Stalingrad kannten<sup>4</sup> – in diesem Rauch und Staub, beim Dröhnen der Motoren, beim Klirren der Ketten von Panzern und Selbstfahrlafetten, beim Quietschen der Räder der riesigen Fuhrwerke, die nach Westen zogen, im Strom der nach Osten flutenden Kinder mit blossen Füßen und Frauen in weissen Kopftüchern, die die Deutschen vor der Schlacht vertrieben hatten und die jetzt nach Hause wollten? Gute Menschen rieten uns, nicht weiter herumzufragen, sondern nach dem Markenzeichen der Division Ausschau zu halten, dem Kamel Kusnetschik [«Grashüpfer»], das dem Artillerieregiment als Zugtier diente. Dieser Bewohner Kasachstans war den ganzen Weg von Stalingrad bis zur Beresina mitgezogen. Selbst die Melder suchten im Tross nur nach Kusnetschik und fanden so ohne Mühe den Stab, der Tag und Nacht seinen Standort wechselte. Wir lachten über diesen merkwürdigen Rat wie über einen Witz und fuhren weiter.



Wieder tauchen wir in Staub und Getöse der Hauptstrasse ein. Und das Erste, was wir sehen, ist ein angeschrirtes Kamel. Es ist braun und fast nackt, denn es hat all seine Wolle verloren. Da haben wir den berühmten Kusnetschik. Ein Trupp deutscher Kriegsgefangener kommt uns entgegen. Das Kamel wendet ihnen seinen Kopf mit der verächtlich herabhängenden Unterlippe zu. Offenbar fällt ihm die ungewohnte Farbe ihrer Uniformen auf, vielleicht spürt es auch den fremden Geruch. Der Gespannführer ruft den Begleitsoldaten munter zu: «Her mit den Deutschen! Die verspeist Kusnetschik zum Frühstück!» Bereitwillig erzählt er uns die Biographie des berühmten Tieres: Bei Beschuss sucht er Deckung in einem Granaten- oder Bombentrichter. Er hat sich schon drei Tressen für Verwundungen und die Medaille «Für die Verteidigung von Stalingrad» verdient. Dem Gespannführer hat der Kommandeur des Artillerieregiments, Kapramanjan, eine Auszeichnung versprochen, wenn er Kusnetschik bis nach Berlin bringt.<sup>5</sup> Wir folgten Kusnetschik und gelangten so zum Divisionsstab.

Viele alte Bekannte, an die ich mich selbst nach kurzen Begegnungen erinnerte, fand ich in Gurtjews Division nicht mehr wieder. Auch Gurtjew selbst nicht. Er war bei der Einnahme von Orjol gefallen. Als eine Granate den Beobachtungspunkt traf, hatte er mit seinem Körper Befehlshaber Gorbатов gedeckt. Dessen Mütze war mit dem Blut des Generals besprenkelt.

Wir fuhren in Bobruisk ein, als die Häuser brannten oder nur noch Ruinen waren. Der Weg nach Bobruisk ist ein Weg der Vergeltung! Zwischen ausgebrannten und zerfetzten deutschen Panzern und Selbstfahrlafetten kommt unser Fahrzeug kaum durch. Die Truppen schreiten über die Leichen von Deutschen. Hunderte, tausende Tote! Sie liegen mitten auf der Strasse, in Gräben, unter Kiefern, im zertrampelten grünen Roggen. Es gibt Stellen, wo die Fahrzeuge über Leichen fahren müssen, weil sie dicht an dicht liegen. Überall werden sie vergraben, aber es sind so viele, dass dies an einem Tag nicht möglich ist. Und der Tag ist hier drückend heiss und windstill. Die

Menschen, die auf dieser Strasse gehen und fahren, haben Mund und Nase mit einem Tuch bedeckt. Hier hat der Kessel des Todes gebrodelt, hier ist Vergeltung geübt worden, harte, schreckliche Rache an denen, die, ohne die Waffen niederzulegen, auf der von unseren Truppen bereits gesperrten Strasse nach Westen zu entkommen suchten.

Als wir in das brennende, zerstörte Bobruisk einfahren, sitzt ein deutscher Soldat am flachen, sandigen Ufer der Beresina. Er ist am Bein verwundet. Er hebt den Kopf und schaut auf die Panzerkolonnen, die über die Brücke rollen, auf die Artillerie und die Selbstfahrlafetten. Ein Rotarmist tritt heran, schöpft mit einer Konservendose Wasser aus dem Fluss und gibt ihm zu trinken. Unwillkürlich muss ich daran denken, was wohl ein Deutscher im Sommer 1941 getan hätte, als die Panzerkolonnen der faschistischen Truppen über diese Brücke rollten, wenn damals am sandigen Ufer der Beresina ein Rotarmist mit durchschossenen Beinen gesessen hätte.<sup>6</sup>

Grossman erhielt die Erlaubnis, gefangen genommene deutsche Generale zu interviewen. Generalleutnant von Lützwow, der Befehlshaber des XXXV. Infanteriekorps, war ein dreiundfünfzigjähriger Preusse, der in einem weiteren Kessel bei Bobruisk in Gefangenschaft geraten war.<sup>7</sup> Den meisten Berichten zufolge war er dem Druck erlegen, eine unhaltbare Position verteidigen zu müssen, da Hitler jeden Antrag auf Rückzug abgelehnt hatte.

Generalleutnant Lützwow hat keine hohe Meinung von unserer Armee. Der Soldat zeige keine Initiative. Wenn auf dem Schlachtfeld die Führung ausfalle, wisse er nicht, was er tun solle. Die Artillerie sei stark. Aber die Luftwaffe werfe ihre Bomben völlig ziellos ab. Lützwow beklagte sich darüber, dass ihm die Hände gebunden gewesen seien. Wenn er zum Beispiel eine Ortschaft aufgeben wollte, brauchte er dazu die Genehmigung der Armee, diese die Genehmigung des Stabes der Heeresgruppe und der die Genehmigung des OKH.<sup>8</sup> Die Weisung zum Rückzug des XXXV.

Infanteriekorps erhielt Lützow erst, als sich der Ring bereits geschlossen hatte.

SS-General Heyne über sich selbst: «Ich bin ein Frontschwein.»<sup>9</sup>

Die meisten der deutschen Generäle, Offiziere und Soldaten, die bei der «Operation Bagration» in Gefangenschaft gerieten, wurden bei einer Siegesparade der Roten Armee am 17. Juli durch Moskau geführt. Die sowjetische Propaganda hatte so übertrieben, dass viele russische Kinder Raubtierbestien, nicht besiegte Soldaten erwarteten. Die Durchführung der Parade weist auf die Bedeutung dieser wichtigen Niederlage der Deutschen hin, bei der die Wehrmacht über dreihunderttausend Mann verlor – mehr als in Stalingrad.

Offenbar erhielt Grossman von Offizieren der sowjetischen Aufklärung Informationen über gefundene Papiere und Aussagen von Gefangenen.

Eine deutsche Karte wurde erbeutet, die beinahe zu hundert Prozent mit den Ergebnissen unserer Aufklärung übereinstimmt – nicht nur was die Divisionen, sondern auch was die Reserven, die Nahtstellen der Einheiten und vieles andere betrifft.

Ein gefangener deutscher Offizier sagt, unter den Offizieren werde ständig über zu erwartende Schläge der Russen diskutiert.

Kaum einer glaubt, dass die Front zu halten ist. Viele sprechen vom gigantischen Kessel Weissrussland.

[Vor dem sowjetischen Angriff] fuhr Feldmarschall Busch die Einheiten in den vordersten Linien ab, um «Zuversicht und Durchhaltevermögen» zu stärken. Die Deutschen haben bereits einige Einheiten aus den vordersten Linien abgezogen und ins Hinterland verlegt, möglicherweise wegen des Einmarschs der Alliierten.<sup>10</sup>

Für den Vormarsch in nordwestlicher Richtung auf Minsk schloss sich Grossman General Batows 65. Armee an. In kaum mehr als einer Woche waren die Verteidigungslinien der Heeresgruppe Mitte überrannt. Die Deutschen verloren zweihunderttausend Mann und neunhundert Panzer. Aber auch die sowjetische Seite erlitt in einigen Abschnitten

erschreckende Verluste. Selbst abgebrühte Generäle der Roten Armee waren erschüttert von den Ausmassen des Gemetzels. Dabei hatte die Schlacht gerade erst begonnen. Hitler und dem deutschen Oberkommando war immer noch nicht klar, dass die sowjetische Strategie auf zwei Zangenbewegungen hinauslief. Man beabsichtigte, einen inneren Kreis um Minsk zu legen und einen äusseren, der die gesamte Heeresgruppe Mitte einschliessen sollte.

Am 3. Juli fuhren sowjetische Panzer in den Vororten von Minsk ein. Wieder wurden hunderttausend deutsche Soldaten eingekesselt und fast die Hälfte getötet. Grossman notierte in dieser Zeit, was er gerade zu hören bekam – Berichte über Grausamkeiten der Deutschen, Vergeltung und Lagebeschreibungen. Italienische Soldaten, die bereits in Russland für die faschistische Sache gelitten hatten, an die die meisten von ihnen nicht glaubten, mussten nun nach dem Waffenstillstand Italiens mit den Alliierten das Los von Gefangenen und Sklavenarbeitern der Deutschen auf sich nehmen. Grossman hörte sogar davon, dass einige von ehemaligen Rotarmisten getötet wurden, die der Wehrmacht in verschiedenen Funktionen dienten.

Italiener, von Wlassow-Leuten erschossen.<sup>11</sup> Massentötungen von [sowjetischen] Kriegsgefangenen am 12. und 13. Februar 1944. Am Morgen waren längs der ganzen Strasse Sowjetskaja Uliza tausende Leichen aufgeschichtet.

Ein Grossfeuer in den Vierteln nahe am Fluss: Hunderttausende Obdachlose sitzen auf ihren Habseligkeiten. Sessel, Bilder, Hirschgeweihe, kleine Mädchen mit Katzenjungen.

[Deutsche] Gefangene schleppen sich ohne Bewachung dahin, sie sind in niedergedrückter Stimmung. Autos fahren vorbei. Einer zieht bei jedem vorbeifahrenden Auto seinen Uniformrock stramm und erweist ihm den Gruss.<sup>12</sup>

Eine andere Version dieser Szene deutet an, dass besagter deutscher Gefangener möglicherweise an einer Bombenneurose litt.

Vergeltungsmorde waren nicht verwunderlich nach den brutalen

Aktionen gegen die Partisanen in Weissrussland seitens der Deutschen und ihrer Hilfskräfte, die die Rote Armee meist generell als «Wlassow-Leute» bezeichnete.

Ein Partisan, ein kleines Männlein, erschlug zwei Deutsche mit einem Pfahl, nachdem er sie aus einer Kolonne von Kriegsgefangenen herausgeholt hatte. Ihm schien, diese beiden hätten seine Tochter Olga und deren zwei kleine Söhne ermordet. Er brach ihnen alle Knochen, schlug ihnen die Schädel ein und brüllte dabei unter Tränen: «Das ist für Olga! Und das für Kolja!» Als sie schon tot waren, lehnte er die Leichname gegen einen Baumstumpf und drosch weiter auf sie ein.

Sie töten Wlassow-Leute – ein Landsmann den anderen, der aus Orjol einen Mitbürger, der Usbeke seinen Landsmann.

Es gibt fast keine deutschen Flugplätze auf unserem Boden mehr. Unsere Jäger überfliegen das Territorium der Deutschen, bald wird ihr Land in Flammen stehen.

Alle haben jetzt deutsche Mundharmonikas. Das ist das Instrument der Soldaten, weil man es sogar auf einem schaukelnden Pferdewagen oder LKW spielen kann.

In der Division sind Angehörige von vierzehn Nationalitäten.<sup>13</sup> Papier für selbstgedrehte Zigaretten ist so schwer zu bekommen, dass die Soldaten in manchen Fällen die Bescheinigungen über ihre Verwundungen und andere Dokumente dafür verwenden.<sup>14</sup> Nachrichtensoldat Skworzow ist klein und hässlich. Er hat drei Verlobte. Die erste hat ihm ein Foto geschickt, aber nicht von sich selbst. Die zweite hat ihm einen Anzug, Grösse 48, genäht, er trägt aber Grösse 46. Er ruft den Mädchen aus der Politabteilung zu: «Wir werden hier alle kurz gehalten, und ihr schaut nur nach den Sternen auf den Schulterklappen. Wenn der Krieg zu Ende ist, werdet ihr mit leeren Händen dastehen.»

Der Richtschütze Gardesergeant Konkow war der einzige Überlebende. Er hat mit seiner Maschinenpistole vierzig gefangene Deutsche gezwungen, ihre Haubitze umzudrehen und [auf ihre Landsleute] zu feuern.<sup>15</sup>

Grossman bewunderte General Batow, den Kommandeur der 65. Armee, der von Rokossowski den Befehl erhalten hatte, nach Westen auf Warschau zu marschieren.

Batow teilt den typisch russischen Optimismus nicht. Klischees sind immer schädlich – gerade wenn man siegreich ist.

Wie die besten Kommandeure von Stalingrad, zum Beispiel Gurtjew, der seine Männer Gräben ausheben und sie dann von Panzern überrollen liess, hielt Batow viel von realitätsnahen Übungen.

Übung vor dem Angriff. «Wenn da ein Sumpf bis zur Brust ist, muss man in diesem Sumpf üben. Ist da eine Schlucht, so spring hinein.» Gespräch mit dem Stabschef der Artillerie. Die russische Artillerie. Die russische Kanone. Das beste Stück der russischen Artillerie ist die 152-Millimeter-Haubitze. Sie ist Kanone und Haubitze zugleich. Die Artillerie passt zum Charakter des Russen. Ein Artillerieaufklärer ist ein Infanterist, der zur Kanone seinen Einfallsreichtum hinzugibt. Gewaltige Feuerkraft. Die Deutschen sind von der [Betonung der] Technik bei Kriegsbeginn zur Infanterie gekommen, wir kommen von der Infanterie und stützen uns jetzt vor allem auf die Technik.

Die deutsche Aufklärung ist schwach. Sie bestreichen eine Fläche mit ihrem Feuer. Schnell lassen sie ihr Geschütz im Stich. Die Schützen laufen eher davon als die Infanterie. Bei uns ergreift gewöhnlich die Infanterie lange vor den Artilleristen die Flucht.

Zwar ist die Nitroglyzerin-Granate der Deutschen stärker als unser Pyroxylin-Geschoss, aber dafür ist die Kanone der Deutschen nicht sehr haltbar.<sup>16</sup>

Am 13. Juli wurde ein weiterer Schlag gegen die Deutschen geführt. Die 1. Ukrainische Front, jetzt unter dem Befehl von Marschall Konew, griff die Stadt Lwow an. Das hatten die Deutschen bereits vor «Operation Bagration» erwartet. Es war die erste Etappe eines Vorstosses, bei

dem Konews Armeen bis zur Weichsel gelangen sollten. Nach etwas mehr als zwei Wochen errichteten sie auf dem Westufer des Flusses bei Sandomierz, kaum zweihundert Kilometer südlich von Warschau, einen Brückenkopf. Inzwischen stürmte Rokossowskis 1. Weissrussische Front nördlich und südlich von Warschau nach Westen vor.

Als die 65. Armee polnisches Gebiet erreichte, gab es unter den Soldaten gemischte Gefühle oder gar Verwirrung hinsichtlich der Ortsbevölkerung. Das betraf vor allem jene, die wussten, dass die Sowjetunion Polen 1939 als Teil des Molotow-Ribbentrop-Paktes einen Dolchstoß versetzt hatte. Die Polen waren ein traditioneller Gegner, aus sowjetischer Sicht weitgehend antikommunistisch und reaktionär eingestellt. Zugleich hassten sie die Deutschen und hatten sich tapfer verteidigt. Nun mussten sie erleben, wie die vermeintlichen Befreier in ihrem Land plünderten und vergewaltigten. Grossman, der den Ruf der Polen als Antisemiten ganz sicher kannte, muss selbst von widersprüchlichen Empfindungen beherrscht worden sein, als er Gedanken notierte, auf die er später zurückkam.

Über die Polen. Glaube an Gott. Kompanien von Gläubigen.  
Kompanien von Nichtgläubigen. Priester. Ihre Hierarchie.

Grossman schrieb einen Artikel, in dem er die Befreiung Polens pries. Er wusste nichts davon, wie brutal die Bevölkerung Ostpolens nach dem Einmarsch der Roten Armee 1939 behandelt worden war, als Nazideutschland und die Sowjetunion das Land untereinander aufteilten. Viele arme Bauern erwarteten jetzt die Landreform, die die polnische kommunistische Marionettenregierung in Lublin ihnen versprach. Menschen mit höherer Bildung hatten allerdings guten Grund zu fürchten, dass das Stalinregime seine Politik der Beseitigung aller fortsetzen werde, die die Führung der Kommunistischen Partei infrage stellen konnten.

Aus Laubwäldern und Sümpfen, die mit fast unnatürlich grünem, dichtem Gras bewachsen sind, über sandige Feldwege ziehen mit Fuhrwerken und zu Fuss tausende und abertausende polnische Bau-

ern. Sie fahren und schleppen in ihre Dörfer zurück, was sie vor den Deutschen verstecken konnten, treiben ihre Kühe, Kälber und Pferde nach Hause. Diese Bauern in Filzhüten, ohne Jacken und Schuhe, diese Bäuerinnen in Kopftüchern und Schürzen, mit Winterkleidung, Kissen und Decken, mit Spiegeln und handgewebten Läufern beladen, ziehen unseren Panzerspitzen, den Vorausabteilungen der Infanterie und Kavallerie entgegen. Das ist der umfassendste Ausdruck von Freundschaft und Vertrauen des polnischen Volkes zur Roten Armee. Dieser Marsch der polnischen Bauernschaft, die unter dem Donner der sowjetischen Artillerie ihr Vieh aus den Wäldern treibt und ihre Habe heimträgt, beweist am besten, dass der polnische Bauer die moralische und politische Ehrenhaftigkeit unserer Truppen begreift.

Ich frage, ob die Leute auf die Rote Armee gewartet haben. Einige antworten mir mit einem Satz, den ich schon früher gehört habe: «Wie auf Gott, den Erlöser!»

Nur eine Art Klagen und Stöhnen habe ich in Polen nicht vernommen, nur eine Art Tränen nicht gesehen. Die Klagen und Tränen der Juden. Die gibt es in Polen nicht mehr. Sie sind alle erstickt und erschlagen worden – vom uralten Mann bis zum neugeborenen Kind. Ihre Leichen wurden in Ofen verbrannt. Selbst in Lublin, der polnischen Stadt mit der grössten jüdischen Bevölkerung, wo vor dem Krieg über vierzigtausend Juden lebten, bin ich nicht einem einzigen Kind, einer Frau oder einem Greis begegnet, die die Sprache meines Grossvaters und meiner Grossmutter sprechen.<sup>17</sup>

Bei seiner weiteren Beschäftigung mit der Frage, wie sich der Holocaust in Mitteleuropa abgespielt hatte, sollte Grossman jedoch bald erfahren, dass die Polen bei all ihrem Antikommunismus anders waren als die Ukrainer. Nur sehr wenige hatten mit den Nazis kollaboriert.<sup>18</sup>



## 24.

### *Treblinka*

Im Juli 1944 schloss sich Grossman, jetzt wieder in Begleitung von Trojanowski, erneut General Tschuikow und dessen Stalingrader Armee an, die inzwischen in «8. Gardearmee» umbenannt worden war. Trojanowski beschrieb, wie sie sich der Stadt Lublin in Ostpolen näherten. «Die Strasse nach Lublin ist buchstäblich von Truppen verstopft. Von beiden Seiten heftige Luftkämpfe. Wassili Grossman und ich beobachten wechselnd den Himmel. Es hat geregnet. Wasser steht in Gräben, Bomben- und Granattrichtern. Trotzdem muss man sich oft hineinwerfen, wenn die feindlichen Messerschmitts anfliegen.»<sup>1</sup>

Trojanowski notierte auch eine Begegnung mit General Tschuikow. Grossman verlor keine Zeit und befragte den General, der zwei verbundene Hände hatte.

«Was ist mit Lublin?», erkundigte sich Grossman.

„Lublin wird befreit. Das ist nur noch eine Sache von Stunden. Etwas ganz anderes bereitet mir Sorgen.“ Wir schwiegen und warteten, bis er fortfuhr. „Berlin ist jetzt fast mit der Hand zu greifen. Und es ist der Traum jedes sowjetischen Militärs, an der Eroberung Berlins teilzunehmen. Aber ich fürchte, dass das Hauptquartier seine Meinung ändert und meine Armee in eine andere Richtung schickt. Das ist schon früher mehrfach geschehen. Dabei haben wir die Logik und den gesunden Menschenverstand auf unserer Seite. Stellen Sie sich vor: Die Stalingrader marschieren auf Berlins“<sup>2</sup>

Während Tschuikow das Recht seiner Armee auf den Ruhm bekräftigte, am Sturm auf Berlin beteiligt zu werden, stiessen seine Soldaten auf das Lager Majdanek jenseits von Lublin.

Als die Rote Armee im Sommer 1944 tief nach Polen vordrang, machte sie Entdeckungen, deren Ausmasse noch grausiger waren als die Massaker von Babi Jar, Berditschew und Odessa. Majdanek, ursprünglich Gefangenenlager für Soldaten der Roten Armee, war zu einem Konzentrations- und Vernichtungslager umfunktioniert worden. Als um Lublin bereits gekämpft wurde, tötete man im Lager noch Häftlinge des Gestapo-Hauptquartiers der Stadt. Am 24. Juli wurde das Krematorium in Brand gesteckt, um die dort begangenen Verbrechen zu verschleiern, bevor die sowjetischen Truppen das Lager erreichten.

Obwohl Grossman vor Ort war, flog man seinen Rivalen Konstantin Simonow ein, der ihn bereits in Stalingrad abgelöst hatte, damit er für *Krassnaja Swesda* über die Verbrechen der Nazis berichte. Simonow, der als regimetreu galt, vermied in seinem Artikel jede Hervorhebung der jüdischen Identität der Opfer. Die Politische Hauptverwaltung der Roten Armee liess ausserdem westliche Journalisten aus Moskau kommen, und der Kreml richtete eine Sonderkommission für die Untersuchung der Verbrechen der Deutschen im Vernichtungslager Majdanek ein. Da dort auch viele nichtjüdische Polen und russische Kriegsgefangene gelitten hatten, war das Lager aus Sicht der sowjetischen Behörden geeignet, für ihre Propaganda genutzt zu werden.

Der Ort Treblinka weiter nördlich wurde fast zur gleichen Zeit wie Majdanek von anderen Einheiten der 1. Weissrussischen Front erreicht. Das war das erste Vernichtungslager der «Aktion Reinhard», das den sowjetischen Truppen in die Hände fiel. Auf Himmlers direkte Weisung hatte die SS versucht, alle Spuren seiner Existenz zu beseitigen.<sup>3</sup> Die Rote Armee machte etwa 40 Überlebende des Lagers ausfindig. Einige hatten sich in den umliegenden Kiefernwäldern versteckt. Grossman, der die Erlaubnis bekam, dorthin zu fahren, befragte sie umgehend, dazu ansässige polnische Bauern. Sein Bericht, eine sorgfältige Zusammenfassung dieser Gespräche über das Schicksal der achthunderttausend Opfer, gilt als sein eindrucksvollstes Werk. Grossman scheint das Hauptthema instinktiv erfasst zu haben: Wie konnte eine Mannschaft von fünfundzwanzig SS-Leuten und etwa hundert ukraini-



Majdanek, wie es Grossman im Juli 1944 gesehen haben muss.

schen Wachmännern so viele Menschen umbringen? Er fand bald heraus, dass dies dem kleinen Kontingent mit Mitteln der Täuschung, der psychologischen Desorientierung und schliesslich des nackten Terrors gelungen war. Der Artikel wurde im November unter dem Titel «Eine Hölle namens Treblinka» in der Literaturzeitschrift *Snamja* veröffentlicht und später auch vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg zitiert.

Sparsamkeit, Exaktheit, Gründlichkeit, peinliche Sauberkeit – solche guten Charaktermerkmale sind vielen Deutschen eigen. Angewandt auf Landwirtschaft oder Industrie, tragen sie reiche Früchte. Der Nazismus hat diese Eigenschaften für Verbrechen gegen die Menschlichkeit genutzt. Die SS hat in den Arbeitslagern in Polen agiert, als ginge es um den Anbau von Blumenkohl oder Kartoffeln. Das Lagergelände war in gleichmässige Rechtecke eingeteilt, die Baracken standen wie mit dem Lineal gezogen, die Wege waren von Birken gesäumt und mit Sand bestreut. Auf gedüngtem Boden



Juden des Warschauer Ghettos, die für die Deportation zusammengetrieben worden sind.

wuchsen Astern und Dahlien. Es gab Betonbecken für Wassergeflügel, andere Becken mit bequemen Stufen für das Wäschewaschen, Einrichtungen für das deutsche Personal, wie eine mustergültige Bäckerei, einen Friseur, eine Garage, eine Tankstelle und Lagerhäuser. Nach diesem Prinzip war auch das Lubliner Lager bei Majdanek angelegt, nach diesem Prinzip – mit Gärten, Trinkwasserbrunnen und betonierten Wegen entstanden in Ostpolen Dutzende Arbeitslager, wo sich Gestapo und SS ernsthaft und für lange festzusetzen gedachten.

Das Lager Nr. 1 bestand vom Herbst 1941 bis zum 23. Juli 1944. Es wurde vollständig liquidiert, als die Häftlinge bereits das dumpfe Grollen der sowjetischen Artillerie hörten. Am frühen Morgen des 23. Juli gingen die Wachmänner und SS-Leute, nachdem sie sich Mut angetrunken hatten, an die Vernichtung des Lagers. Am Abend waren alle Häftlinge getötet und vergraben.

Max Levit, ein Tischler aus Warschau, konnte sich retten. Er war nur verletzt, blieb aber unter den Leichen seiner Leidensgefährten

liegen, bis es dunkel wurde, und kroch dann in den Wald. Er berichtet, wie er, in der Grube liegend, dem Gesang von 30 Jungen zuhörte, die das sowjetische «Lied vom Vaterland» anstimmten. Einer der Jungen rief: «Stalin wird uns rächen!» Er hörte, wie der Anführer der Jungen namens Leib, der nach der ersten Salve schon in der Grube lag, sich aufrichtete und bat: «Väterchen Wachmann, Sie haben nicht getroffen. Schiessen Sie bitte noch einmal!»

Jetzt kennen wir die ganze Geschichte von der deutschen Ordnung in diesem Arbeitslager. ... Wir kennen die Arbeit im Steinbruch, wir wissen, dass diejenigen, die die Norm nicht erfüllten, von oben in den Bruch hinabgestossen wurden. Wir kennen die Lebensmittelration: hundertsiebzig Gramm Brot und ein halber Liter von einem Gebräu, das sie «Suppe» nannten. Wir wissen von den Hungertoten, von denen, die mit vor Hunger aufgeblähten Bäuchen mit Schubkarren ausserhalb des Stacheldrahts gebracht und dort erschossen wurden. Wir wissen von den wilden Orgien, die die Deutschen inszenierten, bei denen sie die Mädchen zuerst vergewaltigten und dann ihre Zwangsgeliebten erschossen. Wir wissen, dass ein betrunkenener Deutscher einer Frau mit dem Messer die Brüste abschnitt, dass sie Menschen von einem Wachturm in sechs Meter Höhe aus dem Fenster warfen, und wir wissen, dass ein betrunkenener Haufen zehn, fünfzehn Häftlinge nachts aus der Baracke holte und an ihnen in aller Ruhe die verschiedenen Tötungsmethoden demonstrierte – den Schuss ins Herz, ins Genick, in die Augen, in den Mund oder in die Schläfe. ... Wir kennen den Namen des Chefs des Lagers, des Hollanddeutschen van Eipen<sup>4</sup>, eines unersättlichen Mörders, Lüstlings und Pferdenarrs. Wir wissen von Stumpfe, der jedes Mal einen Lachanfall bekam, wenn er einen Häftling tötete oder einer Hinrichtung beiwohnte. Er wurde «der lachende Tod» genannt...

Wir kennen den einäugigen Deutschen aus Odessa, Swiderski, der den Beinamen «Meister Hammer» trug. Er galt als unübertroffener Fachmann für den «kalten Mord». Binnen fünfzehn Minuten tötete er mit einem Hammer fünfzehn Kinder von acht bis dreizehn Jahren, die

man für nicht arbeitsfähig erklärt hatte. Wir kennen den hageren SS-Mann Preie, der aussah wie ein Zigeuner und «der Alte» geheissen wurde, weil er finster und wortkarg war. Er suchte seine trübe Stimmung dadurch zu vertreiben, dass er beim Müllhaufen des Lagers Häftlingen auflauerte, die sich dorthin schlichen, um Kartoffelschalen zu essen. Er zwang sie, den Mund zu öffnen, und schoss hinein. Wir kennen die Namen der professionellen Mörder Schwarz und Ledeker. Ihr Zeitvertreib waren Schiessübungen auf die in der Dämmerung von der Arbeit zurückkehrenden Häftlinge. So ermordeten sie jeden Tag zwanzig, dreissig oder vierzig Lagerinsassen. Sie alle hatten nichts Menschliches an sich. Ihre kranken Hirne, Herzen und Seelen, ihre Worte und Taten waren gleichsam eine schreckliche Karikatur der Charakterzüge, Gedanken, Gefühle, Gewohnheiten und Handlungen normaler Deutscher.

Die Ordnung im Lager, die Buchführung über die Morde, der Hang zu monströsen Scherzen, die an die Streiche betrunkenener deutscher Studenten erinnerten, das gemeinschaftliche Absingen sentimentaler Lieder zwischen Lachen von Blut, die Reden, die sie pausenlos vor den Todgeweihten hielten, die Belehrungen und die frommen Sprüche, die ordentlich gedruckt und festgehalten wurden – all das zeugt davon, dass wir es hier mit wahren Ungeheuern, mit Drachen und Reptilien zu tun haben, die sich aus den Keimen des traditionellen deutschen Chauvinismus entwickelten, dieser Arroganz, diesem Egoismus, dieser selbstverliebten Überheblichkeit, der pedantischen Sorge um das eigene Nest und der eiskalten Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal alles Lebenden, aus dem fanatischen Glauben daran, dass deutsche Wissenschaft, Musik, Poesie, Sprache, deutscher Rasen und deutsche Toiletten, deutsche Häuser und der Himmel darüber das Höchste und Grösste im ganzen Universum seien... Aber die Insassen des Lagers Nr. I wussten, dass es etwas noch Entsetzlicheres, hundertmal Schrecklicheres gab als ihr Lager. In drei Kilometer Entfernung hatten die Deutschen im Mai 1942 damit begonnen, ein reines Vernichtungslager zu errichten.

Die Arbeiten schritten rasch voran. Über tausend Arbeitskräfte waren dort eingesetzt. Nach Himmlers Plan sollte die Existenz dieses Lagers streng geheim bleiben. Kein Mensch durfte lebend von dort entkommen. ... Auf Personen, die sich diesem Lager unwissentlich auf weniger als einen Kilometer näherten, wurde ohne Vorwarnung geschossen. ... Die Opfer, die mit der Bahn auf einem eigenen Abzweig dorthin gebracht wurden, wussten bis zur letzten Minute nicht, was sie erwartete. Selbst die Wachmannschaften der Züge durften die äussere Umfriedung des Lagers nicht passieren...

Wenn sechzig Waggons vollständig ausgeladen waren, forderte die Lagerführung per Telefon den nächsten Zug an. Die leeren Waggons fuhren auf dem Sondergleis weiter zur Sandgrube, wo sie mit Sand beladen und dann zur Bahnstation Treblinka gefahren wurden. Hier zeigte sich die günstige Lage von Treblinka: Züge mit Opfern trafen aus allen vier Himmelsrichtungen – von Westen, Osten, Norden und Süden – hier ein.

Diese Züge fuhren dreizehn Monate lang nach Treblinka. Jeder bestand aus sechzig Waggons, die Ziffern trugen wie 150, 180 oder 200. Das war die Zahl der Menschen, die man in jeden Waggon gepfercht hatte. Eisenbahner und Bauern der Umgebung zählten heimlich die Züge. Bauern des Dorfes Wulka (der Ansiedlung, die dem Lager am nächsten liegt) berichteten mir, dass es Tage gab, an denen allein auf der Strecke von Sedletz sechs Züge ihren Ort passierten. In diesen dreizehn Monaten gab es aber kaum einen Tag, da nicht mindestens ein Zug ankam. Aber dies war nur eine der Strecken, über die Treblinka versorgt wurde.

Das Lager umfasst mit der äusseren Umzäunung, den Speichern für die Habseligkeiten der Opfer, dem Bahnsteig und anderen Nebengebäuden die relativ kleine Fläche von achtzig mal sechshundert Metern. Wenn man für einen Augenblick am Schicksal der hierher transportierten Millionen zweifelte<sup>5</sup>, wenn man für einen Augenblick annahme, die Deutschen hätten sie nicht sofort nach ihrer Ankunft getötet, dann stellt man sich die Frage, wo all diese Menschen

geblieben sind, die die Bevölkerung eines kleinen Staates oder einer europäischen Hauptstadt bilden könnten. Denn das Lager ist so klein, dass dieser Menschenstrom, der sich aus Teilen Europas, aus Polen und Weissrussland hierher ergoss, auch nicht für wenige Tage hätte untergebracht werden können. Dreizehn Monate, das heisst 369 Tage lang, fuhren die Züge mit Sand beladen oder leer von hier ab. Kein einziger Mensch, der im Lager Nr. II ankam, ging von hier auf die Rückreise. ... Kain, wo sind sie geblieben, die du hierher gebracht hast?

Der Sommer 1942, als die Faschisten die grössten militärischen Erfolge hatten, wurde als der passende Zeitpunkt angesehen, um den zweiten Teil des Planes der physischen Vernichtung zu realisieren. ... Im Juli trafen die ersten Züge aus Warschau und Czestochowa in Treblinka ein. Den Leuten sagte man, sie würden zur Landarbeit in die Ukraine gebracht. Sie durften zwanzig Kilo Gepäck und Verpflegung mitnehmen. In vielen Fällen zwangen die Deutschen ihre Opfer, Eisenbahnfahrkarten nach «Ober-Maidan» zu kaufen. So hatten sie Treblinka genannt. Da die Kunde von diesem schrecklichen Ort sich bereits in Windeseile in ganz Polen ausgebreitet hatte, gebrauchten die SS-Schergen den Namen «Treblinka» bei der Verladung der Menschen in die Güterzüge nicht. Sie sprangen aber derartig brutal mit ihren Opfern um, dass denen keinerlei Zweifel blieb, welches Schicksal sie erwartete. In einen einzigen Güterwaggon wurden nicht weniger als 150 Personen, meist aber 180 bis 200 gepfercht. Auf der ganzen Fahrt, die zuweilen zwei bis drei Tage in Anspruch nahm, erhielten die Gefangenen kein Wasser. Der Durst war so gross, dass manche ihren eigenen Urin tranken. Die Wachmannschaften verlangten hundert Zloty für einen Schluck Wasser, das aber dann trotzdem nicht verabreicht wurde. Die Menschen waren eng zusammengedrängt, viele mussten stehen. Besonders an schwülwarmen Tagen waren bereits am Ende der Reise stets einige Greise oder Herzkranke tot. Da die Türen bis zum Ende der Fahrt nicht geöffnet wurden, setzte der Zersetzungsprozess der Leichen



ein, der die Luft in den Wagen verpestete. ... Wagte es jemand, in der Dunkelheit auch nur ein Streichholz anzuzünden, so schossen die Wachen auf den Waggon...

Ganz anders trafen die Züge aus den übrigen europäischen Ländern in Treblinka ein.<sup>6</sup> Dort hatten die Menschen noch nicht von Treblinka gehört und glaubten bis zur letzten Minute, sie würden zur Arbeit gebracht. ... Diese Züge fuhren ohne Bewachung mit normalem Bahnpersonal. Sie hatten sogar Schlaf- und Speisewagen. Die Fahrgäste hatten viel Gepäck und Lebensmittelvorräte bei sich. Wenn der Zug einmal hielt, liefen die Kinder auf den Bahnsteig hinaus und fragten, wie weit es noch bis «Ober-Maidan» sei...

Schwer zu sagen, was schlimmer ist – unter schrecklichen Qualen dem Tod entgegenzufahren und zu wissen, was einen erwartet, oder in voller Ahnungslosigkeit aus dem Fenster der ersten Klasse zu schauen, da vom Bahnhof Treblinka dem Lager bereits die Ankunft des Zuges und die Zahl seiner Fahrgäste mitgeteilt werden.

Um die Menschen, die aus Europa hier ankamen, bis zum letzten Augenblick zu täuschen, wurde selbst die Endstation im Todeslager wie ein ganz normaler Bahnhof ausgestattet. Neben dem Bahnsteig, wo jeweils zwanzig Waggon ausgeladen wurden, stand ein Bahnhofsgebäude mit Kassen, einer Gepäckaufbewahrung und einem Restaurant. Richtungsanzeiger verwiesen «nach Bialystok», «nach Baranovici» oder «nach Wolokowysk». Bei Eintreffen des Zuges spielte eine Kapelle, und die Musiker waren gut gekleidet. Ein Kontrolleur in Eisenbahneruniform nahm den Passagieren die Fahrkarten ab und liess sie auf den Platz hinaus.

Drei- bis viertausend Menschen, mit Koffern und Bündeln beladen, traten auf diesen Platz, stützten Alte und Kranke. Mütter trugen Kleinkinder auf dem Arm, die Grösseren drängten sich an ihre Eltern und schauten sich neugierig um. Etwas Furchterregendes, Schreckliches schwebte über diesem Ort, über den bereits Millionen Füsse gegangen waren. Der geschärfte Blick erfasste rasch beunruhigende

Kleinigkeiten: Auf dem offenbar wenige Minuten vor Eintreffen des Zuges rasch gefegten Boden lagen noch einzelne Gegenstände verloren herum – ein Kleiderbündel, ein offenes Kinderköfferchen, ein Rasierpinsel, ein Emailletopf. Wie kamen sie hierher? Und warum endet das Gleis gleich hinter dem Bahnsteig? Warum wächst dort nur trockenes Gras hinter einem drei Meter hohen Stacheldrahtverhau? Wo sind die Strecken nach Bialystok, nach Sedletz, nach Warschau oder Wolokowysk? Und warum grinsen die neuen Wachmannschaften so merkwürdig, wenn sie die Männer begaffen, die sich den Schlips geraderücken, die sorgfältig gekleideten älteren Damen, die Jungen in Matrosenanzügen, die schmalen Mädchen, die selbst nach dieser Reise noch adrett aussehen, die jungen Mütter, die die Falten der Wickeldecken ihrer Babys zurechtzupfen ... ?

Und was ist dort hinter diesem riesigen, sechs Meter hohen Drahtzaun, der mit bereits leicht vertrockneten Kiefernzweigen und Decken behängt ist? Besonders die Decken machen Angst: bunte Steppdecken mit seidenen oder baumwollenen Bezügen – genau wie die, die sie selber mitgebracht haben. Wie sind sie hierhergekommen? Wem gehören sie? Und wo sind ihre Besitzer jetzt? Warum brauchen sie ihre Decken nicht mehr? Und wer sind die Männer mit den hellblauen Armbinden? Jetzt kommt alles wieder hoch, was den Leuten in der letzten Zeit im Kopf herumgegangen ist, all die Sorgen, die flüsternd weitergegebenen Gerüchte. Nein, nein, das kann nicht sein. Und man verscheucht den schrecklichen Gedanken.

Für solche Überlegungen haben die Menschen nicht viel Zeit – nur so lange, bis alle auf dem Platz sind. Das dauert ein wenig, denn in jedem Transport sind Behinderte, Alte und Kranke, die sich nur mühsam fortbewegen. Endlich stehen alle draussen.

Ein SS-Offizier ordnet laut und deutlich an, alle hätten ihr Gepäck auf dem Platz zurückzulassen und zum Bad zu gehen. Nur Personalpapiere, Wertsachen und Waschzeug seien mitzunehmen. Das löst bei den Menschen Dutzende Fragen aus: Dürfen sie frische Wäsche

mitnehmen? Darf das Gepäck geöffnet werden? Kommen die Sachen auf dem Platz nicht durcheinander oder werden gestohlen? Aber eine seltsame Kraft zwingt sie, schweigend auf das Tor in dem mit Zweigen getarnten sechs Meter hohen Stacheldrahtverhau zuzugehen, ohne Fragen zu stellen oder sich umzuschauen.

Sie kommen an Panzersperren vorüber, passieren den Stacheldrahtzaun von dreifacher Mannshöhe, einen drei Meter breiten Wassergraben gegen Panzer, ein weiteres Verhau, diesmal aus dünnem Draht und in Knäueln auf den Boden geworfen, worin sich Menschenfüsse wie Fliegenbeine in einem Spinnennetz verfangen, und danach wieder einen mehrere Meter hohen Zaun aus Stacheldraht. Jetzt erst beschleicht sie ein Gefühl des Entsetzens, des Ausgeliefertseins und der Hilflosigkeit. Sie können weder weglaufen noch umkehren oder sich wehren: Von flachen, hölzernen Türmen sind die Mündungen grosskalibriger Maschinengewehre auf sie gerichtet. Sollen sie um Hilfe schreien? Aber sie sind von SS und Wachmännern mit Maschinenpistolen, Handgranaten und Pistolen umstellt. Die haben die Macht. Sie gebieten über Panzer und Flugzeuge, über Länder und Städte, über Himmel, Eisenbahn, Gesetze, Zeitungen und Rundfunk. Die ganze Welt schweigt deprimiert, verklagt von einer braunen Räuberbande, die die Macht an sich gerissen hat. Es schweigen London und New York. Und nur irgendwo, tausende Kilometer weit im Osten am Ufer der Wolga, dröhnt die sowjetische Artillerie...

Auf dem Platz vor dem Bahnhof öffnen inzwischen Arbeiter mit himmelblauen Armbinden schweigend, mit raschen, geübten Griffen die Koffer, Körbe und Bündel, nehmen die Gurte von den Decken. Die Habseligkeiten der gerade ab transportierten Menschen werden sortiert und geschätzt. Auf den Boden geworfen werden sorgfältig verpacktes Nähzeug, Garnknäuel, Kinderhöschen und -hemdchen, Bettlaken, Pullover, Taschenmesser, Rasierzeug, Bündel mit Briefen, Fotografien, Fingerhüte, Parfümflakons, Spiegel, selbstgenähte Filzstiefelchen gegen den Frost, Frauenschuhe,

Strümpfe, Spitzen, Pyjamas, Butterstücke, Kaffee, Kakaodosen, Gebetsschals, Kerzenhalter, Bücher, Zwiebäcke, Geigen und Bausteine für Kinder. Es ist viel Erfahrung nötig, um diese Tausende Gegenstände in Minutenschnelle zu sortieren und zu schätzen. Was brauchbar ist, wird nach Deutschland abtransportiert, der Rest – zweitklassige, alte oder geflickte Sachen – verbrannt. Und Gnade dem Arbeiter, der einen abgeschabten Pappkoffer zwischen die für Deutschland vorgesehenen Lederkoffer und -taschen wirft oder ein Paar neuer Pariser Seidenstrümpfe mit Fabriksiegel auf einen Haufen alter, gestopfter Socken. Er irrt sich nur ein einziges Mal.

Vierzig SS-Leute und sechzig Wachmänner waren beim «Transport» beschäftigt.<sup>7</sup> So hiess in Treblinka die soeben beschriebene erste Etappe – der Zug traf ein, die Menschen stiegen am «Bahnhof» aus und begaben sich auf den Platz, Arbeiter sortierten und schätzten ihre Habe. Dabei steckten sich Letztere, wenn die Wachen nicht hinsahen, ein Stück Brot, ein Stückchen Zucker oder ein Bonbon aus den Lebensmittelpaketen in den Mund. Das war verboten. Allerdings durften sie sich nach Abschluss der Arbeit Hände und Gesicht mit Kölnischwasser waschen, denn Wasser war in Treblinka knapp und seine Verwendung nur den Deutschen und den Wachmännern gestattet. Und während die noch lebenden Menschen sich aufs Bad vorbereiteten, ging das Sortieren ihres Besitzes bereits zu Ende – Wertsachen wurden eingelagert, Briefe, Fotos von Neugeborenen, Brüdern oder Bräuten, vergilbte Heiratsurkunden – alle diese Dinge, die ihren Besitzern unendlich teuer gewesen waren, aber für die Herren von Treblinka nur nutzlosen Kram darstellten, wurden zu Haufen zusammengetragen und dann in riesige Gruben geworfen, wo bereits Tausende ebensolcher Briefe, Visitenkarten, Fotos und Kinderzeichnungen lagen. Der Platz wurde kurz gefegt und für den Empfang der nächsten Todgeweihten vorbereitet.

Dieser verlief nicht immer so, wie eben beschrieben. Wenn den Menschen dämmerte, was ihnen bevorstand, dann kam es vor, dass einige rebellierten. Der Bauer Skrzeminski sah, wie bei zwei Zügen

Menschen die Waggontüren aufbrachen, die Wachen niederrannten und in den Wald flüchteten. In beiden Fällen wurden alle getötet. Männer hatten Kinder von vier bis sechs Jahren auf dem Arm. Auch diese wurden erschossen. Über ähnliche Fälle von Gegenwehr berichtet auch die Bäuerin Maria Kobus. Vor ihren Augen wurden etwa sechzig Personen erschossen, die sich aus dem Zug in den Wald retten wollten.

Die Neuankömmlinge sind inzwischen auf den Platz hinter dem zweiten Lagerzaun geführt worden. Dort steht eine riesige Baracke, an sie grenzen auf der rechten Seite drei weitere, von denen zwei als Lagerhäuser für Kleidung dienen und die dritte für Schuhe. Weiter westlich liegen die Unterkünfte der SS-Leute und Wachmänner, ein Lebensmitteldepot und ein Bauernhof. Dort sind Personen- und Lastautos sowie ein Panzerwagen abgestellt. Alles wirkt wie ein gewöhnliches Lager – kein Unterschied zu Lager Nr. I. In der Südostecke des Bauernhofes ein durch eine Hecke aus Zweigen abgetrennter Raum, davor ein Häuschen mit dem Schild «San-Bereich». Alle Schwachen und Schwerkranken werden von den Übrigen getrennt, die auf das Bad warten, und mit Tragen dorthin gebracht. Aus dem Häuschen tritt ihnen ein Arzt in weissem Kittel und mit einer Rotkreuzbinde am linken Ärmel entgegen. Davon, was dort geschieht, wird noch die Rede sein. Dort befreien die Deutschen mittels Automatikpistolen der Marke «Walther» die Alten und Kranken von ihren Leiden.

Die zweite Phase der Bearbeitung der Ankömmlinge hat den Zweck, den Willen der Menschen durch eine rasche Folge harter Befehle zu brechen. Diese werden in dem Ton erteilt, auf den die deutsche Armee so stolz ist und der die Zugehörigkeit der Deutschen zur Herrenrasse symbolisieren soll. Das knarrende «R» trifft wie ein Peitschenhieb. «Achtung!», gellt es in der bleiernen Stille über die Köpfe der Menge. Der SS-Scharführer<sup>8</sup> schnarrt Befehle herunter, die er auswendig kann, weil er sie seit vielen Monaten mehrmals am Tag gibt: «Die Männer bleiben hier! Frauen und Kinder gehen zum Entkleiden in die Baracken nach links!» Jetzt kam es nach Berichten

von Augenzeugen zu herzerreissenden Szenen. Das grosse Gefühl der Mutter-, Gatten- und Sohnesliebe sagt den Menschen, dass sie sich zum letzten Mal sehen. Händedrücker, Küsse, Segenswünsche, Tränen, kurze, heiser hervorgestossene Worte, in die die Menschen ihre ganze Liebe, ihren ganzen Schmerz, ihre ganze Zärtlichkeit und ihre ganze Verzweiflung legen. Die Psychiater des Todes von der SS wissen, dass man diese Gefühle sofort unterdrücken muss. Sie kennen die einfachen Gesetze, die auf allen Schlachthöfen dieser Welt gelten. Das ist der entscheidende Moment – die Trennung der Tochter vom Vater, der Mutter vom Sohn, der Grossmutter vom Enkel, des Mannes von der Frau.

Wieder hallt es über den Platz: «Achtung! Achtung!» In diesem Augenblick muss der Sinn der Menschen erneut verwirrt, muss ihnen Hoffnung eingeflösst werden, müssen die Regeln des Todes als solche des Lebens erscheinen.

Die Stimme hämmert Wort um Wort: «Frauen und Kinder ziehen beim Eintritt in die Baracke die Schuhe aus. Strümpfe werden in die Schuhe gesteckt. Kinderstrümpfe in Sandalen und Schuhe. Und das ordentlich.» Danach sofort der nächste Befehl: «Beim Gang zum Bad Papiere, Geld, Handtuch und Seife mitnehmen. ... Ich wiederhole...»

In der Frauenbaracke warten Friseure. Den nackten Frauen werden mit der Maschine die Köpfe kahl geschoren, den Alten Perücken abgenommen. Ein schrecklicher psychologischer Moment. Nach Aussage der Friseure war dieses Kahlscheren für die Frauen der überzeugendste Beweis dafür, dass sie ins Bad geführt wurden. Manche Mädchen tasteten mit den Händen den Kopf ab und baten: «Hier ist es ungleichmässig, können Sie noch einmal schneiden?» Danach beruhigten sich die Frauen ein wenig. Fast jede trat mit einem sauber zusammengelegten Handtuch und einem Stück Seife aus der Baracke. Einige junge weinten ihren schönen Zöpfen nach. Weshalb wurden die Frauen geschoren? Um sie zu täuschen? Nein, Deutschland brauchte ihr Haar als Rohstoff! Ich habe viele Menschen gefragt,

was die Deutschen mit diesen Bergen von Haaren angefangen haben, die sie den lebenden Toten abschnitten. Alle Zeugen haben ausgesagt, dass die grossen Haufen schwarzer, brauner und blonder Haare, Locken und Zöpfe desinfiziert, in Säcke gepresst und nach Deutschland gebracht wurden. Die Säcke gingen zweifelsfrei an deutsche Adressen. Was geschah weiter damit? Diese Frage konnte niemand beantworten. Nur Kon behauptet in seiner schriftlichen Aussage, die Kriegsmarine habe die Haare benutzt, um Matratzen damit zu stopfen oder Taue für U-Boote herzustellen. Ich denke, diese Angaben bedürfen einer Klärung.

Die Männer hatten sich auf dem Hof zu entkleiden. Aus der Gruppe, die jeden Morgen als erste ankam, wurden die hundertfünfzig bis dreihundert stärksten ausgewählt und zum Vergraben der Leichen eingesetzt. Sie tötete man gewöhnlich am nächsten Tag. Die Männer mussten sich sehr schnell ausziehen, aber Schuhe, Socken, Wäsche, Jacken und Hosen exakt Zusammenlegen. Mit dem Sortieren ihrer Sachen war eine zweite Arbeitsbrigade befasst, die zur Unterscheidung von den beim «Transport» Beschäftigten rote Armbinden trug. Sachen, die für wert befunden wurden, nach Deutschland geschickt zu werden, wurden sofort im Lagerhaus deponiert. Etiketten aus Metall oder Stoff waren davon sorgfältig zu entfernen. Alles Übrige wurde verbrannt oder vergraben. Die Unruhe wuchs ständig. Es hing ein merkwürdiger Geruch in der Luft, der immer wieder von starkem Chlorgestank übertönt wurde. Die riesigen Schwärme lästiger Fliegen waren nicht zu erklären. Wo kamen sie zwischen Kiefern und festgetrampelter Erde her? Die Menschen atmeten erregt und geräuschvoll, erschauerten, suchten nach winzigen Kleinigkeiten, die ihnen eine Erklärung liefern, den Vorhang des Geheimnisses lüften konnten, der das Schicksal dieser Unglücklichen verhüllte. Und warum dröhnten aus südlicher Richtung die riesigen Bagger so laut? Aber schon folgte der nächste Schritt. Die nackten Menschen wurden zu einem Kassenschalter getrieben, wo sie ihre Papiere und

Wertsachen abzugeben hatten. Wieder gellte die schreckliche, hypnotisierende Stimme: «Achtung! Achtung! ... Auf Unterschlagung von Wertsachen steht der Tod. ... Achtung! Achtung!» In der kleinen Bretterbude sass ein Scharführer, flankiert von weiteren SS-Männern und Wachposten. Neben der Bude Holzboxen, in die die Wertsachen geworfen werden mussten – eine für Papiergeld, die andere für Hartgeld, die dritte für Armbanduhren, eine für Ringe, für Ohrringe und Broschen mit Edelsteinen, für Armbänder. Die Papiere flogen auf die Erde, die brauchte jetzt keiner mehr. Die Papiere nackter Menschen, die bereits in einer Stunde in einer Grube liegen würden. Aber Gold und Wertsachen wurden sorgfältig sortiert. Dutzende Juweliere prüften die Reinheit des Metalls, den Wert der Steine, den Schliff der Brillanten. Erstaunlich – diese Unmenschen konnten alles gebrauchen: Papier, Stoff, alles, was dem Menschen dient, war auch für sie von Nutzen. Nur das Kostbarste auf dieser Welt zertrampelten sie – das Leben.

Hier an diesem Kassenhäuschen schlug die Sache um – hier endete die Folter der Lüge, die die Menschen in der Hypnose der Unwissenheit, in einem Fieber gehalten hatte, das sie im Minutentakt zwischen Hoffnung und Verzweiflung, zwischen Visionen des Lebens und des Todes hin- und herschwanken liess. ... Als nun der letzte Akt der Ausplünderung dieser lebenden Leichname begann, änderten die Deutschen auch die Behandlung der Opfer abrupt. Jetzt zerrten sie Ringe mit Gewalt von ihren Fingern, rissen Frauen die Ohrringe aus den Ohrläppchen. In dieser Phase erforderte das Funktionieren des Fliessbandes in den Tod ein neues Wirkungsprinzip. Daher wurde das Wort «Achtung!» durch ein anderes ersetzt, das knallte und zischte: «Schneller! Schneller! Schneller!» Im Laufschritt ins Nichts!

Die grausame Praxis der letzten Jahre hat gelehrt, dass der Mensch, wenn er einmal nackt ist, augenblicklich alle Widerstandskraft sinken lässt und aufhört, gegen sein Los anzukämpfen. Mit der Kleidung verliert er seinen Lebenswillen und nimmt das Schicksal wie ein Verhängnis hin. Wer sich bisher ans Leben klammerte, wird pas-



siv und gleichgültig. Um aber sicherzugehen, wandten die SS-Leute in der letzten Phase des Fliessbandes in den Tod zusätzlich die Methode einer ungeheuerlichen Betäubung an, stürzten ihre Opfer in den Zustand eines vollkommenen seelischen Schocks. Wie erreichten sie das? Durch die plötzliche, schlagartige Anwendung sinnloser, unverständlicher Grausamkeit. Nackte Menschen, denen man alles genommen hatte, aber die immer noch tausendmal mehr Mensch waren als die sie umgebenden Bestien in Uniform, atmeten, sahen und dachten, denn ihre Herzen schlugen noch. Jetzt wurden ihnen Handtuch und Seife aus der Hand gerissen. Man stiess sie in Fünferreihen zusammen. «Hände hoch! Marsch! Schneller! Schneller! Schneller!»

Sie wurden in eine schnurgerade Allee von hundertzwanzig Meter Länge und zwei Meter Breite getrieben, die mit Blumen und Tannen gesäumt war. Sie führte zum Hinrichtungsort. Zu beiden Seiten war Draht gezogen. Schulter an Schulter standen dort Wachmänner in schwarzen und SS-Leute in grauen Uniformen. Der Weg war mit weissem Sand bestreut. Die Männer, die mit erhobenen Händen in der ersten Reihe gingen, sahen auf dem Sand die frischen Abdrücke blosser Füsse – kleine von Frauen, ganz winzige von Kindern und tief eingedrückte von den knorrigten Füssen alter Menschen. Diese schwachen Spuren im Sand waren alles, was von tausenden Menschen übrig blieb, die soeben diesen Weg gegangen waren. So würde es bei den nächsten viertausend sein, die nach diesen viertausend kommen sollten, und bei den Tausenden, die noch auf dem Gleis mitten im Wald darauf warteten, dass die Reihe an ihnen war. Sie waren heute hier gegangen wie andere gestern, vor zehn oder hundert Tagen, wie morgen oder in fünfzig Tagen, wie in all den dreizehn Monaten, da es die Hölle von Treblinka gab.

Die Deutschen nannten die Allee den «Weg ohne Wiederkehr». Ein Mann namens Suchomil schnitt Grimassen und rief in absichtlich gebrochenem Deutsch: «Schneller, schneller, Kinderchen, Wasser im Bad schon kalt, schneller, Kinderchen, schneller!» Er lachte

schrill, ging in die Hocke und tanzte wie irre. Die Menschen schritten schweigend mit erhobenen Armen zwischen den zwei Reihen Wächtern hindurch, getrieben von Stöcken, Gewehrkolben und Gummiknüppeln. Die Kinder mussten laufen, um Anschluss an die Erwachsenen zu halten. Alle Augenzeugen dieses letzten Trauermarschs heben besonders die Brutalität eines Unholds in Menschengestalt hervor – des SS-Mannes Zepf. Er war darauf spezialisiert, Kinder zu ermorden. Dieses Vieh, das über enorme Kraft verfügte, griff sich unvermittelt ein Kind aus der Menge, schwang es wie eine Keule und zerschmetterte seinen Kopf auf dem Boden oder riss es einfach in Stücke.

Was Zepf da tat, war wichtig, es trug dazu bei, den psychischen Schock auszulösen. Es war die sinnlose Grausamkeit, die den Willen und das Bewusstsein der Menschen brach. Dieser Mann war ein notwendiges Schräubchen in der mächtigen Maschinerie des faschistischen Staates.

Und wenn wir nun alle entsetzt sind, dann nicht darüber, dass die Natur solche Missgeburten hervorbringt. Sie gibt es übergenug in der organischen Welt – Zyklopen, Wesen mit zwei Köpfen, geistige Miss- und Fehlbildungen. Schrecklich ist etwas anderes: Diese Kreaturen, die in anderen Ländern isoliert werden und Gegenstand psychiatrischer Forschungen sind, dürfen in einem gewissen Staat als aktiv handelnde und «nützliche» Bürger existieren.

Der Lauf von der «Kasse» bis zum Tötungsort dauerte nur sechzig bis siebzig Sekunden. Getrieben von Schlägen, betäubt von den Rufen «Schneller! Schneller!», erreichten die Menschen einen dritten Platz und hielten für einen Moment überrascht inne. Vor ihnen erhob sich ein prächtiges Bauwerk aus Holz und Stein, das an einen antiken Tempel erinnerte. Fünf breite Stufen führten zu niedrigen, aber sehr breiten und massiven, solide gearbeiteten Türen. Der Eingang war mit Blumentöpfen geschmückt. Rundherum dagegen das reinste Chaos: Überall Berge frisch aufgeworfener Erde, ein gigantischer Bagger, der mit knirschenden stählernen Greifern Tonnen sandigen

Bodens auswarf, und über ihm eine Staubwolke, die zwischen Erde und Sonne hing. Das Dröhnen der riesigen Maschine, die von morgens bis abends gewaltige Gräben aushob, verschmolz mit dem wilden Bellen Dutzender deutscher Schäferhunde.

Zu beiden Seiten des Gebäudes lagen Schmalspurgleise, auf denen Menschen in schlotternden Arbeitsanzügen Kipploren vor sich her schoben.

Die breiten Türen des Todeshauses öffneten sich langsam, und zwei Helfer des Chefs namens Schmidt tauchten auf. Das waren zwei manische Sadisten – der eine etwa 30 Jahre alt, gross, breitschultrig und schwarzhaarig mit einem braun gebrannten lachenden Gesicht, stets freudig erregt, der andere etwas jünger, kleiner und brünett mit wachsgelben Wangen. Die Namen dieser Verräter der Menschheit sind bekannt. Der Grosse hielt in seinen Händen ein dickes, meterlanges Gasrohr und eine Peitsche, der andere war mit einem Säbel bewaffnet.

In diesem Augenblick liessen die SS-Männer die dressierten Hunde von der Leine, die sich nun auf die Menge stürzten und ihre Zähne in die nackten Körper schlugen. SS-Männer hieben unter Schreien «Schneller! Schneller!» mit Gewehrkolben auf sie ein und trieben die zunächst erstarrten Frauen in das Gebäude. Drinnen jagten Schmidts Helfer sie in die geöffneten Türen der Gaskammern.

Jetzt tauchte Kurt Franz, einer der Kommandanten von Treblinka, mit seinem Hund Barry an der Leine auf. Der war besonders darauf abgerichtet, Männern die Geschlechtsorgane abzureissen. Kurt Franz hatte im Lager Karriere gemacht – vom SS-Unterscharführer bis zum Untersturmführer<sup>9</sup>.

Ich habe Berichte gehört, wie todgeweihte Menschen in Treblinka, denen man alles Menschliche genommen hatte, bis zum letzten Augenblick ihr menschliches Wesen bewahrten. Sie sind tief erschüttert und rauben mir nachts den Schlaf. Das sind Geschichten von Frauen, die, um ihre Söhne zu retten, grosse, hoffnungslose Heldentaten vollbrachten, von jungen Müttern, die ihre Säuglinge in den

Haufen von Decken versteckten. Man berichtet von zehnjährigen Mädchen, die ihre weinenden Eltern mit himmlischer Weisheit trösteten, von einem Jungen, der noch an der Tür zur Gaskammer rief: «Die Russen werden uns rächen, weine nicht, Mama!»

Von Dutzenden Todgeweihten ist die Rede, die sich verzweifelt zur Wehr setzten. Ein junger Mann rammt einem SS-Offizier ein Messer in den Leib, ein anderer aus dem Warschauer Ghetto, der wie durch ein Wunder eine Handgranate ins Lager schmuggelte, warf sie, schon nackt, in die Menge seiner Mörder. Von einem Kampf ist die Rede, der eine ganze Nacht lang zwischen einer Gruppe Todeskandidaten, den Wachmännern und der SS tobte. Bis zum Morgen waren Schüsse und die Explosionen von Handgranaten zu hören. Als die Sonne aufging, war der ganze Platz von den Leichen der Kämpfer bedeckt. ... Von einem hochgewachsenen Mädchen wird berichtet, das auf der «Strasse ohne Wiederkehr» einem Wachmann den Karabiner entriss und sich gegen Dutzende SS-Männer zur Wehr setzte. ... Es wurde gefoltert und starb einen schrecklichen Tod. Ihr Name ist unbekannt geblieben, und niemand kann ihr Andenken ehren.

Die Bewohner des Dorfes Wulka, das Treblinka am nächsten liegt, berichten, die Schreie der todgeweihten Frauen seien manchmal so schrecklich gewesen, dass das ganze Dorf kopflös in den Wald lief, um diese gellenden Laute nicht hören zu müssen, die Bäume, Himmel und Erde durchdrangen. Dann war es eine Weile still, bevor erneut diese Schreckensschreie ertönten, die einem bis in die Seele drangen. Das wiederholte sich drei-, viermal am Tag.

Ich fragte Sch., einen der gefangenen Mörder, nach diesen Schreien. Er erklärte, die Frauen hätten immer dann aufgeschrien, wenn sich die Hunde auf sie stürzten und die Menge in das Haus des Todes getrieben wurde. «Sie hatten den Tod vor Augen. Ausserdem war es sehr eng. Sie wurden schrecklich geschlagen und von den Hunden zerfleischt.»

Still wurde es, wenn die Türen der Gaskammern sich schlossen. Und die Schreckensschreie erklangen wieder, wenn eine neue Gruppe

vor den Gaskammern anlangte. Das geschah zwei-, drei-, vier-, zuweilen auch fünfmal am Tag. Treblinka war kein gewöhnlicher Hinrichtungsort, sondern einer, der nach dem Fliessbandprinzip arbeitete.

Es brauchte seine Zeit, bis dieses Lager zu der Tötungsfabrik wurde, die wir beschrieben haben. Es ist allmählich gewachsen, immer neue Bauten kamen hinzu. Zunächst wurden drei kleine Gaskammern errichtet. Als sie noch im Bau waren, trafen die ersten Züge ein. Die Menschen wurden mit kaltem Stahl – Äxten, Hämmern – und Knüppeln erschlagen. Die SS-Leute wollten keine Schusswaffen gebrauchen, damit der Zweck von Treblinka nicht offenbar wurde. Die ersten Betonkammern waren nicht gross – fünf mal fünf Meter und 1,90 Meter hoch. Jede Kammer hatte zwei Türen. Durch die eine wurden die lebenden Menschen hineingetrieben, durch die andere die vergasten Leichen abtransportiert. Die zweite Tür war sehr breit – sie mass etwa zweieinhalb Meter. Die drei Gaskammern standen nebeneinander auf einem Fundament.

Aber diese drei Kammern mit ihrem Fassungsvermögen stellten Berlin nicht zufrieden. Daher ging man sofort daran, den hier beschriebenen Bau zu errichten. Die Chefs von Treblinka waren stolz darauf, dass sie, was die Durchlaufmenge betraf, bald alle anderen Todesfabriken der Gestapo übertrafen. Das neue Gebäude wurde von siebenhundert Häftlingen in nur fünf Wochen hochgezogen. Als der Rohbau fertig war, kam aus Deutschland ein Meister mit seiner Brigade, um die Gaskammern zu installieren. Die zehn neuen Kammern wurden symmetrisch zu beiden Seiten eines Betonkorridors angelegt. ... Jede Kammer hatte zwei Türen. ... Die Türen für den Abtransport der Leichen öffneten sich zu Plattformen an beiden Seiten des Gebäudes. Dort endeten die Schmalspurgleise. Die Leichen wurden aus den Kammern geschleift, in die Loren geladen und mit diesen zu den riesigen Gräben, die die Bagger Tag und Nacht aushoben, gekarrt. Der Fussboden in den Kammern war zu den Plattformen hin stark geneigt, was das Ausräumen wesentlich erleich-

terte. Aus den alten Kammern waren die Leichen auf primitive Weise entfernt worden – man trug sie auf Bahren oder zerrte sie an Gurten heraus. Jede der zehn neuen Kammern mass sieben mal acht Meter. Das ergab 560 Quadratmeter. Insgesamt betrug die Fläche der Gaskammern von Treblinka damit 635 Quadratmeter.

An diesem Punkt stellt Grossman anhand der Stärke und Anzahl der zu den Gaskammern geführten Gruppen seine Hochrechnung an, die ergab, dass in Treblinka in zehn Monaten drei Millionen Menschen getötet wurden.

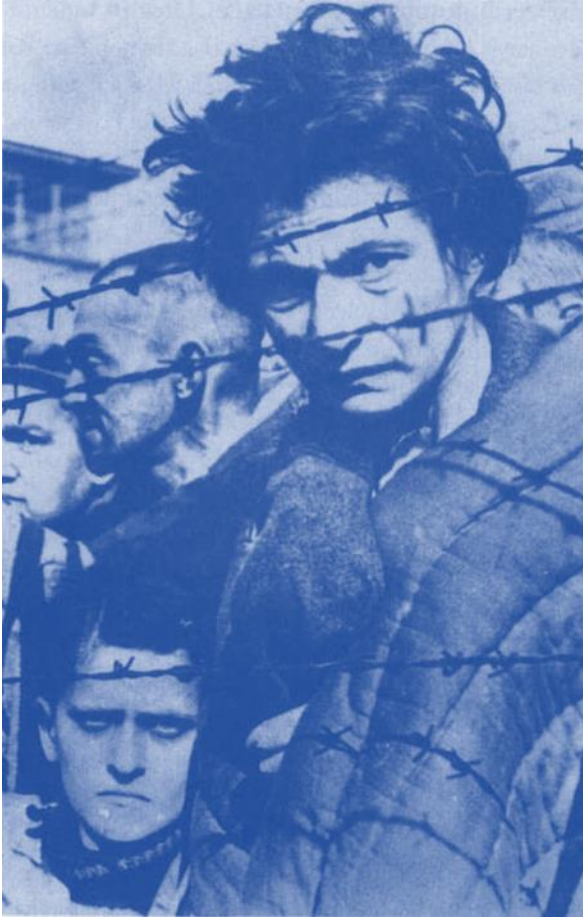
Finden wir den Mut, darüber nachzudenken, was die Menschen in den letzten Minuten gedacht und gefühlt haben mögen, die sie in diesen Kammern verbrachten? Wir wissen, dass sie schwiegen. ... Dort war es so schrecklich eng, dass Knochen brachen, dass der eingezwängte Brustkorb nicht mehr atmen konnte. So standen sie, einer an den anderen gepresst, vom letzten klebrigen Todesschweiss überströmt wie ein einziger Körper.

Welche Bilder mögen in den glasig werdenden, sterbenden Augen aufgeschimmert sein? Die Kindheit, die glücklichen Tage des Friedens oder der letzte schwere Gang? Das Grinsen des SS-Mannes auf dem ersten Platz vor dem Bahnhof? Deswegen also hat er gelacht. Das Bewusstsein schwindet, der Augenblick der letzten Qual ist gekommen. ... Nein, es ist unmöglich, sich das vorzustellen. ... Die Toten standen aneinander gepresst und kühlten langsam aus. Am längsten, so berichten Zeugen, atmeten die Kinder. Nach zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten starrten Schmidts Helfer durch die Gucklöcher. Es war Zeit, die Türen der Gaskammern zu den Plattformen zu öffnen. Gefangene in Arbeitsanzügen begannen mit dem Verladen. Da der Fussboden abschüssig war, fielen die Leichen von selbst heraus. Menschen, die mit dieser Arbeit beschäftigt waren, berichteten, die Gesichter der Toten seien sehr gelb gewesen, bei etwa siebzig Prozent sei etwas Blut aus Mund und Nase ausgetreten. Physiologen können das erklären.

SS-Männer inspizierten die Leichen. Wer noch ein Lebenszeichen

von sich gab, stöhnte oder sich bewegte, wurde mit Pistolenschüssen getötet. Dann rissen Männer mit Zangen, wie sie der Zahnarzt benutzt, den Toten die Gold- und Platinzähne aus. Diese wurden nach ihrem Wert sortiert, in Kisten verpackt und nach Deutschland abtransportiert. Offenbar war es einfacher, Toten die Zähne auszubrechen, als Menschen, die noch lebten. Die Leichname wurden in die Loren geworfen und zu den ausgehobenen Gräben gebracht. Dort legte man sie in dichten Reihen hinein, einen neben den anderen. Der Graben blieb vorerst offen. Während die Gaskammern noch ausgeräumt wurden, erhielt der Scharführer, der den «Transport» überwachte, per Telefon einen kurzen Befehl. Ein Pfiff von ihm war für den Lokomotivführer das Signal, die nächsten zwanzig Waggons langsam zu dem Bahnsteig zu ziehen, wo die Kulisse des Bahnhofs «Ober-Maidan» aufgebaut war. Die riesigen Bagger gruben dröhnend Tag und Nacht hundert Meter lange und mehrere Meter tiefe Löcher aus. Diese standen zunächst leer. Aber das blieben sie nicht lange.

Anfang 1943 kam Himmler nach Treblinka. Er nahm das Lager persönlich in Augenschein. Einer, der ihn dabei beobachtete, erzählte uns, wie er zu einem dieser riesigen Gräben ging und lange schweigend hineinschaute. Der Reichsführer SS flog am selben Tag wieder ab. Zuvor erteilte Himmler der Lagerführung einen Befehl, der alle verwirrte – Hauptsturmführer Baron von Perein, seinen Stellvertreter Korol und Hauptmann Franz. Sie sollten unverzüglich darangehen, die vergrabenen Leichen zu exhumieren und bis auf die letzte zu verbrennen. Asche und Schlacke sollten aus dem Lager entfernt und auf die umliegenden Felder und Strassen verteilt werden. Inzwischen lagen aber Millionen Leichen in der Erde, was diese Aufgabe ungewöhnlich kompliziert und schwierig erscheinen liess. Ausserdem ordnete Himmler an, die Toten nicht mehr zu vergraben, sondern sofort zu verbrennen. Was mag Himmler bewegt haben, diese Inspektion durchzuführen und persönlich einen solchen Befehl zu erteilen? Dafür gibt es nur eine plausible Erklärung: den Sieg der Roten Armee bei Stalingrad.



Himmlers Opfer.

Anfangs ging es mit dem Auftrag überhaupt nicht voran: Die Leichen wollten nicht brennen. Bald stellte man fest, dass Frauenkörper besser brannten. So nutzte man sie, um die Männerkörper zum Brennen zu bringen. Es wurde riesige Mengen Benzin und Öl verbraucht, aber das war teuer und gab nur wenig Effekt. Man steckte in einer Sackgasse. Dann fand man einen Ausweg. Ein Experte, ein stämmiger Mann um die fünfzig, wurde aus Deutschland geholt.



Unter seiner Anleitung ging man daran, Öfen zu bauen. Das waren Öfen eines besonderen Typs. Der Bagger hob eine Baugrube von 250 bis 300 Meter Länge, 20 bis 25 Meter Breite und fünf Meter Tiefe aus. An ihrem Grund wurden über die ganze Länge in regelmässigen Abständen drei Reihen Stahlbetonpfeiler gesetzt. Darauf kamen Stahlträger, die längs des gesamten Fundaments verliefen. Quer über sie legte man Schienen im Abstand von fünf bis sieben Zentimetern. Das ergab den gigantischen Rost der Riesenöfen. Von den Massengräbern zum Ofen führte eine neue Schmalspurbahn. Bald darauf errichtete man einen zweiten und später noch einen dritten Ofen von diesen Ausmassen. Auf den Rost eines Ofens konnten 3'500 bis 4'000 Leichen gelegt werden. Die Menschen, die beim Vergraben der Leichen gearbeitet hatten, berichten, dass die Öfen an gigantische Vulkane erinnerten. Schreckliche Hitze versengte die Gesichter der dort Beschäftigten. Die Flammen schossen acht bis zehn Meter hoch. Säulen schwarzen, fetten Rauchs stiegen zum Himmel auf und lasteten als schwere Wolke über dem Land. Nachts konnten die Bewohner der umliegenden Dörfer die Flammen, die hinter den das Lager umgebenden Kiefernwäldern emporloderten, dreissig bis vierzig Kilometer weit sehen. Der Gestank von verbranntem Menschenfleisch verpestete die Gegend. Wenn der Wind in Richtung des Polenlagers in drei Kilometer Entfernung wehte, dann erstickten die Menschen dort fast an diesem schrecklichen Geruch. Mit dem Verbrennen der Leichen waren achthundert Häftlinge beschäftigt. Acht Monate lang wurde in dieser Höllenwerkstatt Tag und Nacht gearbeitet. Und doch konnte sie die Millionen vergrabener menschlicher Körper nicht bewältigen. Allerdings trafen in dieser Zeit ständig neue Opfer ein.

Es kamen Züge aus Bulgarien, über die sich die SS und die Wachleute freuten, weil die betrogenen Menschen, die von ihrem Schicksal nichts ahnten, grosse Mengen Wertsachen, viele schmackhafte Lebensmittel und weisses Brot mitbrachten. Danach kamen die Züge aus Grodno und Bialystok und schliesslich aus dem aufständischen Warschauer Ghetto. Aus Bessarabien traf eine Gruppe Zigeuner ein

– zweihundert Männer, achthundert Frauen und Kinder. Sie hatten den Weg zu Fuss in einer langen Karawane von Fuhrwerken angetreten. Auch sie waren getäuscht worden. Diese tausend kamen in Begleitung von ganzen zwei Wächtern an, die selbst nicht wussten, dass sie die Menschen in den sicheren Tod führten. Es heisst, die Zigeunerinnen hätten vor Freude in die Hände geklatscht, als sie das prächtige Gebäude mit den Gaskammern erblickten, und bis zur letzten Minute nicht geahnt, was sie erwartete – ein grosser Spass für die Deutschen.

Besonders roh sprang man mit den Bewohnern des Warschauer Ghettos um. Hier wurden Frauen und Kinder nicht sofort zu den Gaskammern, sondern zunächst zu den Leichenverbrennungsanlagen geführt. Mütter, die vor Entsetzen fast wahnsinnig wurden, mussten ihre Kinder zwischen den glühenden Rosten durchführen, wo in Flammen und Rauch tausende Körper schmorten, sich krümmten und bewegten, als erwachten sie zu neuem Leben, wo die Bäuche toter schwangerer Mütter von der Hitze platzten und ihre ungeborenen Kinder in den offenen Leibern verbrannten. Der Anblick musste auch den härtesten Menschen um den Verstand bringen.

Dies alles nur zu lesen ist ungeheuer schwer. Der Leser möge mir glauben, dass darüber zu schreiben nicht minder schwer ist. Jemand könnte die Frage stellen: «Warum über all das schreiben, warum sich an all das erinnern?» Es ist die Pflicht des Schriftstellers, die schreckliche Wahrheit zu berichten, die des Lesers, sie zu erfahren. Jeder, der sich abwendet, der die Augen verschliesst und vorbeigeht, verletzt das Andenken der Toten. Wer nicht die ganze Wahrheit erfährt, wird niemals verstehen, gegen welchen Feind, gegen welches Ungeheuer unsere Rote Armee einen Kampf auf Leben und Tod führt.

Allmählich begannen sich die SS-Leute in Treblinka zu langweilen. Der Marsch der Todgeweihten zu den Gaskammern verlor seinen Reiz, wurde zur Gewohnheit.

Als man mit dem Verbrennen der Leichen begann, stand die SS stun-

denlang bei den Öfen herum und genoss das neue Schauspiel. Der Fachmann aus Deutschland ging vom Morgen bis zum Abend erregt und gesprächig zwischen den Öfen umher. Es heisst, man habe ihn in der ganzen Zeit nie schlechter Laune gesehen. Stets hatte er ein Lächeln im Gesicht. Wenn die Leichen auf den Rost gekippt wurden, kommentierte er bei jedem neuen Toten: «Nicht schuldig, nicht schuldig.» Das fand er sehr lustig.

Zuweilen hielten die SS-Leute bei den Öfen eine Art Picknick ab: Sie liessen sich mit dem Wind im Rücken nieder, assen, tranken und schauten in die Flammen. Auch die Krankenstation wurde neu gestaltet. Man hob eine kreisförmige Grube aus, auf deren Boden die Roste standen, wo die Leichen verbrannt wurden. Ganz am Rand der Grube wurden rings umher niedrige Bänke installiert, von denen man direkt hineinschauen konnte. Kranke Menschen und hilflose Greise wurden in die Krankenstation gebracht und von «Pfleger», das Gesicht zum Feuer mit den brennenden Menschen, auf die Bänke gesetzt. Wenn die Mörder von dem Schauspiel genug hatten, schossen sie die Sitzenden in die ergrauten Hinterköpfe und gebeugten Rücken. Die fielen, tot oder auch nur verwundet, direkt ins Feuer.

Der grobschlächtige Humor der Deutschen stand bei uns noch nie in hohem Ruf. Aber kein Mensch auf dieser Erde kann sich vorstellen, welchen «Humor» SS-Leute in Treblinka entwickelten, woran sie sich dort ergötzen und welche «Spässe» sie dort trieben.

Die Todgeweihten mussten Fussball spielen, singen und tanzen. ... Selbst eine besondere Hymne «Treblinka» wurde für sie geschrieben, die die Zeilen enthielt: «Für uns gibt es heute nur Treblinka, das unser Schicksal ist...»

Blutig geschlagene Menschen mussten noch wenige Minuten vor ihrem Tod idiotische deutsche Verse lernen wie:

«Ich brach das Blümelein und schenkte es dem schönsten, liebsten Mägdelein...»

Der Lagerchef wählte aus einer Gruppe mehrere Kinder aus, deren Eltern umgebracht wurden. Er steckte sie in hübsche Kleider, gab ihnen Süßigkeiten und spielte mit ihnen. Als er sie nach einigen Tagen satt hatte, wurden auch sie vergast. Die beste Unterhaltung aber hatten die Männer, wenn sie nachts junge hübsche Mädchen und Frauen quälen und vergewaltigen konnten, die aus jeder eintreffenden Gruppe ausgewählt wurden. Am Morgen führten die Täter sie dann persönlich zur Gaskammer. Allen Zeugen fiel ein gemeinsamer Zug der SS-Leute von Treblinka auf: der Hang zum Philosophieren, zu theoretischen Erörterungen. Sie liessen es sich nicht nehmen, vor den Todeskandidaten schwülstige Reden zu halten und den höheren Sinn dessen zu preisen, was in Treblinka geschah. Sie alle waren tief und aufrichtig davon überzeugt, dass sie etwas Richtiges und Notwendiges taten.

Sie trieben Sport, sorgten sich um ihre Gesundheit, richteten sich den Alltag komfortabel ein, liessen um ihre Wohnstätten Hecken, Lauben und üppige Blumenbeete anlegen. Mehrmals im Jahr fuhren sie zum Urlaub nach Deutschland, denn in den Augen ihrer Vorgesetzten verrichteten sie eine sehr gesundheitsschädigende Arbeit und mussten daher auf Erholung achten. Zu Hause liefen sie stolz und von der Bedeutung ihres Tuns durchdrungen herum.

Der Sommer 1943 war in dieser Gegend ungewöhnlich heiss. Viele Wochen lang fiel kein Regen, stand kein Wölkchen am Himmel, regte sich kein Lüftchen. Die Verbrennung der Leichen lief auf Hochtouren. Die Ofen brannten nun schon über sechs Monate lang. Bisher war etwa die Hälfte der Toten vernichtet. Die Häftlinge, die diese Arbeit verrichteten, hielten die ungeheure seelische Belastung nicht aus. Täglich begingen fünfzehn bis zwanzig von ihnen Selbstmord. Viele suchten den Tod, indem sie bewusst die Disziplin verletzten.

«Eine Kugel in den Kopf zu bekommen war ein Luxus», sagte mir der Bäcker Kosecki, der aus dem Lager fliehen konnte. Die Leute

sagten, in Treblinka zum Leben verurteilt zu sein sei um ein Vielfaches schlimmer gewesen, als sofort getötet zu werden.

Schlacke und Asche, die bei der Leichenverbrennung anfielen, wurden in Waggons geladen und aus dem Lager befördert. Die Bauern des Dorfes Wulka wurden gezwungen, sie mit ihren Fuhrwerken abzufahren und längs der Strasse aufzuschütten, die vom Todeslager zum Straflager für Polen führte. Gefangene Kinder mussten sie mit Spaten auf der Strasse verteilen. Manchmal fanden sie in der Asche Goldmünzen oder geschmolzene Goldzähne. Sie hiessen nur die «Kinder der schwarzen Strasse». Die war von der Asche schwarz gefärbt wie ein Trauerflor. Die Reifen knirschten auf besondere Weise, wenn man darüber fuhr. Als ich dort vorüberkam, war mir, als hörte ich ein trauriges Flüstern, eine leise Klage...

In dem Lied «Treblinka», das die achthundert Menschen singen mussten, die bei der Verbrennung der Leichen arbeiteten, werden die Häftlinge aufgefordert, sich gehorsam in ihr Schicksal zu fügen, wofür ihnen «für eine Minute ein kleines Glück» versprochen wird. Aber auch in der Hölle von Treblinka gab es einen glücklichen Tag. Die Häftlinge rafften sich zu einer Revolte auf. Sie hatten nichts zu verlieren. Sie alle waren Todeskandidaten, denen der neue Tag nichts als Leid und Qual brachte. Sie wussten, dass die Deutschen keinen Einzigen von ihnen, die Zeugen dieser schrecklichen Verbrechen waren, verschonen würden. Sie alle erwartete die Gaskammer. Das geschah meist schon nach wenigen Tagen Arbeit, denn Ablösung gab es genug. Nur einige Dutzend Menschen überlebten Wochen und Monate. Das waren Meister ihres Fachs – Tischler, Maurer, Schneider oder Friseure. Sie gründeten das Aufstandskomitee. Sie wollten nicht weglaufen, ohne Treblinka zerstört zu haben.

Ende Juli wurde die Hitze unerträglich. Wenn die Gräber geöffnet wurden, dampfte es aus ihnen wie aus gigantischen Kesseln. Der fürchterliche Gestank und die Hitze brachten die Menschen um. Erschöpfte Männer, die die Leichen schleppen mussten, fielen selbst

tot auf den Rost. Myriaden fetter, überfressener Fliegen krochen umher, schwirrten in der Luft herum.

Es wurde beschlossen, den Aufstand am 2. August zu beginnen. Das Signal sollte ein Revolverschuss sein.<sup>10</sup>

Neue Flammen schossen in den Himmel – diesmal nicht die fettgetränkten Flammen brennender Leichen, sondern das hell aufblühende Feuer eines Brandes. Es verschlang die Lagergebäude. Schüsse knallten, die Maschinengewehre auf den von den Aufständischen eroberten Türmen begannen zu rattern. Die Luft war von Kampfeslärm erfüllt, das Pfeifen der Kugeln übertönte das Summen der Leichenfliegen. Von Blut gerötete Äxte blitzten in der Sonne. An diesem 2. August wurde die Erde der Hölle Treblinka mit dem üblen Blut der SS-Leute getränkt. ... Sie waren völlig durcheinander, vergassen das teuflisch erdachte Verteidigungssystem des Lagers, das alles verschlingende Feuer und sogar ihre Waffen.

Als Treblinka in Flammen aufging, als die Rebellen der Asche ihrer Leidensgefährten schweigend Lebewohl gesagt hatten und aus dem Lager traten, eilten von allen Seiten SS- und Polizeieinheiten herbei, um die Flüchtigen einzufangen. Hunderte Polizeihunde nahmen ihre Spur auf. Die Luftwaffe wurde mobilisiert. In Wäldern und Sümpfen tobten Kämpfe. Nur wenige der Aufständischen haben überlebt. Aber was machte das schon aus? Sie starben im Kampf, mit der Waffe in der Hand.<sup>11</sup>

Nach diesem 2. August gab es Treblinka nicht mehr. Die Deutschen verbrannten die restlichen Leichen, rissen die Gebäude nieder, entfernten die Drahtzäune, legten die noch vorhandenen Baracken in Schutt und Asche. Die technischen Anlagen der Todesfabrik wurden entweder gesprengt, vergraben oder abtransportiert, die Bagger zerstört oder fortgebracht, die zahllosen Riesengräben eingeebnet, das Bahnhofsgebäude bis auf den letzten Stein abgetragen, die Bahngleise demontiert und die Schwellen fortgeschafft. Auf dem Lagergelände wurde Lupinen ausgesät, und der Neusiedler Streben baute dort ein kleines Haus. Dieses steht heute ebenfalls nicht mehr, es wurde niedergebrannt.<sup>12</sup>

Was wollten die Deutschen damit erreichen? Die Spuren der Mordtaten verwischen? Wie sollte das möglich sein? Himmler hat über seine Helfershelfer keine Macht mehr. Mit tief gesenktem Kopf, mit zitternden Fingern die Rockschösse knetend, berichten sie in dumpfem Ton die Geschichte ihrer Verbrechen, die wie eine irre Fieberphantasie klingt. Ein sowjetischer Offizier, der das grüne Bändchen der Stalingrad-Medaille trägt, hält Blatt um Blatt die Aussagen der Mörder fest. An der Tür ein Wachposten, ebenfalls die Stalingrad-Medaille an der Brust. Er presst die Lippen zusammen, und Zorn breitet sich auf seinem schmalen, wettergegerbten Gesicht aus.

Wir gehen ins Lager und schreiten über die Erde von Treblinka. Die kleinen Schoten der Lupinen öffnen sich bei der geringsten Berührung oder platzen von selbst mit einem kaum wahrnehmbaren Geräusch. Millionen Samen rollen auf die Erde. Ihr fast lautloses Fallen und das Platzen der Schoten verschmelzen zu einer leisen, traurigen Melodie. Es scheint, als tönten aus dem Schoss der Erde klagend, friedlich und leise winzige Totenglöckchen. Die Erde bringt alles ans Licht – Knochensplitter, Zähne, Kleidung, Papier. Sie will ihr Geheimnis nicht für sich behalten. Aus ihren nicht verheilten Wunden kriechen die Dinge wie von selbst hervor – halb zerfallene Hemden der Toten, ihre Hosen, Schuhe, von Patina bedeckte Zigarettenetuis, Rädchen von Uhren, Taschenmesser, Rasierpinsel, Kerzenhalter, Kinderschuhchen mit roten Bommeln, Handtücher mit ukrainischer Stickerei, Spitzen, Wäsche, Scheren, Fingerhüte, Korsetts und Bandagen. An einer anderen Stelle sind Haufen von Tellern und Untertassen zum Vorschein gekommen. Und noch weiter scheint es, als stösse eine unsichtbare Hand die von den Deutschen vergrabenen Dinge nach oben – sowjetische Pässe, Notizbücher mit bulgarischer Schrift, Kinderfotos aus Warschau und Wien, von Kinderhand ungeschickt gekrakelte Briefe, ein Gedichtband, ein auf gelbem Papier geschriebenes Gebet, Lebensmittelkarten aus Deutschland. ... Und überall Hunderte winziger geschliffener Parfümfläschchen – grüne, rosafarbene, blaue. ... Darüber immer noch

der schreckliche Fäulnisgeruch, den Feuer, Sonne, Regen, Schnee und Wind nicht zu tilgen vermochten. Immer noch kriechen hunderte Fliegen über die halb verrotteten Kleider, Papiere und Fotos.

Wir gehen weiter über die bodenlose, schwankende Erde von Treblinka und bleiben plötzlich stehen. Kupferglänzendes, dichtes welliges Haar eines jungen Mädchens, das hier in den Boden getrampelt ist. Daneben blonde Locken, etwas weiter dicke Zöpfe im hellen Sand. Es werden immer mehr. Sicher der Inhalt eines, nur eines jener Säcke, der vergessen, nicht abtransportiert wurde. Es ist alles wahr. Die letzte irre Hoffnung, dies könnte nur ein böser Traum gewesen sein, verfliegt. Die Schoten der Lupinen platzen, die Samen fallen, als ob tatsächlich aus der Tiefe der Erde kleine Glöckchen zum Begräbnis läuteten.

Und mir scheint, das Herz müsste mir stehen bleiben, zusammengepresst von solcher Trauer und solchem Leid, die kein Mensch ertragen kann.

Es ist nicht verwunderlich, dass Grossman dieser Tortur kaum gewachsen war. Als er im August nach Moskau zurückkehrte, befahl ihm eine schwere Nervenkrise. Ehrenburg suchte den französischen Journalisten Jean Cathala auf und berichtete ihm im Einzelnen, was die Befreiung von Majdanek und Treblinka an den Tag gebracht hatte. Grossman war wahrscheinlich zu krank, um sein Bett zu verlassen und selbst von seinen Erlebnissen zu erzählen.<sup>13</sup>



## **FÜNFTER TEIL**

**In den Ruinen Nazideutschlands  
1945**

## 25.

### *Warschau und Łódź*

Nach den Grossoffensiven vom Sommer 1944, mit denen die Rote Armee die Wehrmacht von der Beresina bis zur Weichsel zurückgeworfen hatte, brauchte sie Zeit, um sich zu regenerieren und neu auszurüsten. Als Rokossowskis 1. Weissrussische Front jedoch Ende Juli die östlichen Randbezirke Warschaws erreichte, riefen sowjetische Rundfunkstationen die Polen auf, sich hinter den deutschen Linien zu erheben. Stalin hatte allerdings nicht die Absicht, ihnen zu Hilfe zu eilen oder auch nur den Westalliierten zu gestatten, sie aus der Luft mit Material zu versorgen. Das lag daran, dass der Aufstand von der Armia Krajowa, der polnischen Heimatarmee, geplant und geführt wurde, die sich der Exilregierung in London und nicht dem Komitee der Nationalen Befreiung, der in Lublin etablierten kommunistischen Marionettenorganisation, zugehörig fühlte. Der heroische und zugleich tragische Warschauer Aufstand dauerte vom 1. August bis zum 2. Oktober. Er wird in Grossmans Aufzeichnungen nicht erwähnt, was daran liegen kann, dass die sowjetischen Behörden eine totale Nachrichtensperre verhängten. Nachdem die Deutschen den Aufstand niedergeschlagen hatten, zerstörten sie einen grossen Teil der Stadt bis auf die Grundmauern, wovon Grossman sich bald überzeugen sollte.

Die Vorbereitungen für den nächsten Sprung nach Westen begannen im Oktober 1944. Das sowjetische Hauptquartier plante drei gleichzeitige Vorstösse mit insgesamt vier Millionen Mann. Zwei sowjetische Fronten sollten Ostpreussen von Süden und Osten in die Zange nehmen. Marschall Schukow, der inzwischen die 1. Weissrussische Front kommandierte, und Marschall Konew mit seiner 1. Ukrainischen Front

sollten von ihren Brückenköpfen jenseits der Weichsel südlich von Warschau zeitgleich in Polen und Schlesien einmarschieren. Für eine so gewaltige Operation den notwendigen Nachschub zu sichern war doppelt schwierig geworden, weil die Deutschen auf ihrem Rückzug eine Taktik der verbrannten Erde betrieben und dabei auch die sowjetischen Eisenbahnstrecken zerstört hatten. Grossman verliess Moskau offenbar Mitte Januar 1945 wieder, um sich der 1. Weissrussischen Front anzuschliessen. In Kaluga, etwa zweihundertfünfzig Kilometer südwestlich von Moskau, legte er einen ersten Zwischenhalt ein.

Ein alter Mann aus Kaluga, nachdenklich und mit einem Hang zum Philosophieren wie alle Nachtwächter, der hinter unserem Wagen das Tor der Tankstelle schloss, sagte uns zum Abschied: «Sie fahren nach Warschau. Dort ist jetzt der Krieg. Hier hatten wir einen Winter, da habe ich Benzin aus den Tanks in den Gully laufen lassen, bevor die Deutschen in Kaluga einmarschierten. In zehn Jahren werden das die kleinen Jungen in der Schule lernen und mich fragen: ‚Grossvater, ist es wahr, dass der Deutsche in Kaluga war?‘»<sup>1</sup>

Die «Operation Bagration» war im Sommer zuvor schon ausserordentlich erfolgreich verlaufen. Aber die neue Offensive sollte sich bald als die schnellste herausstellen, die die Rote Armee je vorgetragen hatte. Schukow und Konew, ständig getrieben von Stalin, drängten auch selbst auf rasches Vorrücken, nachdem sie den Durchbruch erreicht hatten. Damit stürzten sie die Wehrmacht in völlige Konfusion. Gute Dienste leistete ihnen dabei Hitler, der darauf bestand, jeden Befehl persönlich zu bestätigen, was den Kommandeuren vor Ort jegliche Bewegungsfreiheit nahm. Wenn die Entscheidung aus Berlin endlich eintraf, hatte sich die Lage vor Ort zumeist schon völlig verändert.

Bei Grossman, der die schwere Demütigung von 1941 nicht vergessen hatte, löste die Überlegenheit der Roten Armee wilde Freude aus. Hatten ihn in Stalingrad die Scharfschützen fasziniert, so zog es ihn jetzt zu den neuen Helden, den Panzertruppen, die jeden Durchbruch

ins Hinterland der Deutschen sofort ausweiteten und dem Feind keine Gelegenheit gaben, seine Kräfte umzugruppieren.

Die Panzertruppen. Viele Panzersoldaten kommen aus der Kavallerie. Aber zweitens sind sie auch Artilleristen und drittens müssen sie etwas von Fahrzeugen verstehen. Von der Kavallerie haben sie die Tapferkeit, von der Artillerie die technische Kultur. Diese ist bei den Fahrzeugmechanikern noch besser ausgebildet. Wenn man will, dass ein Truppenkommandeur sich in Panzern und Artillerie auskennt, dann muss man einen ehemaligen Panzersoldaten zum Truppenkommandeur befördern.

Beim raschen Vormarsch, dem der Tross nicht zu folgen vermochte, war das grösste Problem, die Panzer am Laufen zu halten und Ersatzteile zu beschaffen. Zuweilen mussten einzelne Fahrzeuge rücksichtslos ausgeschlachtet werden.

Die 1. Weissrussische Front schlug am 14. Januar 1945 von ihren Brückenköpfen bei Magnuszew und Pulawy los. Die deutschen Linien wurden von der 5. Stossarmee und der 8. Gardearmee, Letztere die alte, immer noch von General Tschuikow befehligte 62. Armee von Stalingrad, durchbrochen. Das Hauptziel bestand darin, die Pilica, einen Nebenfluss der Weichsel, zu überqueren, damit die 1. und die 2. Gardepanzerarmee nachfolgen und die Deutschen im Hinterland vernichten konnten. Oberst Gussakowski, zweifacher Held der Sowjetunion, den Grossman bereits gut kannte, wartete nicht auf Übersetztechnik. Später berichtete er Grossman, dass er seinen Panzereinheiten befohlen hatte, das Eis zu zerschliessen und dann das Flussbett auf dem Grund zu passieren. Eine schwere Mutprobe für die Panzerfahrer.

Der Übergang über die Pilica. «Wir haben das Eis gesprengt und den Fluss auf dem Grund durchfahren. Dadurch haben wir zwei, drei Stunden gewonnen. Das Eis türmte sich vor den Panzern hoch auf und krachte dann mit grossem Getöse in sich zusammen. Bei dieser Verfolgungsjagd in dicht besiedelter Gegend stellten gegnerische Infanteristen mit der Panzerfaust die grösste Gefahr dar. ... Enormes

Tempo. Es gab Tage, da gingen wir mit einer Geschwindigkeit von 115 bis 120 Kilometern in 24 Stunden vor. Die Panzer rollten schneller als Eisenbahnzüge in Richtung Berlin.»

Auf der rechten Flanke stürmte die 47. Gardepanzerbrigade, verstärkt durch Truppen aus anderen Waffengattungen, voran, um ein Flugfeld südlich von Sochaczew, einer Stadt westlich von Warschau, zu besetzen. Vierundzwanzig Stunden später starteten bereits sowjetische Jäger von dieser Basis.

Etwas Neues beim Angriff: Unsere Panzer erobern deutsche Flugplätze, was den Luftstreitkräften die Möglichkeit gibt, die mobilen Kräfte zu unterstützen. Ein neuer Schritt beim Zusammenwirken der Infanterie mit den selbstfahrenden Geschützen: Die Infanterie hat die Selbstfahrlafetten lieb gewonnen, so ist sie nicht mehr nackt und bloss.

Sobald die 1. Weissrussische Front von ihren Brückenköpfen aus mit dem Angriff begann, stiess die 47. Armee an ihrem rechten Flügel vor, um Warschau einzukreisen, während die 1. polnische Armee als Teil sowjetischer Truppen in die Vororte einrückte. Der deutsche Kommandant, der nur vier Bataillone Garnisonstruppen von geringem Kampfwert zur Verfügung hatte, beschloss, die polnische Hauptstadt zu evakuieren. Hitler war ausser sich vor Zorn und befahl, die Gestapo solle die dafür verantwortlichen Offiziere verhören, darunter auch General Guderian, den Stabschef des OKH, das für die Operationen an der Ostfront zuständig war.

Die Rote Armee nahm eine Stadt ein, die fast völlig zerstört und entvölkert war. Von 1,31 Millionen Einwohnern, die Warschau vor dem Krieg einmal hatte, waren noch 162'000 übrig. Nach der Beschreibung eines Offiziers war die Stadt nur wenig mehr als «schneebedeckte Ruinen und Asche». Grossman erreichte Warschau als einer der ersten Korrespondenten. Es kann nicht überraschen, dass er zuerst das Warschauer Ghetto sehen wollte.

Die Nazis hatten das Ghetto bereits am 15. Oktober 1941 abgerie-

gelt und seitdem als Konzentrationslager für polnische und ausländische Juden benutzt. Bis zu 380'000 Juden waren hier zeitweilig zusammengepfercht, bis man sie auf ihre letzte Reise schickte. Die meisten wurden vom Umschlagplatz, der Bahnstation am nordöstlichen Rand des Ghettos, nach Treblinka gebracht. Am 19. April 1943, als nur noch etwa 40'000 Juden übrig waren, erhob sich eine beträchtliche Minderheit mit Waffen, die polnische Untergrundkämpfer von aussen ins Ghetto geschmuggelt hatten, zum Aufstand. Er wurde erbarmungslos niedergeschlagen. Das Erstaunlichste ist, dass sich die Aufständischen fast zwei Monate lang gegen die SS-Einheiten behaupten konnten.

Für Grossman war der Einmarsch in Warschau zweifellos ein sehr emotionales Erlebnis, das er zunächst seinem Notizbuch anvertraute und danach in einem Artikel für *Krassnaja Swesda* beschrieb.

Warschau! Die ersten Worte, die ich in Warschau hörte, als ich auf eine zerstörte Brücke kletterte, kamen von einem Soldaten, der seine Hosentaschen umdrehte und dabei meinte: «Ach, sieh da, ein Zwieback!»

Ortenberg beschreibt Grossmans Eintreffen in Warschau etwas anders. Die Weichsel war noch nicht ganz zugefroren, die Eisfläche von Wasserlöchern durchsetzt. Grossman liess sein Fahrzeug in Praga, einem Vorort am Ostufer des Flusses, stehen und ging zu Fuss zwischen zwei grossen Wasserlöchern auf zwei unversehrte Pfeiler der Poniatowski-Brücke zu. Endlich erreichte er das Betonfundament. Zwei Soldaten im mittleren Alter liessen für Grossman eine schmale Feuerleiter von dem acht Meter hohen Brückenrest herunter. Bis aufs Eis fehlten aber zwei Meter. Da banden die Soldaten die Leiter an ein Seil und senkten sie weiter, um den Aufstieg zu erleichtern. Grossman erklimmte die riskante Konstruktion, die im Wind schaukelte. Er dankte den Soldaten für ihre Hilfe und ging in die Stadt.

«Zum ersten Mal in meinem Leben», erklärte Grossman, «betrete ich eine Stadt über die Feuerleiter.»<sup>2</sup> Die Veränderungen, die sich bei

Grossman und anderen Korrespondenten vollzogen hatten, die vor dem Krieg Zivilisten gewesen waren, kommentierte Ilja Ehrenburg mit den Worten: «Es war erstaunlich, wie sich die Menschen an der Front veränderten! Zu Friedenszeiten hätte niemand Grossman für einen Militär gehalten, an der Front hingegen bewegte er sich wie ein erfahrener Kommandeur eines Infanterieregiments.»

Über den zerfetzten, verbogenen Stahlkörper der gesprengten Brücke gingen wir zu dem hohen Pfeiler am Westufer der Weichsel. Der Wachposten, ein älterer Rotarmist, der sich an einem kleinen Feuer auf der Uferstrasse wärmte, sagte gutmütig zu einem Soldaten mit Maschinenpistole, der neben ihm stand: «Schau an, Bruder, was für einen schönen Zwieback ich da in der Tasche gefunden habe.» Das waren die ersten Worte, die ich in Warschau vernahm. Und ich dachte bei mir, dass dieser Mann im grauen, zerknitterten Mantel bestimmt zu denen gehörte, die in dem schrecklichen Jahr [1941] Moskau gerettet und seitdem zwölfhundert Kilometer der schweren Aufgabe des Befreiungskriegs hinter sich gebracht hatten.

Majestätisch und zugleich traurig, geradezu tragisch wirkte das befreite Warschau, als wir es erreichten. Überall auf den Strassen der riesigen Stadt Berge von Trümmern. Ein Netz von gewundenen Pfaden, wie sie sich Jäger in Wäldern und Bergen bahnen, führte über die grossen Plätze und geraden Strassen im zentralen Teil der Stadt. Die Menschen, die nach Warschau zurückkehrten, mussten über Berge von Schutt klettern. Nur auf einigen Strassen konnten sich Autos und Fuhrwerke vorwärtsbewegen. Eine Schlange älterer und jüngerer Männer in verbeulten Hüten oder Baskenmützen, in Sommer- oder Übergangsmänteln schiebt cremefarbene oder hellblaue Handwagen auf dicken Reifen vor sich her, die mit Bündeln, Taschen und Koffern beladen sind. Mädchen und junge Frauen hauchen in ihre froststarrten Hände und schauen mit traurigen Augen auf die Ruinen ringsum. Es sind schon hunderte, tausende Menschen. Wladislawa und Sofia Kobus, zwei Polinnen, die zusammen mit Ju-

den in einem Luftschutzkeller gelebt haben. Juden, die unter der Erde hervorkommen, wo sie Jahre in Abwässerkanälen und Kellerräumen verbracht haben. Jakow Mensicky und sein Bruder Aron waren Arbeiter in einer Strumpffabrik von Łódź. Isai Ragozek – ein Buchhalter aus Warschau mit Brille und Baskenmütze. Abram Klinker in Lumpen und mit einem Bluterguss, ein Schuhmacher aus Łódź, hat als Heizer bei der Warschauer Gestapo gearbeitet. Diesen Menschen begegnete ich in den verwüsteten Strassen. Gesichter wie aus Papier gemacht. Eine erschütternde Gestalt – ein kleiner Strumpfmacher, der in einem Kinderkörbchen Asche von Juden in seine Kellerbehauung trägt, die er auf dem Hof des Judenrates im Ghetto gesammelt hat. Mit dieser Asche will er am nächsten Tag zu Fuss nach Łódź aufbrechen.

Das Warschauer Ghetto. Die Mauer, übermannshoch, zwei Backsteine dick und oben mit Glasscherben gespickt. Sehr akkurate Arbeit. Wessen Hände mögen sie errichtet haben?

Das Ghetto: Wellen von Schutt aus zerbröselnden Ziegeln wie ein einziges Meer. Keine Mauer ganz, kaum noch ein Stein auf dem anderen. Rasend war die Bestie im Zorn.

Begegnung mit Menschen aus dem Keller Séliaznaja 95c. Menschen, die zu Ratten und Affen wurden. Die Geschichte, wie sich zwei Juden aus Łódź in der Dunkelheit des Heizkellers eines zerstörten Warschauer Hauses trafen, wo sich nachts nur Ratten und Juden einfanden, um zu trinken. Klinker hörte ein Geräusch und rief: «Ich bin Jude, wenn ihr Aufständische seid, nehmt mich mit!» Aus der Dunkelheit kam es zurück: «Ich bin auch Jude.» Wie sich herausstellte, stammten beide aus Łódź. In der Dunkelheit fanden sie sich und fielen sich unter Tränen in die Arme.

Ihr Versteck lag zwischen Gendarmerie und Gestapo im vierten Stock eines halb zerstörten Hauses. Ein polnisches Mädchen mit Ringellöckchen gewährte ihnen Unterkunft. Der Vater ihrer Retterin verlangte einen Zloty für Wodka. «Sonst zeige ich euch an.»



Brenner war bettelarm. Aber Abram Klinker wollte mir sein einziges Wertstück, einen Füllfederhalter, schenken.<sup>3</sup>

In seinem Artikel für *Krassnaja Swesda* gab Grossman die Geschichte des «Kellerverstecks» im vierten Stock eines zerstörten Gebäudes wieder.

Wir haben den «Bunker» besucht, ein Versteck, in dem sich sechs Polen und vier Juden viele Monate lang verbargen. Auch die wildeste Phantasie ist nicht in der Lage, sich dieses steinerne Loch im vierten Stock eines zerstörten Hauses vorzustellen. Um dorthin zu gelangen, musste man die vertikale Wand eines eingestürzten Treppenhauses ein Stück hinaufklettern, dann auf einem Balken zwischen zwei Etagen über einen Abgrund laufen und sich schliesslich durch einen schmalen Spalt in einen dunklen Lagerraum zwingen. Eine Bewohnerin des Bunkers, ein polnisches Mädchen, führte uns. Mutig und ganz ruhig lief sie über den Abgrund. Ich muss zugeben, mir, der ich dreieinhalb Jahre Krieg erlebt hatte, blieb bei diesem Gang fast das Herz stehen. Dann brach mir der Schweiß aus, und schliesslich wurde mir schwarz vor Augen. Dabei machten sich die Bunkerbewohner nur in stockdunklen, mondlosen Nächten auf diesen gefährlichen Weg. Das Ghetto. Wie hoch die Häuser hier früher waren, kann man an den Trümmerbergen erkennen, die von ihnen übrig sind. In diesem Meer von Ziegelsteinen stehen zwei Kirchen.<sup>4</sup> Zwischen den Trümmern liegt der Kopf einer steinernen Frauenfigur. Wege mussten hier gebahnt werden wie in einem dichten Urwald. Das Gebäude des Judenrates ist grau und düster. Seine Innenhöfe sind rot vom Zunder der Eisenträger, auf denen die Leichen der Aufständischen des Warschauer Ghettos verbrannt wurden. Ein Haufen Asche in einer Ecke des Hofes – Judenasche.<sup>5</sup> Konservendosen, Kleiderfetzen, ein Frauenschuh, ein zerrissener Talmud. Der Widerstand im Warschauer Ghetto begann am 19. April und endete am 24. Mai. Der Vorsteher der Gemeinde, Czerniakow, hatte sich bereits am 23. Juli 1942 das Leben genommen. Die Mitglieder

des Judenrates, Gustav Zelikowski, Szeryszewski, Alfred Stegman und Maksimilian Lichtenbaum, wurden Anfang Mai 1944 erschossen.

Während des Aufstands im Warschauer Ghetto nahm sich Szmul Cigelboim (Genosse Arthur) in London das Leben, eine Verzweiflungstat, mit der er auf die Tragödie des jüdischen Volkes aufmerksam machen wollte.<sup>6</sup>

Von Warschau folgte Grossman der siegreichen Roten Armee bis nach Łódź, wo die Nazis das Ghetto ebenfalls als Internierungslager benutzt hatten. Łódź wurde von Tschuikows 8. Gardarmee am 8. Januar 1945, vier Tage nach dem Beginn der Offensive, eingenommen. Da die sowjetischen Truppen so rasch vorrückten, blieb den deutschen Behörden keine Zeit, die Stadt in Schutt und Asche zu legen.

Łódź. Fünfhundert Werke und Fabriken. Direktoren und Besitzer sind geflohen. Vorerst haben die Arbeiter die Verwaltung übernommen. Kraftwerk, Strassenbahn, Eisenbahn – alles funktioniert normal. Ein alter Eisenbahner erklärt: «Ich bin seit fünfzig Jahren auf der Lokomotive. Ich fahre den ersten Zug nach Berlin.»

Das Gebäude der Gestapo ist intakt, alles noch da. Auf der Strasse liegen die pompösen Bilder der Führer der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei. Kinder in zerschissenen Schuhen tanzen auf den Gesichtern von Göring und Hitler herum. Munitionsfabriken – Fabriken, die Führungsringe für Granaten herstellen. Davon gab es drei. Zwei haben britische Flieger in Deutschland zerstört. Die dritte können wir heute in Łódź besichtigen. Eine gigantische Maschine zur Herstellung von Torpedos. Sie wurde 1944 aufgestellt, aber ist noch nicht in Betrieb genommen. Auf dem Hof neben den Werkhallen Deckungsgräben. DieTische in der Werkskantine. Auf einigen stehen Schilder: «Nur für Deutsche». Ein polnischer Arbeiter sagt: «In der Zeit, in der ich acht [Torpedos] hergestellt habe, hat der Deutsche fünfundvierzig gemacht.» Ein Arbeitstag von zwölf Stunden.

Zwei Küchen bei der Kantine für die Arbeiter – eine deutsche und eine polnische. Zwei Arten von Lebensmittelkarten – für Deutsche und für Polen. In den Werkshallen riesige Spruchbänder auf Deutsch: «Du bist nichts, dein Volk ist alles.»

Strafen: Wenn ein Arbeiter zu spät kam, ein Werkzeug fallen liess oder der Meister meinte, er sei faul – Schläge ins Gesicht und Karzer (im Untergeschoss der Halle).

Łódź, zu Ehren eines deutschen Generals in «Litzmannstadt» umbenannt.<sup>7</sup>

Im Haus der russischen Familie von General Schepetowski (bereits verstorben) vertreten wir vier die Juden Russlands. Die Tochter des Generals, Irena, versteht nicht Russisch, sie spricht Deutsch und Polnisch. Gechman singt ihr mit kehligem deutschen R Lieder von der Wolga vor.

Im Ghetto von Łódź. Es hatte sein eigenes Lied: «Sei nicht traurig und weine nicht. Morgen wird es besser. Auch für uns wird wieder die Sonne scheinen.» Das Ghetto wurde am 1. Mai 1940 eröffnet. Dort gab es drei Bluttage – Mittwoch, Donnerstag und Freitag. An diesen Tagen erschlugen Volksdeutsche Juden in ihren Häusern.<sup>8</sup>

Anfangs lebten im Ghetto 165'000 Juden aus Łódź, 18'000 Juden aus Luxemburg, Österreich, Deutschland und der Tschechoslowakei, 15'000 Juden aus anderen Gegenden Polens, zum Beispiel aus Kalmisz, 15'000 aus Tschenstochau. Die höchste Anzahl der Juden im Ghetto betrug 250'000 Menschen. Sie hungerten. Täglich starben etwa 150 Menschen. Die Deutschen waren mit dieser geringen Todesrate nicht zufrieden.<sup>9</sup>

Die erste Aktion setzte im Dezember 1942 ein. 25'000 Menschen – gesunde Männer und Frauen – wurden angeblich zur Arbeit abtransportiert und liquidiert. Im September desselben Jahres hatte bereits die erste Kinder-Aktion stattgefunden. Ihr fielen Kinder vom Säuglingsalter bis zu 14 Jahren, dazu alle Alten und Kranken zu Opfer – insgesamt 17'000 Menschen. Die LKWs, die die Kinder abtransportierten, waren nach zwei Stunden wieder zurück, um die nächste Gruppe abzuholen.

Regelmässig wurden 800 bis 1'000 Personen «zur Arbeit» gefahren und getötet. Zum 1. Januar 1944 hatte das Ghetto noch 74'000 Bewohner. Chef des Ghettos war der Teehändler Hans Biebow. Bevor das Ghetto aufgelöst wurde<sup>10</sup>, hielten Oberbürgermeister Bratfisz und Hans Biebow Reden, in denen sie bekannt gaben, die Juden von Łódź, die ehrlich vier Jahre lang gearbeitet hätten, würden ins Hinterland 'verbracht, um sie vor den Bolschewisten zu retten. Zur angegebenen Zeit erschien kein einziger Jude am Bahnhof. Biebow liess sie erneut zusammenrufen und dabei eine grosse Zahl Juden festnehmen. Dann liess er sie wieder frei und erklärte, er hoffe auf ihr Gewissen. Danach wurden täglich zwei- bis dreitausend Juden gewaltsam abtransportiert. Aus Zetteln, die man in den leeren Wagons fand, geht hervor, dass sie nach Maslowicy<sup>11</sup> und Auschwitz gebracht wurden.

Als das Ghetto von Łódź dann endgültig liquidiert wurde, lebten dort noch achthundertfünfzig Menschen. Der schnelle Durchbruch unserer Panzer rettete ihnen das Leben.

Die Struktur des Ghettos von Łódź: Es hatte sein eigenes Papier- und Hartgeld, eine eigene Post und eigene Briefmarken. Schulen, Theater, Druckereien, vierzig Textilfabriken. Viele kleine Werkstätten. Ein Sanatorium. Eine Photothek. Ein Büro für Geschichte. Krankenhäuser und einen Notarzt. Eigene Landwirtschaft, Felder und Gärten. Hundert Pferde. Für gute Arbeit gab es Orden und Medaillen. Chaim Rumkowski, der Direktor des Ghettos, war ein gebildeter Jude, von Beruf Statistiker.<sup>12</sup>

Rumkowski erklärte sich zum geistlichen Oberhaupt. In prächtigen Gebetsgewändern hielt er in der Synagoge Gottesdienste ab, genehmigte Ehen und Scheidungen, bestrafte jene, die Geliebte hatten. Noch im Alter von siebzig Jahren heiratete er eine junge Juristin.<sup>13</sup> Er nahm sich Schülerinnen als Mätressen.<sup>14</sup> Zu seinen Ehren wurden Hymnen komponiert. Er erklärte sich zum Führer und Retter der Juden. Die Gestapo verliess sich voll und ganz auf ihn.

Wenn er wütend war, setzte es Stockhiebe oder Ohrfeigen. Vor dem

Krieg war er ein erfolgloser, bankrotter Händler gewesen. Und so kam er selbst ums Leben: Als sein Bruder abtransportiert werden sollte, erklärte er der Gestapo in völliger Machtüberschätzung, wenn dieser nicht freigelassen werde, steige auch er in den Zug. Rumkowski stieg ein und wurde nach Auschwitz gebracht. Mit ihm ging auch seine junge Frau in den Tod. Stolz hatte er geprahlt, einmal sei ein Brief aus Berlin an Chaim Rumkowski ohne Angabe der Stadt abgeschickt worden. Er habe ihn in Łódź erreicht.

Łódź ist das polnische Manchester. 15'000 Schneider nähten im Ghetto für die deutsche Wehrmacht. Sie erhielten 400 Gramm Brot am Tag und 900 Gramm Zucker im Monat. Zu dieser Zeit wurden im Warschauer Ghetto nur noch 80 Gramm Brot pro Tag ausgegeben.

Der Genickschuss – eine Kugel in den Hinterkopf.

Die Gottesgläubigkeit nahm im Ghetto stark ab. Jüdische Arbeiter waren in der Regel nicht sehr fromm. Biebow schickte eine Menge Vitamine ins Ghetto. Rumkowskis Gehilfe, der Jude Gertler, hatte Verbindung zur Gestapo, tat aber viel für die Juden. Er war gutherzig und bei den Menschen sehr beliebt.

Als Gertler sein Amt übernahm und von den Deutschen respektiert wurde, weckte dies Rumkowskis heftigen Hass gegen ihn.

Das Krankenhaus des Ghettos versetzte Ärzte aus Europa in Begeisterung. Ein Professor erklärte: «So eine Klinik habe ich nicht einmal in Berlin gesehen.»

Der heroische Tod des Arztes Dr. Weisskopf im Ghetto von Łódź. Er versuchte, Biebow die Gurgel durchzubeissen.

Der Aufstand im Warschauer Ghetto wurde von dem Ingenieur Kloppfisch aus Łódź angeführt.

Łódź und Posen waren die beiden grössten Städte des «Warthegaus», des Teils von Westpolen, den die Nazis annectierten und nach dem Fluss Warthe benannten. Hitler setzte Arthur Greiser als Gauleiter ein. Während der «ethnischen Säuberungen» wurden über siebzigtausend Polen getötet, um Platz für deutsche Siedler zu schaffen. Weitere hun-

derttausend wurden zum Frondienst in den Konzentrationslagern gezwungen. Nach den Juden haben die Polen den grössten Anteil ihrer Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg verloren, mehr als selbst die Sowjetunion.

Die Deutschen jagten alle polnischen Bauern aus ihren Häusern, nahmen ihnen Boden, Vieh und landwirtschaftliches Gerät weg, brachten sie in Elendshütten unter, wo sie als Tagelöhner für die Deutschen schufteten mussten. Die Deutschen waren zum Teil aus der Gegend, hundertsechzigtausend kamen aus der Ukraine. Die Kinder der polnischen Bauern gingen nicht zur Schule. Von zwölf Jahren an wurden sie zur Arbeit gezwungen. Die katholischen Kirchen wurden geschlossen. Von zwanzig blieb eine übrig, die anderen wurden zu Lagerhäusern umfunktioniert. Die Landarbeiter erhielten zwanzig Mark pro Woche und Verpflegung, Kinder sechs Mark im Monat. ... Der deutsche Bauer hatte das Recht, so viele seiner Erzeugnisse für sich zu behalten, wie er brauchte, um sich und seine Familie zu ernähren.

Ein polnischer Bauer wurde nach Dachau geschickt, weil er noch vor dem Einmarsch der Deutschen [im September 1939] zu seinem deutschen Nachbarn gesagt hatte: «Warum sprichst du deutsch? Hier ist nicht Berlin.» Bereits vor dem Krieg hielten die Nazis unter dem Vorwand, sie kämen zur Andacht zusammen, ihre Parteiversammlungen ab.

Die deutschen [Siedler] kamen in zwei Wellen – 1941 und 1944. Die deutschen Bauern verkauften den Polen unter der Hand Getreide für fünf Mark das Kilo, Weizenmehl für fünfundzwanzig Mark das Kilo und Speck für zweihundert Mark das Kilo. Polnische Lehrer, Ärzte, Priester und Anwälte wurden zu Tausenden nach Dachau deportiert und dort getötet.

Die Deutschen nannten die Gegend «Warthegau». Landarbeiter waren an den Ort gebunden und durften nicht fortziehen. Sie waren Sklaven.

Polen war es verboten, Geschäfte, Parks oder Gärten zu betreten. Sonntags durften sie die Strassenbahn nicht benutzen, den Triebwagen die ganze Woche nicht.

Bauernführer Schwandt hatte drei Landarbeiter und zwei Landarbeiterinnen. Der Dickwanst bezahlte ihnen nichts für ihre Arbeit. Vor dem Kriege hatte er eine Kneipe und einen Gemischtwarenladen. Damals besass er ganze vier Morgen Land, jetzt hatte er fünfzig Morgen [6,5 Hektar].

Eine Kommission überprüfte, wie die deutschen Bauern ihr Ablieferungssoll erfüllten. Polen erhielten keinen Schnaps, die Deutschen an Feiertagen. Wenn ein Pole ein Benzinfeuerzeug benutzte, wurde er für drei Monate ins Gefängnis gesteckt.

Manche Deutsche glaubten nicht, dass die Russen kämen. Sie machten sich über die lustig, die sich grosse Wagen zulegten, um ihre Habe abzutransportieren. Sie glaubten es bis zum letzten Tag nicht. Die Infanterie [der Roten Armee] fährt mit offenen und geschlossenen Kutschen daher. Lack und Spiegelglas blitzen. Die Jungs rauchen Machorka, essen und trinken, spielen Karten. Die Fuhrwerke sind mit Teppichen ausgelegt, und die Kutscher sitzen auf Federbetten. Die Soldaten essen keine Armeeverpflegung mehr. Jetzt haben sie Schweinefleisch, Pute und Hähnchen. Plötzlich tauchen bei der Infanterie runde, rotwangige Gesichter auf, was es noch nie gegeben hat.<sup>15</sup>

Deutsche Zivilisten, die von unseren Panzern überholt wurden, kommen jetzt wieder zurück. [Unterwegs] werden sie geschlagen. Die Polen nehmen ihnen die Pferde weg und rauben sie aus. «Wo geht ihr denn hin?», frage ich sie. Sie antworten auf Russisch: «Nach Russland.» Hier gibt es fünf Arten von Deutschen: vom Schwarzen Meer, vom Balkan, aus dem Baltikum, Volksdeutsche und Reichsdeutsche.<sup>16</sup>

Grossman stellte bald fest, dass das Verhalten der Truppen der Roten Armee sich änderte, als sie ausländischen Boden betraten. Nach wie vor versuchte er die Fronteinheiten zu idealisieren. Die Schuld gab er vor allem den Nachschub- und Transporteinheiten. Dabei fanden sich unter den Panzertruppen, die er so lobte, häufig die schlimmsten Plünderer und Vergewaltiger.

Der Frontkämpfer stürmt Tag und Nacht unter Feuer vorwärts, heilig und rein. Die rückwärtigen Einheiten, die ihm folgen, vergewaltigen, plündern und rauben.

Im Focke-Wulf-Werk haben zweihundertfünfzig unserer Mädchen gearbeitet, die von den Deutschen aus den Gebieten Woroschilowgrad, Charkow und Kiew hierher verschleppt worden waren. Der Leiter der Politabteilung der Armee berichtet, dass sie diese Mädchen fast ohne Kleider, verlaust und mit vor Hunger aufgeblähten Bäuchen gefunden haben. Nach dem, was ein Mitarbeiter der Armeezeitung sagt, waren sie sauber und gut gekleidet. Unsere Soldaten hätten sie bis aufs Hemd ausgeraubt und ihnen die Armbanduhren weggenommen. Häufig klagen befreite sowjetische Mädchen darüber, dass unsere Soldaten sie vergewaltigen. Ein Mädchen sagt mir: «Das war ein ganz alter Kerl, älter als mein Vater.»<sup>17</sup>



## 26.

### *In die «Höhle der faschistischen Bestie»*

Während dieser Etappe des sowjetischen Vor marschs blieb Grossman beim Hauptquartier von General Tschuikows 8. Gardearmee. Tschuikow war wütend, als Marschall Schukow, den er verachtete, weil er so viel von dem Ruhm für Stalingrad beansprucht hatte, seiner Armee befahl, die zur Festung erklärte Stadt Posen [Poznan] einzunehmen, während die anderen Armeen zur Oder eilten. Die Strassenkämpfe in Posen sollten sich als die heftigsten Gefechte erweisen, die die Rote Armee seit Stalingrad führen musste.

Ein Regimentskommandeur beklagt sich: «Wir stürmen in eine Strasse, Zivilisten laufen uns entgegen und rufen: ‚Unsere Retter, unsere Befreier!‘ Da starten die Deutschen einen Gegenangriff und werfen uns zurück. Eine deutsche Selbstfahrlafette taucht auf. Ich schaue hin und sehe, wie dieselben Einwohner jetzt die Deutschen umarmen. Da habe ich befohlen, mit Kartätschen draufzuhalten.»

Die Strassenkämpfe gehen weiter. Wo es etwas ruhiger ist, sammeln sich die Menschen. Damen in modischen Hüten und mit bunten Täschchen schneiden sich mit Messern Filetstücke aus toten Pferden heraus, die auf dem Pflaster liegen.

Die Strassenkämpfe in Posen werden von Tschuikow geführt. Er gilt seit Stalingrad als Meister in diesem Fach. Das Wesen der Stalingrader Schlacht bestand darin, dass unsere Infanterie einen Keil zwischen die starken motorisierten Einheiten der Deutschen und ihre schwache Infanterie trieb. Nun ist Akademiemitglied Tschuikow<sup>1</sup> aufgrund von Umständen, die er selbst nicht bestimmen konnte, in Posen in die gleiche Lage geraten, nur mit umgekehrten Vorzeichen.

Er greift die Deutschen auf den Strassen der Stadt mit mächtiger Technik, aber geringen Infanteriekräften an. Und die starke deutsche Infanterie leistet aussichtslosen Widerstand.

Tschuikow sitzt in einem kalten, hell erleuchteten Zimmer der zweiten Etage einer doppelstöckigen Villa. Auf dem Tisch klingelt unablässig das Telefon. Die Kommandeure der einzelnen Einheiten melden den Verlauf der Gefechte. Wenn zwischen Anrufen und mündlichen Meldungen einmal eine Pause entsteht, erzählt mir Tschuikow, wie er die deutsche Verteidigung bei Warschau durchbrochen hat:

«Einen Monat lang haben wir den Tagesablauf der Deutschen studiert. Am Tag ging der Deutsche aus dem vordersten Graben zurück, nachts hat er ihn wieder besetzt. Vor dem Beginn der Offensive haben wir ihn die ganze Nacht mit Propaganda und Musik über den Rundfunk belegt. Hinter dieser Geräuschkulisse haben wir alle unsere Kräfte nach vorn gebracht. Um 8.30 Uhr, als er sich für gewöhnlich aus der ersten Linie zurückzog, haben wir aus 250 Rohren gefeuert. Am ersten Tag haben wir die erste Linie durchbrochen. Über Funk haben wir mitgehört, wie der Befehlshaber der 9. Armee der Deutschen seine Divisionen anrief und keine verdammte Antwort mehr bekam. Zur gleichen Zeit haben wir zwei Panzerdivisionen zerschlagen, die sie aus dem Hinterland herangeführt hatten. An jenem Morgen war Nebel, dick wie Milch. Und so haben wir es gemacht: Luftangriff, Feuerwalze und los. Wir haben ihn auf den Amboss der vordersten Linie gelegt und mit dem Hammer der Artillerie draufgeschlagen. Wären wir eine Stunde später da gewesen, hätten wir nur noch leere Gräben vorgefunden. Und der Deutsche dachte, wir seien strategisch erschöpft. Dort lagen vor allem Landwehr und Volkssturm.»<sup>2</sup>

Tschuikow lauscht ins Telefon, wirft einen Blick auf die Karte und sagt: «Einen Moment, ich muss meine Brille aufsetzen.» Er liest den Bericht, lacht fröhlich und tippt seiner Ordonnanz mit dem Stift auf die Nase. Dazu sagt er: «Martschenkos rechte Flanke spürt bereits Gle-

bows Feuer. Das Feuer überschneidet sich schon, bald werden sie in direkte Berührung kommen.» Und brüllt ins Telefon: «Falls sie nach Westen durchbrechen wollen, so lass sie aufs freie Feld hinaus und zerquetsch sie wie Wanzen, die verfluchte Bande!»

Dann setzte Tschuikow sein Gespräch mit Grossman fort.

«Die Soldaten haben die Verteidigung satt. Sie dürsten danach, dem Krieg ein Ende zu machen. Zwei, drei Tage haben sie sich warmgelaufen, und jetzt gehen sie jeden Tag dreissig bis fünfzig Kilometer vor.

Sie plündern ein wenig. Da rollt ein Panzer, und auf seinem Kotflügel sitzt ein Ferkel. Wir verpflegen unsere Leute nicht mehr. Unser Essen schmeckt ihnen nicht. Die Fuhrwerkslenker fahren in Kutschen umher und spielen Akkordeon wie bei Machno.<sup>3</sup> Die Festung von Posen. ... Unsere laufen oben entlang, und er beschiesst sie von unten. Da haben unsere Pioniere anderthalb Fass Petroleum hinuntergegossen und angezündet. Die Deutschen sind herausgesprungen wie die Ratten.

Wissen Sie, was mich erstaunt? Bei all unserer Kriegserfahrung und unserer hervorragenden Aufklärung ist uns eine Kleinigkeit entgangen: Wir wussten nicht, dass Posen eine erstklassige Festung ist, eine der stärksten in Europa. Wir dachten, das sei eine ganz gewöhnliche Stadt. Als wir sie im Vor über gehen einnehmen wollten, haben wir uns den Kopf ingerannt.»

Posen fiel erst, als Tschuikow nach neun Tagen schweren Beschusses am 18. Februar Befehl gab, die Festung zu stürmen. Zu dieser Zeit lag sie bereits über zweihundert Kilometer hinter den eigenen Linien. Die Russen schossen mit ihren 203-Millimeter-Haubitzen Breschen in die mächtigen Mauern. Mit Flammenwerfern und Handgranaten musste ein Raum nach dem anderen «gesäubert» werden. In der Nacht zum 22. Februar legte sich der deutsche Kommandant, Generalmajor Ernst Gomell, auf eine Hakenkreuzfahne in seinem Büro und erschoss sich. Die Garnison gab auf.

Grossman wartete das Ende der Belagerung nicht ab. Er scheint den Vorausabteilungen der 8. Gardearmee bei ihrem Eindringen ins deutsche Reichsgebiet gefolgt zu sein. Obwohl er stets dazu neigte, die einfachen Rotarmisten zu idealisieren, musste er nun die schrecklichen Folgen eingestehen, die deren Hang zum Alkohol mit sich brachten.

Der absurde Tod des Helden der Sowjetunion, Oberst Gorelow, Kommandeur einer Gardepanzerbrigade. Anfang Februar wurde er wenige Kilometer von der deutschen Grenze entfernt von betrunkenen Rotarmisten erschossen, als er einen Stau auf einer Strasse auflösen wollte. Katukow<sup>4</sup> mochte Gorelow sehr. Wenn er ihm und Babadschanjan Befehle erteilte, nannte er sie nur beim Vornamen – Wolodja und Arno. Solche blutigen Zwischenfälle unter Alkoholeinfluss kamen nicht selten vor.

Sowjetbürger, ob Soldaten oder Zivilisten, waren in der Regel von der veränderten Umgebung wie erschlagen, wenn sie die deutsche Grenze



Grossman in dem von der 8. Gardearmee gestürzten und ausgeplünderten Schwerin.

passierten. Viele staunten über die Ordnung und den Wohlstand, den sie vorfanden. Sie konnten nicht begreifen, wie Bewohner solcher Gegenden sich aufmachen konnten, um Russland zu überfallen.

Gegen Abend ist es regnerisch und neblig, es riecht nach faulem Holz. Pfützen auf der Strasse. Dunkle Kiefernwälder, Felder, einzelne Gehöfte, Häuser mit spitzen Dächern.

Ein riesiges Plakat: «Kämpfer, hier ist sie – die Höhle der faschistischen Bestie.»

Die Landschaft ist sehr schön – kleine, aber dichte Wälder, die bläulichen Asphalt- und Klinkerstrassen, die sie durchziehen. Und unsere Kanonen, Selbstfahrlafetten, geschundenen Stabs-LKWs voller Beutegut, die aus Posen kommen.

Das befreite [russische] Mädchen Galja berichtet über die galanten Besonderheiten der gefangenen männlichen Internationale: «Die Franzosen haben ganz andere Praktiken.»

Von Posen führte Grossmans Weg über die deutsche Grenze von vor 1939 in Richtung Küstrin und Berlin durch die Stadt Schwerin. Als er dort eintraf, musste er mit ansehen, wie Angehörige der 8. Gardearmee, die er in Stalingrad bewundert hatte, brutal plünderten und vergewaltigten. Nach dem Krieg bekannte Grossman gegenüber seiner Tochter, die Rote Armee habe sich «zum Schlimmen verändert, als sie die [sowjetische] Grenze überquerte».<sup>5</sup>

Alles steht in Flammen. Das Plündern ist in vollem Gange. Gechman und ich sind in einem noch intakten Haus einquartiert worden. Alles da – die Herdplatte noch warm, und darauf ein Teekessel mit Wasser, das noch nicht erkaltet ist. Offenbar sind die Bewohner gerade erst geflüchtet. Die Schränke voller Sachen. Ich verbiete kategorisch, etwas anzufassen. Der Kommandant erscheint und bittet um die Erlaubnis, einen gerade angekommenen Obersten des Generalstabs einquartieren zu dürfen. Ich bin natürlich einverstanden. Der Oberst ist herrlich. Ein gutes russisches Gesicht. Die ganze Nacht wird es im Zimmer des Obersten, der sich eigentlich ausruhen will,

nicht still. Morgens fährt er von dannen, ohne sich zu verabschieden. Als wir in das Zimmer kommen, finden wir ein einziges Chaos vor. Der Oberst hat die Schränke ausgeräumt wie ein ganz gewöhnlicher Marodeur.

Eine alte Frau stürzt sich aus dem Fenster eines brennenden Hauses.

Wir betreten ein Haus. Auf dem Fussboden in einer Blutlache ein von Plünderern erschossener alter Mann. Auf dem leeren Hof Käfige mit Kaninchen und Tauben. Um sie vor dem Feuer zu retten, öffnen wir die Käfige. In einem liegen bereits zwei tote Papageien.

Entsetzen in den Augen von Frauen und Mädchen.

Beim [Stadt-]Kommandanten. Eine Gruppe französischer Kriegsgefangener beklagt sich darüber, dass die Rotarmisten ihnen die Armbanduhren für einen Rubel das Stück abgenommen haben. Eine Deutsche in Schwarz mit totenbleichen Lippen spricht mit kaum hörbarer Stimme. Sie hat ein ganz junges Mädchen bei sich, auf dessen Gesicht und Hals dunkle Blutergüsse zu sehen sind. Ein Auge ist geschwollen und auch auf den Händen viele blaue Flecken. Dieses Mädchen ist von einem Soldaten aus dem Nachrichtenzug des Generalstabs vergewaltigt worden. Er steht dabei – rotwangig, pausbäckig und schläfrig. Der Kommandant befragt ihn ohne besonderen Nachdruck.

Entsetzliche Dinge passieren deutschen Frauen. Ein gebildeter Deutscher, dessen Frau Rotarmisten aufgesucht haben, versucht mit Gesten und in gebrochenem Russisch zu erklären, dass sie am heutigen Tage bereits zehnmal vergewaltigt wurde. Die Dame ist anwesend.

Frauenschreie aus offenen Fenstern. Ein Kommandeur der Roten Armee, Jude, dessen Familie die Deutschen bis auf ihn umgebracht haben, ist in der Wohnung eines flüchtigen Gestapo-Mannes einquartiert. Solange er da ist, geschieht Frauen und Mädchen nichts. Als er wegfährt, fleht ihn die ganze Familie weinend an zu bleiben.

Schlimm ergeht es sowjetischen Mädchen, die aus den Lagern befreit

werden. Heute Nacht suchen einige in unserem Korrespondentenzimmer Zuflucht. Wir werden von einem Schrei geweckt: Einer der Korrespondenten hat sich nicht beherrschen können. Nach heftiger Diskussion zieht wieder Ordnung ein. Uns wird berichtet, wie eine stillende Mutter in einer Scheune vergewaltigt wurde. Die Verwandten kommen und bitten darum, sie zeitweilig freizugeben, weil das hungrige Baby schreit.

Nachts ist es hell wie am Tag, weil ringsum alles in Flammen steht. Als Oberst Mamajew in ein deutsches Haus trat, standen Kinder von vier und fünf Jahren schweigend auf und hoben die Hände.

Bei der Befreiung deutschen Gebietes schlug das Schicksal dramatisch um. Gefangene und Zwangsarbeiter plünderten jetzt ihre ehemaligen Herren aus. Viele junge Frauen, die aus den besetzten Gebieten der Sowjetunion nach Deutschland gebracht wurden, hatten auf Bauernhöfen, als Hausangestellte oder in Fabriken gearbeitet. Das Los der Rotarmisten in Gefangenenlagern war allerdings erheblich schlimmer als das der Zwangsarbeiter.

Grosse Menschenmengen auf den Strassen. Kriegsgefangene aller Nationalitäten: Franzosen, Belgier und Holländer – alle schleppen Beutegut. Nur die Amerikaner kommen leichten Schrittes daher, sogar ohne Kopfbedeckung. Sie brauchen nichts anderes als Alkohol. Einige winken uns mit einer Flasche zu. Auf anderen Strassen zieht die zivile Internationale Europas dahin. Frauen in Hosen schieben tausende Kinderwagen mit ihrer Habe vor sich her. Ein wahnsinniges, freudloses Chaos. Wo ist Osten, wo ist Westen?

Befreite verstümmelte Rotarmisten. Einer sagt traurig und dem Tode nahe: «Ich schaffe es nicht mehr bis nach Hause.» Als die Deutschen sie umbringen wollten, haben die Krüppel den Drahtverhau zerschnitten, sich ein Maschinengewehr und einen Karabiner besorgt und sich zum Kampf entschieden.

Ein russisches Mädchen, aus Zwangsarbeit bei einer deutschen Familie befreit: «Die Frau – zum Teufel mit ihr, aber um den sechsjährigen Kleinen tut es mir leid.»

Nach Schwerin folgte Grossman der Warthe, die bei Küstrin in die Oder mündet, bis nach Landsberg. Um Stalin einen Gefallen zu erweisen, hatte jede grosse sowjetische Einheit eine Kommission gebildet, die zur Wiedergutmachung der Kriegsschäden der Sowjetunion Wertgegenstände von Deutschen beschlagnahmen sollte. Die Kommissionen bestanden aus Zivilangestellten, die man wenig überzeugend als Oberste der Roten Armee ausstaffiert hatte. Die Deutschen öffneten ihnen gehorsam ihre Safes. Das Problem waren Rotarmisten, die Panzerschränke für den eigenen Bedarf zu öffnen suchten. Sie benutzten dafür häufig erbeutete Panzerfäuste, womit sie dann den Safe samt Inhalt zerstörten.

Ein Schliessfachraum in Landsberg. Unsere Kommission öffnet die Fächer. Dort liegen Gold, Schmuck, aber auch viele Fotografien von Frauen, Kindern und Alten. Ein Mitglied der Beschlagnahmekommission meint zu mir: «Verdammt, warum bewahren sie diese Fotos hier auf?»

Der Divisionskommandeur sagt zum Chef Chemische Dienste, der genauere Befehle zu Rauchsignalen haben will: «Scheiss was auf deine Rauchsignale – setz dich hin, und iss mit mir.»

Im Schreibwarengeschäft eines dicken alten Nazis am Tag seines Ruins. Morgens trat ein kleines Mädchen in seinen Laden und wollte Ansichtskarten sehen. Der dicke, mürrische Mann legte ihr schwer schnaufend zehn Karten vor. Das Mädchen betrachtete sie ernsthaft und lange. Schliesslich entschied sie sich für eine: ein Mädchen im hübschen Kleid neben einem gesprungenen Ei, aus dem ein Küken schlüpft. Der Alte nahm ihre fünfundzwanzig Pfennige und legte sie in die Kasse. Am Abend lag er tot im Bett. Er hatte sich vergiftet. Das Geschäft wurde versiegelt, und fröhliche Männer trugen lärmend Kartons mit unverkaufter Ware und Bündel mit Hausrat aus seiner Wohnung.

Wenn Grossman auf alte Freunde und Bekannte stiess, liess er sich sofort von ihren Erlebnissen berichten. Babadschanjan, der jetzt das 11. Gardepanzerkorps in Katukows 1. Gardepanzerarmee befehligte, war



der kühne Kommandeur gewesen, den er 1941 bereits tot geglaubt hatte.

Babadschanjan erzählt: «Anfangen hat es an der Weichsel am 15. Januar abends. Wir sind in einen Durchbruch im Abschnitt von Tschuikow gestürmt. Am 28. haben wir bereits die Oder erreicht. Ein deutscher Hauptmann wollte in Posen Zigaretten holen. Wir haben ihn direkt an der Grenze erwischt.

An manchen Tagen legten wir hundertzwanzig Kilometer zurück. Die wichtigsten Operationen wurden des Nachts ausgeführt. Dann sind Panzer unangreifbar. Unsere Panzer wirken nachts sehr furcht-einflössend. Manchmal sind sie sechzig Kilometer vorgestossen, obwohl wir keine lokalen Führer hatten (was sehr wichtig ist) wie in Polen. Nur in einer Nacht hat uns ein alter Deutscher sehr gut geführt.

Ein deutscher General zog die Hose aus und legte sich in aller Ruhe schlafen, nachdem er auf der Karte festgestellt hatte, dass der Gegner noch sechzig Kilometer entfernt ist. Er meinte, wir würden nicht vor dem Morgengrauen losschlagen. Wir aber haben ihn um Mitternacht angegriffen.»

Grossman begegnete auch Gussakowski wieder, einem Offizier, der wahrlich nicht über Mangel an Bescheidenheit klagen konnte.

Gussakowskis Brigade hatte erstaunlichen Erfolg. Zwischen all den gesprengten Brücken und Panzersperren lag eine völlig intakte Strasse, die [die Deutschen] für einen starken Gegenangriff hatten nutzen wollen. Gussakowski rollte darauf voran und umging so die Verteidigungsanlagen des Gegners. Ganz allein operierte [seine Brigade] zwei Tage lang im feindlichen Hinterland, während die anderen Brigaden ebenfalls Umgehungsmanöver vollzogen oder frontal angriffen.

Oberst Gussakowski, Kommandeur einer Panzerbrigade und zweifacher Held der Sowjetunion: «Die Stadt [wahrscheinlich Landsberg] hat ein Oberst eingenommen, aber im Befehl des Oberkommandierenden [Marschall Schukow] sind zehn Generäle aufgeführt.»

Während die Rote Armee sich Berlin näherte, träumte jeder Offizier und Soldat davon, Hitler lebend festzunehmen. Dafür gab es ganz sicher den goldenen Stern des Helden der Sowjetunion, und man war berühmt bis ans Ende seiner Tage. Die Aufklärungsoffiziere der verschiedenen Hauptquartiere brüteten über Beutedokumenten, die aus der Reichskanzlei stammen konnten, um sich ein besseres Bild über den Führer der Nazis zu machen.

Bei der Aufklärung. Man zeigt mir einen Befehl mit Hitlers Unterschrift, darauf der Vermerk: «Stimmt mit dem Original überein, Hauptmann Sirkis.»

Anfang Februar stand Grossman am Ufer der Oder, des letzten Flusses, der vor Berlin zu überqueren war. Die Rote Armee und mit ihr Grossman zählte alle Flüsse, die sie auf ihrem Marsch von der Wolga bei Stalingrad nach Westen hatte überwinden müssen.

An einem sonnigen Morgen erreichten wir die Oder an der Stelle, wo sie Berlin am nächsten kommt. Seltsam, dass dieser aufgeweichte Feldweg, die niedrigen, stacheligen Sträucher, die vereinzelt Bäume, die flachen Hügel, die zum Fluss hin abfielen, die Häuschen, die hier und da zwischen dem frischen Grün der Wintersaaten hervorlugten, dass all dies dem Auge so Vertraute, hunderte Male Gesehene keine achtzig Kilometer von Berlin entfernt sein sollte.<sup>6</sup>

An diesem Frühlingmorgen an der Oder fiel mir plötzlich ein, wie in jenem frostklirrenden Winter 1942 bei wildem Schneesturm in einer Nacht, die rot war von den Flammen eines brennenden Dorfes, das die Deutschen angesteckt hatten, ein Kutscher im Schafspelz plötzlich rief: «He, Kumpels, wo geht's hier nach Berlin?» Alle Fahrer und Fuhrwerkslenker brüllten vor Lachen. Ob der Witzbold, der damals bei Balakleja den Weg nach Berlin wissen wollte, wohl noch am Leben war? Und die, die damals über seine Frage lachten? Am liebsten hätte ich all den Soldaten, die jetzt in der Erde russischer, ukrainischer, weissrussischer und polnischer Schlachtfelder ruhten, zugerufen: «Genossen, könnt ihr uns hören? Wir haben es geschafft!»

Am zweiten Tag auf deutschem Gebiet begegneten wir achthundert sowjetischen Kindern, die in einem mehrere Kilometer langen Zug nach Osten unterwegs waren. Am Strassenrand standen unsere Soldaten und Offiziere mit angespannten Gesichtern – Väter, die unter ihnen ihre nach Deutschland deportierten Kinder suchten. Ein Oberst harrete dort mehrere Stunden aus – kerzengerade, mit finsterner Miene. Erst als es dunkel wurde, ging er zu seinem Wagen zurück. Seinen Sohn hatte er nicht gefunden. In Schulen schaute ich mir Hefte von Schülern an. Von der ersten Klasse an sind fast alle Übungen und Beschreibungen, die die Kinder mit noch unsicherer Hand gekrakelt haben, Themen von Krieg und Naziherrschaft gewidmet. Bilder, Plakate und Spruchbänder an den Wänden – alles auf ein Ziel gerichtet: Hitler und den Nazismus zu lobpreisen... Deutsche Zivilisten suchen ihre Schuld an den enormen Zerstörungen und Leiden zu leugnen, die das faschistische Deutschland und seine Truppen über die Sowjetunion gebracht haben.<sup>7</sup>

## 27.

### *Die Schlacht um Berlin*

Als Schukows Armeen Anfang Februar die Oder weniger als hundert Kilometer vor Berlin erreicht hatten, gab es Streit. Tschuikow, der die 8. Gardearmee befehligte, kritisierte Schukow, dass er nicht sofort auf Berlin vorsties. Dabei hatte Stalin einen weiteren raschen Vormarsch untersagt, denn die Panzereinheiten mussten neu ausgerüstet und bewaffnet werden. Auch die Infanterie war erschöpft. Das Oberkommando befahl Schukow und Rokossowski, zunächst die Lage an ihrer rechten Flanke zu klären, das heisst die pommersche Ostseeküste zu erobern. Diese Operation und die nachfolgende Umgruppierung bedeuteten, dass der Sturm auf Berlin bis Mitte April verschoben werden musste.

Grossman war inzwischen nach Moskau zurückgekehrt. Aber er wollte unbedingt miterleben, wie Berlin fiel. Zu seinem Glück forderten auch seine Kollegen, darunter sein alter Begleiter Trojanowski, mit Nachdruck, er müsse vor Ort sein. Daher willigte *Krassnaja Swesda* schliesslich ein. Dazu Trojanowski: «Am 14. April rief General Konstantin Telegin, Mitglied des Militärrats der Front, die Korrespondenten von *Krassnaja Swesda* zusammen. ‚Ich empfehle Ihnen, über die Oder zu setzen‘, erklärte er. ‚Suchen Sie sich die Armee aus, die Sie wollen. Das Einzige, worum ich Sie bitte: Rennen Sie nicht alle zu Tschuikow.»<sup>1</sup> Marschall Schukow wollte wahrscheinlich nicht, dass sein ärgster Kritiker die ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

Die Operation startete am 16. April. Schukows 1. Weissrussische Front stiess über die Oder geradewegs nach Westen in Richtung Berlin vor, während Marschall Konews 1. Ukrainische Front aus südlicher

Richtung von der Neisse her angriff. Stalin hatte Konew die Genehmigung erteilt, von dort nach Norden einzuschwenken. Er schürte bewusst die scharfe Rivalität zwischen den beiden Marschällen, um Berlin so rasch wie möglich einzuschliessen und zu erobern. Nachdem am 7. März die Rheinbrücke bei Remagen in die Hände der Amerikaner gefallen war, befürchtete Stalin, diese könnten die deutsche Hauptstadt als Erste erreichen.

Schukows Truppen stiessen bei der Erstürmung der Seelower Höhen, die sich am Westufer des Flusses aus dem Oderbruch erheben, auf wesentlich heftigere Gegenwehr als erwartet. Von ihren Kommandeuren angetrieben, erlitten sie grosse Verluste. Erst am 20. April kam Berlin in Reichweite ihrer Artillerie. Die eigentliche Schlacht um die Stadt begann vier Tage später. Tschuikows 8. Gardearmee und Katukows 1. Gardepanzerarmee rückten von Südosten vor, die 2. Gardepanzerarmee und die 3. Stossarmee von Norden sowie die 5. Stossarmee von Osten. Auch Konews Truppen, die 3. Gardepanzerarmee und die 28. Armee, hatten sich von Süden her der Stadt genähert. Benachbarte Einheiten nahmen sich gegenseitig das Schussfeld. Grossman befand sich inzwischen auf dem Weg von Moskau nach Berlin. Er verliess die sowjetische Hauptstadt zu seiner letzten Reise als Kriegsberichterstatler am 20. April, Hitlers letztem Geburtstag. Später beschrieb er in einem Artikel, was er unterwegs sah und was ihm dabei durch den Kopf ging.

Wo einst ein von den Deutschen niedergebranntes Dorf gestanden hatte, waren nur noch kleine Hügel zerfallener handgemachter Backsteine, ein verlassener Brunnen und ein paar rostige Eisenteile zu sehen. Aus einer Niederung in der Nähe stieg Rauch auf. Dort hausten jetzt die Dorfbewohner in den während der Kämpfe von Rotarmisten gegrabenen Unterständen. Eine grauhaarige Frau mit hagerem, faltigem Gesicht, deren Söhne an der Front gefallen waren, gab uns aus einer Konservendose Wasser zu trinken und sagte dabei gedehnt und niedergeschlagen: «Ob wir je wieder auf die Beine kommen?» Dabei wies sie mit dem Kopf auf das, was das Feuer von ihrem Dorf übrig gelassen hatte.

Weiter längs der endlosen Wege, die zur Newa, zur Wolga und zum Terek, zu den dichten Wäldern Kareliens, zu den Steppen und Bergen des Kaukasus führen, wo sich unsere Armeen im ersten Jahr des Krieges zurückzogen, wölben sich Hügel, gross und klein, in denen Soldaten einzeln oder gemeinsam begraben sind.

Hier liegen zur ewigen Ruhe gebettet unsere toten Kinder, Rotarmisten, Sergeanten, Leutnants – unsere Jungen. Auch die Strassen, die zu der gewaltigen Flut unseres Angriffs zusammenlaufen, sind gesäumt von diesen Hügeln, den Gräbern unserer gefallenen Söhne, markiert von Sperrholztäfelchen mit verblassten Aufschriften. Der Regen hat ihre Namen abgewaschen, als er sich über den Hügeln ausweinte. Er hat ihnen allen einen Namen gegeben – den des in Ehren gefallenen Sohnes.

Kurz vor der polnischen Grenze gab unser Wagen den Geist auf. Wir mussten viele Stunden wartend im freien Feld verbringen. Während das Fahrzeug repariert wurde, ging ich zum nächsten Bauerngehöft. Es war Sonntag, die Frau und die Kinder waren zur Kirche gegangen. Im Haus fand ich nur die Grossmutter und einen wegen seiner Verwundung vom Kriegsdienst befreiten Soldaten, der auf dem Weg nach Hause war. Er habe es nicht mehr weit, sagte er mir, nur noch bis in die Gegend von Orjol. Wir kamen ins Reden. Alexej Iwanowitsch, ein Mann um die vierzig, war seit den ersten Kriegstagen an der Front gewesen, dreimal verwundet, die ganze Zeit bei einer Granatwerfereinheit. Sein Uniformmantel hatte schwarze Flecken und war an zwei Stellen von Splittern zerfetzt. Er trug eine Wintermütze, die Füsse steckten in Fusslappen und schweren Schuhen. Die Soldatenkleidung war etwas, das er mit nach Hause brachte. In dem Gehöft hielt er sich seit zwei Wochen auf, half der Frau beim Säen, was sie ihm mit drei Pud Roggen vergalt. Am nächsten Morgen wollten sie ihn mit dem Pferdewagen zur nächsten Bahnstation bringen, wo er hoffte, mit einem Zug, der leer von der Front zurückrollte, näher an sein Ziel zu gelangen. Alexej Iwanowitsch war sehr froh, dass er sich dieses Korn

erarbeiten konnte. Er führte mich sogar in die Diele und strahlte übers ganze Gesicht, als ich auf den prallen Sack klopfte.

Dann berichtete er, wie die Deutschen sein Heimatdorf niedergebrannt hatten und dass seine Frau mit den Kindern jetzt in einer Erdhütte lebe. «Gut, dass ich nicht mit leeren Händen nach Hause komme», sagte er. «Ich bringe ihnen Getreide aus dem Krieg mit. Als ich nach meiner zweiten Verwundung zu Hause war, habe ich gesehen, wie schlimm es ihnen geht. Das ist kein Leben in der Erde: kalt, feucht und überall Ungeziefer. Im Sommer kann man es noch ertragen, aber im Winter ist es schwer.»<sup>2</sup>

Auch auf seiner letzten Fahrt an die Front machte sich Grossman ständig Notizen.

Abfahrt von Moskau in einem Willys [Jeep]. Bis Minsk überall Feuer. Man verbrennt das hohe Steppengras, das die Felder während des Krieges überwuchert hat.

Bleierner Himmel und drei Tage lang hässlicher, kalter Regen. Ein eiserner Frühling nach eisernen Kriegsjahren. Das wird ein harter Frieden nach einem harten Krieg: Überall werden Lager gebaut, wird Draht gezogen, werden Wachtürme errichtet und [deutsche] Kriegsgefangene unter Bewachung herangetrieben. Wenn der Krieg zu Ende ist, werden sie die Strassen instandsetzen, die von den Rädern und Ketten unserer und deutscher Truppen zerwühlt sind.

Das gleiche Bild von Brest bis Warschau. Weiter nach Westen werden die Wege trockener, wird der Himmel klarer, blühen Kirsch- und Apfelbäume an den Chausseen.

Die Lauben der Berliner. Überall Blumen – Tulpen, Flieder, die üppigen rosa Blüten von Apfel-, Pflaumen- und Aprikosenbäumen. Vögel singen. Die Natur scheint die letzten Tage des Faschismus nicht zu betrauern.

Im Städtchen Landsberg bei Berlin spielen Kinder auf einem Flachdach Krieg. In der Hauptstadt wird dem deutschen Imperialismus in diesen Minuten der Todesstoss versetzt, und hier sind langbeinige Jungen mit geschorenen Hinterköpfen und blonden Strähnen in der

Stirn, mit Schwertern und Lanzen dabei, wild schreiend aufeinander loszugehen. Hier wird neuer Krieg geboren. Er ist ewig und nicht auszutilgen.

Der Berliner Autobahnring. Was da über seine Breite erzählt wird, ist stark übertrieben.

Auf der Landstrasse nach Berlin. Überall Gruppen freigelassener Menschen. Hunderte bärtiger russischer Bauern mit Frauen und vielen Kindern ziehen vorbei. In den Gesichtern der Jüngeren mit den braunen Bärten und der ehrwürdigen Alten düstere Verzweiflung. Das sind Dorfälteste, gedungene Polizisten, die bis nach Berlin davongelaufen waren und sich jetzt in Freiheit wiederfinden.<sup>3</sup> Es heisst, an den letzten Kämpfen sei auch Wlassow mit seinen Leuten beteiligt gewesen.<sup>4</sup>

Je näher wir Berlin kommen, desto mehr fühle ich mich an die Gegend um Moskau erinnert.

Eine alte Frau im Kopftuch kommt uns aus Berlin entgegen. Sie wirkt wie eine Pilgerin in den Weiten Russlands. Über der Schulter trägt sie einen Regenschirm, an dem ein riesiger Aluminiumtopf baumelt.

Weissensee – ein Stadtteil von Berlin. Ich halte an. Freche Strassenjungen betteln um Schokolade, beugen sich über den Stadtplan, der auf meinen Knien liegt.

Entgegen der Vorstellung von Berlin als einer einzigen Kaserne – Unmengen von blühenden Gärten, Flieder, Tulpen und Apfelbäumen. Am Himmel donnert die Artillerie. Wenn sie schweigt, hört man die Vögel zwitschern.

Grossman liess sich Generaloberst Bersarin, dem populärsten aller Kommandeure in Schukows Armeen, zuteilen.<sup>5</sup> Der Tradition der zaristischen Armee folgend, hatte Marschall Schukow Bersarin, der die 5. Stossarmee befehligte, als Stadtkommandanten von Berlin eingesetzt, weil seine Truppen als Erste in die Stadt einmarschiert waren. Damit hatte er einen sehr guten Griff getan. Bersarin wartete nicht ab, bis die Kämpfe endeten. Er tat alles, um die lebensnotwendigsten Einrichtungen sofort wieder in Gang zu setzen und sicherzustellen, dass





Im Gespräch mit obdachlos gewordenen Deutschen, 28. April 1945.

die Bevölkerung nicht hungern musste – eine riesige Aufgabe bei all den Zerstörungen. Viele Berliner verehrten ihn. Als er wenige Wochen später bei einem Motorradunfall ums Leben kam, gingen Gerüchte um, das NKWD habe ihn ermorden lassen.

Der Stadtkommandant hat ein Gespräch mit dem Bürgermeister. Der Bürgermeister stellt die Frage, wie viel den Leuten gezahlt wird, die zur Arbeit an Militärobjekten mobilisiert werden. Hier geht alles streng nach Recht und Gesetz. Generaloberst Bersarin, der Stadtkommandant von Berlin, rundlich, grauäugig, verschmitzt und trotz seiner Jungen Jahre schon ergraut. Er ist ruhig, klug und einfallsreich.

Das Schloss derer von Treskow. Abend. Der Park. Halbdunkle Säle. Eine Uhr schlägt. Porzellan. Oberst Petrow hat Zahnschmerzen. Ein Kamin. Durch die Fenster dringen die Mündungsfeuer der Geschütze und das Heulen der Katjuschas. Dazu plötzlich die Donnerschläge eines Gewitters. Der Himmel von gelblichen Wolken verhangen. Regen, es ist schwül, Flieder duftet. Im Park ein alter Teich.

Die verschwommenen Silhouetten von Statuen. Ich sitze in einem Sessel am Kamin. Die Uhr schlägt: ein unendlich trauriges Motiv, die reine Poesie.

Ich halte ein altes Buch in der Hand. Feines Papier. Mit unsicheren Buchstaben offenbar von alter Hand darauf geschrieben: «Von Treskow».<sup>6</sup> Er war wohl der Besitzer.

Ein Deutscher von einundsechzig Jahren. Seine Frau, erst fünfunddreissig Jahre alt, eine wahre Schönheit. Er handelt mit Pferden. [Sie haben eine] Bulldogge [namens] Dina. «Sie ist ein Fräulein.» Sie berichten, wie Rotarmisten ihnen ihre Habe weggenommen haben. Die Frau schluchzt. Danach, wieder ruhiger, erzählt sie, dass ihre Mutter und ihre drei Schwestern in Hannover von amerikanischen Bomben getötet worden seien. Mit Genuss breitet sie Intimitäten aus dem Privatleben von Göring, Himmler und Goebbels aus.

Morgen. Fahrt mit Bersarin und seinem Stabschef, Generalleutnant Bokow, ins Zentrum von Berlin. Hier können wir mit eigenen Augen sehen, was Amerikaner und Engländer angerichtet haben. Die Hölle! Wir fahren über die Spree. Tausende Begegnungen. Unzählige Berliner auf den Strassen. Eine Jüdin mit ihrem Ehemann. Ein alter Jude schluchzt auf, als er vom Schicksal derer erfährt, die nach Lublin gebracht wurden.

Eine Dame im Karakulmantel, der ich offenbar sympathisch bin, vermutet: «Aber Sie sind doch kein jüdischer Kommissar?» Im Schützenkorps.<sup>7</sup> Der Kommandeur ist General Iwan Rosly. Das Korps kämpft im Zentrum Berlins. Rosly hat zwei Dackel (drollige Kerlchen), einen Papagei, einen Pfau und ein Perlhuhn, die ihn ständig begleiten. Sein Hauptquartier ist in Hochstimmung. Er sagt: «Wir fürchten unseren Gegner jetzt nicht so sehr wie unseren Nachbarn.» Lachend berichtet er: «Ich habe Befehl gegeben, ausgebrannte Panzer auf den Weg zum Reichstag und zur Reichskanzlei zu platzieren, damit unsere Nachbarn nicht durchkommen. In Berlin kann es keine grössere Enttäuschung geben, als vom Erfolg des Nachbarn zu hören.»

Grossman war fasziniert davon, wie sich die geschlagenen Feinde verhielten, wie bereitwillig sie Befehle der neuen Behörden entgegennahmen und dass es – ganz anders als in der Sowjetunion – kaum Widerstand von Partisanen gab. Immer wieder kam er auf das Schicksal alter deutscher Kommunisten zurück. Diese Mitglieder der Kommunistischen Partei glaubten, die Rote Armee werde sie als ihre Genossen begrüßen. Stattdessen schlugen ihnen oft Arroganz, ja sogar Verachtung und offenes Misstrauen entgegen. Die Sowjetbürger, die durch ihre eigenen Politfunktionäre wenig informiert waren, konnten nicht verstehen, weshalb die deutsche Arbeiterklasse den Nazis so wenig Widerstand entgegengesetzt hatte. Offiziere von SMERSCH und NKWD nahmen deutsche Kommunisten sogar fest, weil sie sie der Spionage verdächtigten. Aus ihrer Sicht war die Tatsache, dass sie nicht als Partisanen gegen die Nazis gekämpft hatten, Grund genug für diesen Verdacht.

Ein Tag in Bersarins Büro. Die Erschaffung der Welt. Deutsche und immer wieder Deutsche – Bürgermeister, die Direktoren der Berliner Elektrizitätswerke, der Berliner Wasserwerke, der Klärwerke,



Generaloberst Bersarin, der Stadtkommandant von Berlin, beim Empfang deutscher Würdenträger.

der U-Bahn, der Strassenbahn, der Gasversorgung, Fabrikanten und weitere Persönlichkeiten. Hier erhalten sie neue Posten. Aus stellvertretenden Direktoren werden Direktoren, aus Leitern von Kommunalbetrieben Chefs auf nationaler Ebene. Füsse scharren, Grussworte, es wird geflüstert.

Ein alter Malermeister weist sein Parteibuch vor. Er ist seit 1920 Mitglied der Kommunistischen Partei. Das macht wenig Eindruck. Aber er darf sich setzen.

Oh, diese Schwäche der menschlichen Natur! Alle diese von Hitler gemästeten, gepflegten, erfolgreichen hohen Beamten – wie schnell und heftig schwören sie nun ab, mit welcher Leichtigkeit verfluchen sie ihr Regime, ihre Führer und ihre Partei. Alle wiederholen nur das eine: «Sieg!» Das ist jetzt ihre Losung des Tages.

Der 2. Mai. Der Tag, an dem Berlin kapituliert. Es ist schwer zu beschreiben. Eine ungeheure Anhäufung von Eindrücken. Feuer, Brände, überall Rauch. Gigantische Massen von Gefangenen. Gesichter voller Tragik und Trauer. Sie leiden nicht nur persönlich, sondern auch als Bürger. Dieser trübe, kalte, regnerische Tag ist zweifellos Deutschlands Untergang. Inmitten von noch brennenden, rauchenden Ruinen, inmitten von hunderten Leichen auf den Strassen.

Leichen, von Panzern zerquetscht wie ausgedrückte Tuben. In fast allen Händen Handgranaten und Maschinenpistolen – sie sind im Kampf gefallen. Die meisten hier stecken in Braunhemden. Es sind Parteiaktivisten, die die Zugänge zum Reichstag und zur Neuen Reichskanzlei verteidigt haben.

Die Gefangenen: Polizisten, Beamte, Greise und daneben Schüler, halbe Kinder. Viele [der Gefangenen] werden von jungen Frauen begleitet, manche lachen und suchen ihre Männer aufzumuntern. Ein junger Soldat mit zwei Kindern, Junge und Mädchen. Er weint und kann nicht aufstehen. Die Leute sind nett zu ihnen. Sie leiden mit, geben den Gefangenen zu trinken und stecken ihnen Brot zu.

Eine alte Frau sitzt auf einer Matratze tot neben einer Haustür, den

Kopf gegen die Wand gelehnt. Auf ihrem Gesicht tiefe Trauer, sie hat sie mit in den Tod genommen.

Im Strassenschmutz Kinderbeinchen in Schuhen und Strümpfen. Das Kind (ein Mädchen) von einer Granate zerrissen oder von einem Panzer überfahren.

Wo es ruhiger ist, sind die Strassen bereits geräumt und gefegt. Frauen reinigen die Gehsteige mit Besen, wie man sie bei uns im Haus verwendet.

Der Feind hat nachts über Funk die Kapitulation angeboten. Aus dem Befehl des Stadtkommandanten: «Soldaten! Am 30. April 1945 hat sich der Führer selbst entleibt und damit uns, die wir ihm die Treue geschworen haben, im Stich gelassen.»<sup>8</sup>

Ich habe die letzten Schüsse in Berlin erlebt. Trupps von SS-Leuten hatten sich in einem Haus an der Spree unweit vom Reichstag verschanzi und wollten sich nicht ergeben. Schwere Kanonen feuerten Salven wie Dolche auf das Gebäude. Alles versank in Staub und schwarzem Rauch.

Der Reichstag. Riesig, gewaltig. In der Eingangshalle haben Soldaten Lagerfeuer angezündet, klappern Töpfe, werden Dosen von Kondensmilch mit dem Bajonett geöffnet.

Ein anscheinend unbedeutendes Gespräch mit einem alten bärtigen Kavalleristen mit wettergegerbtem, faltigem Gesicht ist mir im Gedächtnis geblieben. Er stand mit seinen Pferden an der Ecke der Leipziger Strasse. Ich fragte ihn nach Berlin aus, wie er die Stadt finde.

«Ach, wissen Sie», sagte er, «gestern war hier was los in diesem Berlin. Auf dieser Strasse wurde gekämpft. Überall explodierten deutsche Granaten. Ich stand bei meinen Pferden, und mein Fusslappen war lose. Ich bückte mich, um ihn in Ordnung zu bringen, da schlug es direkt neben uns ein. Ein Pferd scheute und galoppierte los. Der Hengst hier. Er ist jung und ein bisschen wild. Was sollte ich machen – meinen Fusslappen festziehen oder dem Pferd nachrennen? Ich bin ihm nachgerannt und hab den Fusslappen immer hinter mir her geschleift. Überall hat es geknallt, das Pferd wollte nicht stehen bleiben, und ich immer hinterher. Da habe ich gemerkt,

was Berlin ist! Wir sind zwei Stunden lang immer dieselbe Strasse entlang gerannt, und sie war noch nicht zu Ende! Da hab ich gedacht: Das also ist Berlin. Aber das Pferd habe ich eingefangen!>

Grossman ging durch den Tiergarten, eine weitläufige Grünanlage im Herzen Berlins, die sich westlich vom Reichstag erstreckt. Alle Bäume waren zerschossen, der Boden von Bomben und Granaten aufgewühlt. Die Siegessäule hiess bei den sowjetischen Truppen wegen der geflügelten Viktoria auf ihrer Spitze nur die «grosse Frau». Die Berliner nennen sie respektlos «Goldeise». Die «Festung», von der er spricht, war der riesige Bunker am Zoo, ein mächtiger Betonbau mit Flakbatterien auf dem Dach, der mehreren tausend Menschen Unterschlupf bot. Goebbels, der dort als Reichsverteidigungskommissar sein Hauptquartier hatte, beging mit seiner Frau Magda im Bunker unter der Reichskanzlei Selbstmord, nachdem Magda ihre sechs Kinder vergiftet hatte.

Die Siegessäule, die an einen anderen Triumph erinnert. Kolossale Gebäude, Festungen aus Beton. Von hier wurde Berlin gegen Luftangriffe verteidigt. Hier hatte Goebbels'Verteidigungsstab seinen Sitz. Es heisst, hier habe er gestern Befehl gegeben, seine Familie zu vergiften, und sich selbst erschossen. Da liegt noch sein verbrannter Leichnam mit Holzbein und im weissen Schlips.

Ein kolossaler Sieg. An einem grossen Obelisken wird spontan gefeiert. Die Panzer versinken in einem Meer von Blumen und roten Fahnen. Blüten wachsen selbst aus den Rohren der Geschütze wie auf Bäumen im Frühling. Alle tanzen, singen und lachen. Bunte Leuchtkugeln steigen auf. Aus Maschinenpistolen, Gewehren und Pistolen ertönen Freudenschüsse. (Später erfuhr ich, dass viele der Feiernden bereits dem Tode geweiht waren. Sie hatten im Tiergarten Kanister mit einer technischen Flüssigkeit gefunden und davon getrunken. Das darin enthaltene Gift begann am dritten Tag zu wirken, und keiner konnte ihnen mehr helfen.)



Das Brandenburger Tor ist mit Baumstämmen und Sand zwei bis drei Meter hoch verbarrikadiert. In den Durchblicken erscheint wie in einem Rahmen das erschütternde Panorama von Berlin, das in hellen Flammen steht. Ich habe schon viele Brände erlebt, aber ein solches Bild habe ich noch nie gesehen.

Ausländer [nach Deutschland deportierte Zwangsarbeiter und Gefangene]. Ihre Leiden, ihr Weg zurück, ihre Lieder, ihre Schreie und ihre Drohungen gegen die deutschen Soldaten. Zylinder und Backenbärte. Ein junger Franzose sagte zu mir: «Monsieur, ich liebe Ihre Armee. Deshalb tut es mir weh, wie sie mit Frauen und Mädchen umgeht. Das wird Ihrer Propaganda sehr schaden.»

Plünderungen. Fässer, Stoffballen, Schuhe, Leder, Wein, Champagner, Kleider – alles wird auf Schultern und Rücken davongeschleppt. Die Deutschen. Einige sind ungewöhnlich gesellig und nett, andere wenden sich finster ab. Viele weinende junge Frauen. Wahrscheinlich haben unsere Soldaten ihnen Leid zugefügt.

In Deutschland, besonders hier in Berlin, kamen unsere Soldaten ins

Grübeln, weshalb die Deutschen uns so plötzlich überfallen haben. Wozu brauchten sie diesen entsetzlichen, ungerechten Krieg? Millionen unserer Männer haben die reichen Bauernhöfe in Ostpreussen, die hochorganisierte Landwirtschaft, die Kuhställe aus Beton, die grossen Zimmer, die Teppiche und die Schränke voller Kleider gesehen.

Millionen unserer Soldaten haben die guten Strassen zwischen den Dörfern, die deutschen Chausseen erlebt. ... Sie haben die doppelstöckigen Häuser in den Vororten mit Strom und Gas, mit Bad und wunderbar gepflegten Gärten gesehen. Sie haben die Villen der Berliner Bourgeoisie, den unglaublichen Luxus der Schlösser, Gutshäuser und Herrensitze erblickt. Und tausende Soldaten schauen sich um und wiederholen die zornige Frage: «Warum sind sie in unser Land gekommen? Was wollten sie von uns?»<sup>9</sup>

Die meisten Soldaten strömten an diesem Tag des Sieges zum Reichstag. Nur wenige, meist Offiziere, scheinen die Reichskanzlei gefunden zu haben. Sie durften im Erdgeschoss umher gehen, aber Offiziere des SMERSCH unter dem Befehl von General Wadis hatten Keller und Bunker bereits verschlossen. Sie suchten begierig nach Hitlers Leiche. Grossman, der mit Jefim Gechman dort war, nahm einige Erinnerungstücke und Nazikuriosa mit. Laut Ortenberg erwarb Grossman die letzten Souvenirs für seine Sammlung am 2. Mai 1945 in Berlin. Zusammen mit Gechman betrat er am Vormittag dieses Tages Hitlers Arbeitszimmer. Grossman öffnete eine Schublade von Hitlers Schreibtisch. Darin fand er Stempel mit Worten wie «Der Führer bestätigt», «Der Führer stimmt zu». Er nahm einige mit. Sie liegen heute in dem Archiv, das seinen Nachlass aufbewahrt.

Die Neue Reichskanzlei. Der monströse Zusammenbruch eines Regimes, seiner Ideologie, seiner Pläne, alles dessen, was es einmal ausmachte. ... Hitler kaputt...

Hitlers Arbeitszimmer. Der Empfangssaal. Die gigantische Eingangshalle, in der ein junger, braun gebrannter Kasache mit hervor-





Grossman am Brandenburger Tor.

stehenden Backenknochen Fahrrad fahren übt und dabei immer wieder hinfällt.

Hitlers Sessel und Schreibtisch. Ein riesiger metallener Globus, umgestürzt und verbeult, herabgefallener Stuck, Wandtäfelung und Teppiche – alles liegt durcheinander. Das reine Chaos. Geschenke, Bücher mit Widmungen an den «Führer», Stempel und vieles andere.

Im Südwesten des Tiergartens besuchte Grossman auch den Berliner Zoo.

Hungrige Löwen und Tiger... machten Jagd auf Spatzen und Mäuse, die in ihren Käfigen umherhuschten.

Der Zoologische Garten. Hier hat es Kämpfe gegeben. Zerstörte Käfige. Leichen von Affen, tropischen Vögeln und Bären. Die Insel der Paviane, junge Äffchen, die sich mit winzigen Händchen an ihre Mütter klammern.

Gespräch mit einem alten Mann, der die Tiere seit siebenunddreissig Jahren pflegt. Im Käfig ein toter Gorilla.

Ich: «War er böse?»

Er: «Nein, er hat nur laut gebrüllt. Die Menschen sind böser.»

Auf einer Bank umarmt ein verwundeter deutscher Soldat eine Krankenschwester. Sie sehen niemanden um sich her. Die Welt ist für sie versunken. Als ich nach einer Stunde wieder vorbeikomme, sitzen sie immer noch so da. Sie sind glücklich.

Grossman fuhr nach Moskau und zog sich Anfang Juni auf eine Datscha zurück. Zunächst konnte er keine Zeile schreiben. Es war ein Nervenzusammenbruch – eine verzögerte Reaktion, das Los so vieler, die aus dem Krieg zurückkamen. Aber Erholung, frische Luft, Angeln und lange Spaziergänge brachten ihn wieder auf die Beine. Endlich konnte er an seine selbst gestellte Aufgabe gehen – das Heldentum der Roten Armee und das Andenken der zahllosen Opfer des Naziüberfalls mit seinen Mitteln zu ehren.<sup>10</sup>

## Nachwort

### *Die Lügen des Sieges*

In seinem Glauben an die «gnadenlose Wahrheit des Krieges» sah sich Wassili Grossman von den sowjetischen Behörden grausam verhöhnt. Ihnen ging es vor allem darum, Informationen über den Holocaust zu unterdrücken. Zuerst wollte er gar nicht glauben, dass es im Sowjetsystem Antisemitismus geben könnte. Scholochows Ressentiments, die ihn und Ehrenburg so wütend gemacht hatten, waren für ihn Einzelfälle reaktionärer Emotionen, Überbleibsel aus vorrevolutionärer Zeit gewesen. Bald aber musste er erkennen, dass sich das Stalin'sche System selbst antisemitisch gebärdete. Als er viele Jahre später an seinem Roman *«Leben und Schicksal»* schrieb, verlegte er diese Erkenntnis in die Kriegszeit zurück, aber das war eindeutig verfrüht. Zwar gab es bereits damals erste Anzeichen, aber der Antisemitismus des Regimes zeigte sich erst 1948 in vollem Umfang. 1952 brach er dann vollends auf, als Stalin die Kampagne gegen die Kosmopoliten startete und Theorien in Umlauf setzte, jüdische Ärzte hätten sich verschworen, hohe sowjetische Politiker umzubringen. Allerdings ist Stalins Antisemitismus nicht mit dem der Nazis zu vergleichen. Er beruhte eher auf dem Misstrauen gegenüber Fremden als auf Rassenhass.

Das Jüdische Antifaschistische Komitee (JAK), das im April 1942 als Reaktion auf den Appell an die «jüdischen Brüder» in der Welt gegründet worden war, den Kampf der Sowjetunion zu unterstützen, musste auf die Dauer Stalins Argwohn wecken. Das geringste Anzeichen für Kontakte mit Ausländern hatte genügt, um zahllose Menschen zu Opfern des Grossen Terrors der Jahre 1937/38 werden zu lassen. Nur in den ersten Monaten des Krieges, als das Land in seiner Existenz

bedroht war, fasste Stalin den Gedanken ins Auge, dass die Juden der Sowjetunion direkten Kontakt zu ihren amerikanischen und britischen Glaubensbrüdern herstellen könnten. Aber die Idee, eventuell eine Art internationaler Brigade ausländischer, besonders amerikanischer Juden aufzustellen, die innerhalb der Roten Armee als separate Einheit kämpfen könnte, stiess auf brüske Ablehnung. Nicht von ungefähr wurden zwei Urheber dieses Planes, die polnischen Juden Henryk Erlich und Viktor Alter, bereits im Dezember 1941 verhaftet, als die direkte Gefahr für Moskau vorüber war. Erlich nahm sich später in der Haft das Leben, und Alter wurde hingerichtet.

Die sowjetischen Behörden duldeten das JAK als Propagandainstrument zu der Zeit, da die amerikanische Hilfe nach dem Lend-Lease-Abkommen für das Überleben des Landes entscheidende Bedeutung hatte. Als aber das Komitee mit Energie und Entschlossenheit daran ging, vom Holocaust zu berichten, musste es mit Stalins Politik in Konflikt geraten. Die Tatsache, dass die Idee des Schwarzbuchs teilweise von Albert Einstein und prominenten amerikanischen Juden stammte, machte sie für die Stalinisten noch weniger akzeptabel. Daran änderte auch nichts, dass das Sowinformbüro dem Projekt im Sommer 1943 zugestimmt hatte. Der russische Patriot Grossman und der Frankophile Ehrenburg waren assimilierte Juden, denen orthodoxe Riten nie etwas bedeutet hatten. Jetzt identifizierten sie sich jedoch mit dem Schicksal aller Juden Europas. Als sich das Kriegsglück im Sommer 1943 endgültig gegen die Nazis wendete, mussten Ehrenburg und Grossman feststellen, dass grosse Medien die meisten ihrer Artikel zu diesem Thema ablehnten. Sie konnten sie nur noch in kleinen jüdischen Zeitschriften unterbringen. Daher konzentrierten sie ihre Bemühungen mehr und mehr auf das Projekt des Schwarzbuchs, für das sie allein in der Sowjetunion über zwanzig Autoren gewannen.<sup>1</sup> Grossman bat später Konstantin Simonow, an dem Teil über Majdanek mitzuarbeiten. Der entschuldigte sich mit zu viel Arbeit. Er scheute offensichtlich das Risiko, sich mit den Behörden anzulegen.



Während des Krieges mit Ilja Ehrenburg.

Gegen Ende 1944 zerstritt sich Ehrenburg mit den anderen Mitgliedern des Literatarausschusses des JAK, und Grossman übernahm die Federführung. Im Februar 1945 kritisierte das Sowinformbüro jedoch, dass die Untaten von Verrätern in besetzten sowjetischen Gebieten, die mit den Deutschen bei der Vernichtung der Juden zusammengearbeitet hatten, besonders hervorgehoben worden seien. In diesem Punkt war Grossman mit dem weiter blickenden Ehrenburg bereits aneinandergeraten. Für die Behörden war das Schwarzbuch nur als Zeugnis gegen das faschistische Deutschland sinnvoll.

Nach dem Krieg sah sich das JAK nicht mehr in der Lage, von den Behörden eine Genehmigung zur Veröffentlichung des Schwarzbuchs zu erhalten. Im November 1946 schrieben Ehrenburg, Grossman und Solomon Michoëis, der Vorsitzende des Komitees, dem Sekretär des

Zentralkomitees Andrej Schdanow<sup>2</sup> einen Brief, der jedoch nicht beantwortet wurde. Erst elf Monate später, im Oktober 1947, wurde das Komitee informiert, das Buch enthalte «ernste politische Fehler» und sei daher verboten.<sup>3</sup> Im September jenes Jahres hatte der Kalte Krieg endgültig begonnen, und das JAK war wegen seiner Kontakte zu den USA suspekt. Zwei Monate später wurde es geschlossen. Die Umbruchseiten des Schwarzbuchs wurden vernichtet. Im Januar 1948 überfuhr ein LKW in Minsk Solomon Michoeis. Später stellte sich heraus, dass dies eine Aktion des KGB war, um ihn zu beseitigen. Grossman, der Michoeis zu der verhängnisvollen Reise zum Bahnhof begleitet hatte, mag sich seinen Teil gedacht haben, als er die schockierende Nachricht erhielt. Die Methode war allerdings so ungeheuerlich, dass man kaum an einen Anschlag glauben konnte.

1945 und 1946 ging es mit Grossmans Karriere trotz seiner Arbeit am Schwarzbuch weiter aufwärts. Mehrere seiner Artikel für *Krassnaja Swesda* fanden Eingang in einen schmalen Band unter dem Titel «*Die Jahre des Krieges*», der in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Seine Erzählung «*Dies Völk ist unsterblich*» erlebte eine Neuauflage und wurde sogar auf die Bühne gebracht. Aber sein Erfolg währte kaum ein Jahr. Im August 1946 startete Andrej Schdanow eine Welle ideologischer und kultureller Unterdrückung, die bald den Namen «Schdanowtschchina» erhalten sollte – eine Anspielung auf die «Jeschowschtschina», die Zeit des Grossen Terrors. Auch ohne die Arbeit am Schwarzbuch hätte ein so aufrechter Schriftsteller wie Grossman es in diesem «Kleinen Terror» der Nachkriegszeit schwer gehabt. Im September wurde sein Theaterstück «Wenn man den Pythagoräern Glauben schenken darf» in der *Prawda* heftig kritisiert. Danach gab es einen verdeckten Angriff gegen seine Kriegsberichterstattung, aber Zielscheibe des Unwillens der Behörden blieb vor allem das Schwarzbuch.

Spätere Attacken auf Grossman ordnen sich in die Stalin'sche Kampagne gegen die Kosmopoliten ein, die mit der Auflösung des JAK im November 1948 einsetzte. (Nach der merkwürdigen Logik der Stalin'schen Politik fiel diese zeitlich mehr oder weniger mit der Anerken-

nung Israels durch die Sowjetunion zusammen, ein Schritt, der vor allem gegen Grossbritannien zielte.) Drei Monate später, im Januar 1949, nahm die Kampagne gegen die «Kosmopoliten» auf Befehl des Kreml in der sowjetischen Presse mit voller Wucht ihren Anfang. Fünfzehn Mitglieder des JAK wurden verhaftet, verhört, gefoltert und schliesslich im Mai 1952 vor Gericht gestellt. Dieses tagte ausschliesslich hinter verschlossenen Türen. Dreizehn der Angeklagten wurden im August hingerichtet. Im Januar 1953 klagte man eine Gruppe Ärzte, die meisten Juden, der Verschwörung an, führenden sowjetischen Politikern nach dem Leben getrachtet zu haben. Diese unverhüllt antisemitische Kampagne wurde erst gestoppt, als Stalin im März 1953 verstarb.

Viktor Komarow, der stellvertretende Chef der Ermittlergruppe des Ministeriums für Staatssicherheit, die die Mitglieder des JAK verhörte, brüstete sich in einem Brief an Stalin, «wie sehr ich unsere Feinde hasse». Er war stolz auf seine Grausamkeit und auf den Schrecken, den er seinen Opfern einjagte.

«Besonders erbarmungslos hasste ich jüdische Nationalisten, in denen ich die schlimmsten und gefährlichsten Feinde sah. Wegen dieses Hasses hielten mich nicht nur die Angeklagten, sondern auch frühere Mitarbeiter des MGB jüdischer Nationalität für einen Antisemiten.»<sup>4</sup> Boris Schmeljowitsch, einer der Beschuldigten, wurde so schwer gefoltert, dass er mit der Trage zu den Verhören gebracht werden musste.

Wassili Grossman und Ilja Ehrenburg hatten das grosse Glück, nicht zu denen zu gehören, die als Aktivisten des JAK in der ersten Verhaftungswelle festgenommen wurden. Sie gerieten im März 1952 ins Visier der Ermittler, aber zu ihrem Verhör kam es nicht mehr. Grossmans erster Roman über Stalingrad, «*Wende an der Wo Iga*»<sup>5</sup> erschien in jenem Jahr in Fortsetzungen. Er musste zahlreiche Änderungen vornehmen, um ihn politisch akzeptabel zu machen. Das Buch war auch für den Stalinpreis nominiert. Bald darauf wurde Grossman jedoch heftig denunziert. Die Parteioberen empörte vor allem, dass er über die Stalingrader Schlacht geschrieben hatte, ohne Stalin zu erwähnen. Die

Liste der Kritikpunkte war lang. So hatte er angeblich die Rolle der Kommunistischen Partei bei diesem Sieg bewusst herabgesetzt. Grossman musste einen Reuebrief schreiben. Nur Stalins Tod im März 1953 rettete ihn vor dem Gulag.

So sehr Grossman das Stalinregime mit seinen fortwährenden Lügen und erzwungenen Fälschungen auch hassen gelernt hatte, so verlor er doch nie den Glauben an den einfachen russischen Soldaten und den Respekt vor den enormen Opfern des Grossen Vaterländischen Krieges. Seine Tochter beschreibt in ihren Erinnerungen, wie er die Familie dazu anhielt, Kriegslieder zu singen.

«Ein grosses leeres Zimmer. Dämmerung, denn der Abend naht, oder es zieht Regen auf. Wir sind zu dritt – Papa, mein Stiefbruder Fjodor [Guber] und ich. ... Wir singen Lieder aus der Kriegszeit. Vater hebt mit Donnerstimme an. Dass er nicht musikalisch ist, war kein Problem. Die einfache Melodie war uns so sehr vertraut:

„Das Flugzeug kommt ins Trudeln, brüllend rast es in der Erde  
Schoss.. .“<sup>5</sup> Jetzt steht mein Vater auf. Auch Fjodor und ich erheben uns.

Vater steht stramm, die Hände an der Hosennaht, als sei er auf einer Parade. Sein Gesicht ist ernst und feierlich.

„Steh auf, steh auf, du Riesenland

Heraus zur grossen Schlacht, Den Nazihorden Widerstand! Tod der Faschisten Macht!‘

Für meinen Vater war dieses Lied ein geniales Werk. Das erklärte er immer wieder mit Nachdruck. ... Er sang es nur im Stehen.»<sup>6</sup>

Auch das Problem von Tapferkeit und Feigheit interessierte Grossman weiterhin. Seine Tochter notierte ein Gespräch mit Besuchern, das auf das Thema des Verhaltens im Gefecht kam. Einer der Gäste meinte, wenn ein Mensch von starken Gefühlen wie Patriotismus und Zorn gepackt sei, dann verschwinde die Angst. «Grossman antwortete, das sei nicht wahr. „So wie es zwei Arten von Tapferkeit gibt, muss man, so denke ich, auch zwischen zwei Arten von Furcht unterscheiden – einer körperlichen Furcht wie Todesangst und einer moralischen Furcht wie



der Angst, sich in den Augen der anderen zu blamieren. Twardowski hatte ein grosses Mass an moralischem Mut. Andere, zum Beispiel Simonow, waren in ihrem Verhalten im Alltag nicht besonders mutig. Im Krieg war Konstantin Simonow allerdings ausserordentlich tapfer. «»<sup>7</sup>

Grossman wurde politisch nicht völlig ausgegrenzt. Auch in seinen schwersten Zeiten erhielt er starke Unterstützung von einigen Generälen, die er aus Stalingrad kannte. Rodimzew, den er immer bewundert hatte, trat für ihn ein, als «*Wende an der Wolga*» attackiert wurde. Das erforderte beträchtlichen Mut. 1955, Stalin war bereits zwei Jahre tot, und Grossmans Lage schien sich zu verbessern, traf er mit Stalins altem Gefolgsmann Marschall Woroschilow zusammen, der ihn überzeugen wollte, endlich in die Partei einzutreten. Grossman lehnte weiterhin ab. «Also, für mich ist klar», sagte Woroschilow darauf freundlich, «Sie sind ein parteiloser Bolschewist.»<sup>8</sup>

1954 wurde «*Wende an der Wolga*» erneut aufgelegt – diesmal in Buchform – und wiederum gelobt. In der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre arbeitete Grossman an seinem künftigen Meisterwerk «*Leben und Schicksal*». Als absichtliche Anspielung auf Tolstojs «*Krieg und Frieden*» gedacht, hat es ähnlich epische Dimensionen, kreist aber um die Schlacht von Stalingrad. Ein grosser Unterschied zwischen den beiden Romanen besteht darin, dass Grossmans Geschichte und die handelnden Personen einen starken persönlichen Bezug haben. Die Tatsache, dass in diesem Buch so viel aus Grossmans wirklichem Leben verarbeitet ist, mindert seinen literarischen Wert in keiner Weise. Im Gegenteil – es bezieht daraus seine ausserordentliche Kraft.

Grossman war überzeugt, dass unter Nikita Chruschtschow, dem obersten Politkommissar von Stalingrad, der den toten Stalin auf dem XX. Parteitag im Februar 1956 des Personenkults bezichtigt hatte, der Weg nun frei sei, um endlich die Wahrheit zu sagen. Aber seine politische Unbedarftheit sollte ihm schlecht bekommen. Er begriff einfach nicht, dass die unterschwelligen Parallelen zwischen Nazismus und Stalinismus in seinem Roman eine Zumutung darstellten. Die heroischen Mythen des Grossen Vaterländischen Krieges waren schon zu

tief verinnerlicht. Zudem hätte ihm auch der Verlauf des Aufstands in Ungarn 1956 die Augen öffnen müssen, der von General Babadschanjan, seinem Helden aus «*Dies Völk ist unsterblich*», brutal niedergeschlagen wurde.

Grossman vollendete «*Leben und Schicksal*» im Jahr 1960 und übergab das Manuskript dem Verlag. Zunächst hatte es den Anschein, als werde der Roman aus Inkompetenz oder Schlendrian auf die lange Bank geschoben, aber tatsächlich war man im Lektorat konsterniert und tief verunsichert. Die Entscheidung wurde höheren Ebenen überlassen. Am 14. Februar 1961 tauchten drei KGB-Offiziere auf, die alle Exemplare des Manuskripts beschlagnahmten. Sie durchsuchten die Wohnungen von Grossman und seiner Schreibkraft, nahmen Papier, Kohlepapier und selbst die Bänder der Schreibmaschinen mit. Das Manuskript wurde dann dem Chefideologen der Partei, Michail Suslow übergeben, der die mächtige Kulturabteilung des Zentralkomitees leitete.<sup>9</sup> Der entschied, dieses Werk könne auch in zweihundert Jahren noch nicht veröffentlicht werden. Damit bestätigte er nur, welches Gewicht der Roman hatte.

Das war ein vernichtender Schlag. Grossmans frühere Werke wurden aus dem Verkehr gezogen. Er selbst führte ein kärgliches Leben und hatte nur noch wenige Freunde, die weiterhin zu ihm hielten. Bald darauf erkrankte er an Magenkrebs. Er starb im Sommer 1964 in dem Bewusstsein, dass sein grosses Werk für immer verloren sei. Ehrenburg bot an, einen Ausschuss über Grossmans literarische Arbeit zu leiten, stiess damit jedoch beim Schriftstellerverband auf Ablehnung. In den Augen der sowjetischen Behörden war Wassili Grossman zur politischen Unperson geworden.

Er hatte allerdings dafür gesorgt, dass ein Exemplar des Manuskripts bei einem Freund erhalten blieb. Der steckte es in eine Segeltuchtasche und hängte es, unter mehreren Mänteln versteckt, an einen Haken auf seiner Datscha. Dort wurde es schliesslich aufgefunden und wahrscheinlich von dem grossen Physiker und Dissidenten Andrej Sacharow auf Mikrofilm kopiert. Wladimir Woinowitsch, der Satiriker und Schöpfer von «*Soldat Tschonkin*» (dem braven Soldaten Schwejk

der Roten Armee), schmuggelte den Mikrofilm aus der Sowjetunion in die Schweiz.<sup>10</sup> Dort wurde *«Leben und Schicksal»* erstmals veröffentlicht. Es folgten Auflagen in vielen Ländern der Welt. In Russland erschien das Buch erst, als die Sowjetunion bereits zusammengebrochen war. Endlich war Grossmans stilles Versprechen an seine Mutter erfüllt. Als Anna Schtrum erlebte sie in dem Roman ihre Auferstehung. Grossman selbst mag im Jahrhundert der Wölfe entmutigt gestorben sein, seine Menschlichkeit und sein Mut indessen haben in seinen Werken überdauert.

## Dank

Dieses Buch wäre ohne Zustimmung und Hilfe der Tochter seines Helden, Jekaterina Wassiljewna Korotkowa-Grossman, und des Stiefsohnes Fjodor Guber nicht möglich gewesen. Ihnen sind wir für ihre Unterstützung durch Dokumente und Fotos zu grossem Dank verpflichtet.

Professor Anatoli Tschernobajew hat uns wiederum mit ausgezeichneten Ratschlägen und Informationen enorm geholfen. Die Mitarbeiter des Russischen Staatsarchivs für Literatur und Kunst (RGALI) waren uns eine ständige Unterstützung. Angelica von Hase hat Einzelheiten, die sich aus den Notizbüchern ergaben, in Deutschland recherchiert. Olga Romanow und Simon Marks haben weitere Details beige-steuert. Wir möchten auch jenen danken, die das Manuskript für uns gelesen haben: Sir Rodric Braithwaite, Professor Geoffrey Hosking und Dr. Catherine Merridale. Es versteht sich von selbst, dass alle Fehler, die noch entdeckt werden mögen, ausschliesslich von uns zu verantworten sind.

Sein Erscheinen verdankt dieses Buch auch dem Enthusiasmus unseres Agenten Andrew Nurnberg, weiter Geoff Mulligan und Stuart Williams von Harvill Seeker, besonders aber Christopher MacLehose, Grossmans erstem Verleger in Grossbritannien, der das Projekt von Anfang an unterstützte und durch seine untadelige Redaktion wesentlich verbesserte.

## ANHANG

## *Abkürzungen*

GLAWPUR	Glawnoje polititscheskoje uprawlenie [Politische Hauptverwaltung], Organ der Roten Armee
JAK	Jewrejski antifaschistski komitet [Jüdisches Antifaschistisches Komitee]
JWKG	Dokumente aus dem Besitz von Wassili Grossmans Tochter Jekaterina Wassiljewna Korotkowa-Grossman
NKWD	Narodny komissariat wnutrennych del [Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten], bis 1943 sowjetisches Innenministerium
RGALI	Rossijski gosudarstwenny archiw literatury i iskusstwa [Russisches Staatsarchiv für Literatur und Kunst]
RGASPI	Rossijski gosudarstwenny archiw sozialnoi i polititscheskoi istorii [Russisches Staatsarchiv für Sozial- und Politikgeschichte]
SMERSCH	Smertj schpionam! [«Tod den Spionen!»,], Spionageabwehrorganisation des NKWD bei der Roten Armee
ZAMO	Zentralny archiw ministerstwa oborony [Zentrales Archiv des Ministeriums für Verteidigung]

## Anmerkungen

### EINFÜHRUNG

- 1 Siehe John und Carol Garrard, «*The Bones of Berdichev – The Life and Fate of Vasily Grossman*», New York 1996, S. 53.
- 2 Feldmarschall Hermann von Eichhorn (1848-1918). Entsprechend den harten Bedingungen, die die Deutschen in den Vertrag von Brest-Litowsk hineingeschrieben hatten, bestand Eichhorns Auftrag darin, den Abtransport aller Lebensmittel aus der Ukraine zu überwachen, um die deutschen Städte zu versorgen, die unter der britischen Blockade litten. Diese Massnahme löste bei den Ukrainern natürlich Hass und Empörung aus. Eichhorn wurde im Juli 1918 ermordet.
- 3 Siehe S. Jelisawezki, «Berditschewskaja tragedia» [«Die Tragödie von Berditschew»], Kiew 1991, S. 13, in: John und Carol Garrard, S. 61.
- 4 Gespräch mit Jekaterina Korotkowa-Grossman, 24. 12. 2004.
- 5 Neuere Schätzungen der Opfer der Hungersnot 1930-1933 reichen von 7,2 bis 10,8 Millionen Menschen.
- 6 Ossip Mandelstam, «*Sobranie sotschinenij*» [«Gesammelte Werke»], Bd. 1, München 1967, S. 162.
- 7 Siehe Donald Rayfield, «*Stalin and his Hangmen*», London 2004, S. 185.
- 8 Michail Afanassjewitsch Bulgakow (1891-1940) schrieb den Roman «*Die weisse Garde*» (1924), den er später für das Moskauer Künstlertheater zu dem Stück «Die Tage der Geschwister Turbin» (1926) umarbeitete. Obwohl es eine sehr humane Beschreibung zaristischer Offiziere und Intellektueller enthält, wurde es überraschend zu Stalins Lieblingsstück. Bulgakows berühmtestes Werk, «*Der Meister und Margarita*», erschien erst nach seinem Tod.
- 9 Maxim Gorki war der Künstlername des Dramatikers und Romanciers Alexej Maximowitsch Peschkow (1868-1936). Gorki hatte die Revolution unterstützt und war mit Lenin befreundet. Abgestossen von der diktatorischen Herrschaft der Bolschewisten, ging er 1921 nach Westeuropa. Mit Schmeicheleien und Tricks konnte ihn Stalin überreden, 1928 in die Sowjetunion zurückzukehren, wo er mit Ehren überhäuft wurde. Die Stadt Nischni Nowgorod erhielt seinen Namen. Dafür liess sich Gorki zum Werkzeug von Stalins Regime machen und unterstützte seit Oktober 1932 die Doktrin des sozialistischen Realismus. Er blieb bis zu seinem Tod der grosse alte Mann der sowjetischen Literatur.

- 10 Victor Serge (1890-1947) ist der Künstlername von Viktor Kibaltschitsch. Er wurde in Belgien als Sohn eines kaiserlichen Gardeoffiziers, der sich der Revolution zuwandte, und einer Belgierin geboren. Serge, in Frankreich zunächst Anarchist, war ein libertärer Sozialist, der 1918 nach Russland ging, um sich der Revolution anzuschließen, fühlte sich jedoch später vom Allmachtsgelbe der Bolschewisten abgestossen. Bekannt wurde er vor allem durch seine exzellente Autobiographie *«Erinnerungen eines Revolutionärs»* (1945) und die Romane *«Die sechzehn Erschossenen»*, *«Geburt unserer Macht»* und *«Der Eall Tulajew»*.
- 11 Ilja Grigorjewitsch Ehrenburg (1891-1967), Schriftsteller, Dichter und Publizist, schrieb während des Krieges ebenfalls für *Krassnaja Swesda*. Später arbeitete er zusammen mit Grossman im Jüdischen Antifaschistischen Komitee (JAK) an einem Schwarzbuch, in dem die Verbrechen an den Juden dokumentiert werden sollten. Kurz nach dem Krieg wurde dieses Projekt von den Behörden verboten. Ehrenburg verstand es wesentlich geschickter als Grossman, die Gefahren Stalin'scher Politik zu umgehen.
- 12 Ilja Ehrenburg, *«Menschen, Jahre, Leben»*, Bd. III, Berlin 1982, S. 165.
- 13 Diese Säuberungskampagne erhielt im Volk den Namen des damaligen Chefs des NKWD, Nikolai Iwanowitsch Jeschow (1895-1939), *«der Zwerg»* genannt, weil er von kleinem Wuchs war und ein verküppeltes Bein hatte. Jeschow übernahm diese Funktion im Dezember 1938 von Lawrenti Berija. Wenig später wälzte Stalin die ganze Verantwortung für die Ausschreitungen jener Jahre auf ihn ab. Wie sein Vorgänger Jagoda wurde auch er des Hochverrats angeklagt und erschossen.
- 14 Eine detaillierte Darstellung dieser Begebenheit siehe bei John und Carol Garrard, S. 12 ff.
- 15 Fjodor Guber (Hrsg.), *«Pamjat i pisma»* [*«Gedächtnis und Briefe»*], in: *Daugava* Nr. 11/1990, S. 100.
- 16 RGALI, 1710/3/50.
- 17 Ebenda.
- 18 Wassili Grossman, *«Towarischtschi»* [*«Kameraden»*], in: *«Schurnalisty na woine»* [*«Journalisten im Krieg»*], Bd. II, Moskau 1974, S. 37.
- 19 Die *«Emka»*, Kosenamen für den PKW GAS-M, war das gängige Kommandeursfahrzeug der Roten Armee. Der PKW wurde seit 1936 in den Autowerken von Gorki gebaut und war dem Ford V8-40 nachempfunden. Das M, dessen Koseform das Wort *«Emka»* ist, steht für Wjatscheslaw Molotow, dessen Namen das Autowerk in der Stadt Gorki damals trug. Erst als die Lieferungen aus den USA über das Lend-Lease-Abkommen einsetzten, wurde dieser Wagen durch amerikanische Fabrikate ersetzt.
- 20 David Ortenberg, *«Sorok tretj»* [*«Das Jahr 1943»*], Moskau 1991, S. 27.
- 21 Wassili Grossman, *«Leben und Schicksal»*, Frankfurt/Main 1980, S. 771.
- 22 Ebenda, S. 242.
- 23 Siehe Joshua Rubenstein, *«Tangled Loyalties – The Life and Times of Ilya Ehrenburg»*, New York 1996, S. 187.
- 24 Konstantin (Kirill Michailowitsch) Simonow (1915-1979), Dichter, Dramatiker, Romanier und Berichterstatter der *Krassnaja Swesda*. Simonow schrieb später im Stil Heming-



- ways einen eigenen Roman über die Schlacht von Stalingrad. «*Tage und Nächte*» erschien 1944. Zwar von grossem persönlichem Mut, fehlte es Simonow, wie Grossman später erkannte, jedoch an moralischer Festigkeit in seinem Verhältnis zum Sowjetstaat.
- 25 Wassili Grossman, «Der Infanterist», in: «*Gody woiny*» [«Die Jahre des Krieges»], Moskau 1989.
- 26 Zit. nach David Ortenberg, «*God 1942*» [«Das Jahr 1942»], Moskau 1982, S. 293.

## 1. DIE FEUERTAUF

- 1 David Jossifowitsch Ortenberg schrieb in *Krassnaja Swesda* unter dem nichtjüdischen Pseudonym Wadimow.
- 2 David Ortenberg, «*Sorok treti*», S. 358 f.
- 3 David Ortenberg, zit. nach Anatoli Botscharow, «*Wassili Grossman, schisn, twortschestwo, sudba*» [«Wassili Grossman, Leben, Schaffen und Schicksal»], Moskau 1990, S. 127.
- 4 Hauptmann Nikolai Gastello war ein berühmter Flieger, der schon im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft hatte. Er kommandierte eine Staffel im 207. Regiment der 42. Division der Luftstreitkräfte. Vier Tage nach Kriegsbeginn, am 26. Juni 1941, wurde der Tank seines Flugzeugs im Raum Molodetschno von einer Flakgranate getroffen. Gastello stürzte sich mit der brennenden Maschine in eine deutsche Kolonne auf der Strasse unter ihm. Die Explosion soll Dutzende deutscher Fahrzeuge und Panzer vernichtet sowie viele Soldaten getötet haben. Gastello wurde posthum zum «Helden der Sowjetunion» ernannt.
- 5 General Andrej Iwanowitsch Jeremenko (1892-1970) war an der Teilung Polens 1939 beteiligt. Nach den Kämpfen um Gomel im August 1941 übernahm er das Oberkommando über die Brjansker Front. Im Herbst desselben Jahres wurde er schwer am Bein verwundet und beinahe gefangen genommen, als Guderians Panzer seine Truppen in die Zange nahmen. Später war er der Befehlshaber der Stalingrader Front, wo ihn Grossman interviewte.
- 6 Roslawl lag etwa 200 Kilometer in nordwestlicher Richtung. Die Gegend um Gomel war damit äusserst gefährdet. Bald darauf verlief hier der Frontbogen von Gomel.
- 7 General Heinz Guderian (1888-1953) befehligte die 2. Panzergruppe (später 2. Panzerarmee). Grossman wäre seinen Truppen zweimal beinahe in die Hände gefallen.
- 8 *Woprossy literaturey* [«Fragen der Literatur»], Nr. 5/1968, RGALI, 1710/1/100.
- 9 RGALI, a.a.O.
- 10 Im Besitz von Grossmans Tochter Jekaterina Wassiljewna Korotkowa-Grossman, fortan JWKG.
- 11 Bei der Dressur dieser Hunde nutzte man den Pawlow'schen Reflex. Sie wurden stets unter einem Panzer gefüttert. Sobald sie einen sahen, krochen sie darunter. Die Ladung wurde ihnen auf den Rücken geschnallt und detonierte, wenn ein daran befestigter Zünder den Boden des Fahrzeugs berührte.
- 12 Diese Notiz diente sicherlich als Grundlage für die folgende Passage in dem Roman

«*Dies Volk ist unsterblich*»: «Bogarow entdeckte im Gras eine ganze Familie von Steinpilzen, sie standen mit ihren braunen Hüten auf ihren festen weissen Beinen da, und er dachte daran, wie er und seine Frau sich im vergangenen Jahr auf dem Land leidenschaftlich dem Pilzesuchen gewidmet hatten. Bei so einem Fund wären sie vor Freude ausser sich gewesen. Aber solches Glück hatte er in Friedenszeiten nie gehabt.» Wassili Grossman, «*Dies Völk ist unsterblich*», Moskau 1946, S. 48.

13 Ebenda, S. 3 f., zit. nach *Krassnaja Swesda*, 19. 7. 1942.

14 Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/43.

## 2. DER SCHRECKLICHE RÜCKZUG

1 Der Dichter Jossif Pawlowitsch Utkin (1903-1944) meldete sich im Juni 1941 als Freiwilliger zur Roten Armee und wurde verwundet. Nach seiner Genesung kehrte er als Militärberichterstatte an die Front zurück. Viele seiner Gedichte aus der Kriegszeit sind vertont worden. 1944 kam er auf dem Weg von der Front nach Moskau bei einem Flugzeugabsturz ums Leben.

2 Diese Episode wurde von Grossman in seinem Roman «*Dies Völk ist unsterblich*» verarbeitet. Dort wird der Sohn eines Kommissars auf ähnliche Weise gerettet.

3 Darüber schrieb Ortenberg später: «Am nächsten Tag, dem 21. September, konnten wir den Lesern mehr anbieten: Wassili Grossman und Pawel Trojanowski hatten Material aus Gomel gesandt. Darunter war ein Interview mit dem Sekretär der Kommunistischen Partei Weissrusslands über die Heldentaten von Partisanen.» David Ortenberg, «*Ijun – dekabros-rok perwogo*» [«Juni bis Dezember 1941»], Moskau 1984, S. 162.

4 Wassili Grossman, «*Dies Volk ist unsterblich*», S. 140, zit. nach *Krassnaja Swesda*, 24.7.1942.

5 Pantelejmon Kondratjewitsch Ponomarenko (1902-1984), von 1938 bis 1947 Erster Sekretär der Kommunistischen Partei Weissrusslands, während der deutschen Besatzung 1941-1944 in Moskau, von wo er den Widerstand der Partisanen organisierte. Ponomarenko, ein treuer Anhänger Stalins, war ein grosser Jazzfan, der 1940 in Minsk das Nationale Jazzorchester Weissrusslands gründen liess. Nach dem Krieg vertrat er die Sowjetunion als Botschafter in mehreren Ländern und hielt engen Kontakt zum KGB.

6 Wassili Grossman, «*Dies Volk ist unsterblich*», S. 141. Gemeint ist hier Alexander Puschkins «*Die Reise nach Arzrum während des Feldzuges im Jahre 1829*», Berlin 1998.

7 Pawel Trojanowski, «*Na wosmi frontach*» [«An acht Fronten»], Moskau 1982, S. 23.

8 Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/43.

## 3. AN DER BRJANSKER FRONT

1 Siehe RGALI, 1710/3/43.

2 Nikolai Alexejewitsch Nekrassow (1821-1878), Dichter. Seine polnische Mutter machte ihn auf das Elend der russischen Bauern aufmerksam. Das wurde später zum Hauptthema seiner

Werke, das er vor allem in «*Unterwegs*», «*Wer lebt glücklich in Russland?*» und «*Frost Romase*» darstellte.

- 3 9.9.1941 (Stempel: «Von der Militäzensur kontrolliert»), JWKG.
- 4 16.9.1941, Fjodor Guber, «Pamjat i pisma».
- 5 *Krassnaja Swesda*, 14. 9. 1941.
- 6 Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/49.

#### 4. BEI DER 50. ARMEE

- 1 Generalmajor Michail Petrowitsch Petrow (1898-1941).
- 2 General Petrow war einer der sowjetischen «Berater», die der republikanischen Armee im Spanischen Bürgerkrieg im Rahmen von «Operation X» zugeteilt wurden.
- 3 Wassili Grossman, «*Gody wojny*», S. 263.
- 4 Walja war offenbar die «Frontfrau» von General Petrow. Später erregt sich Grossman über die unter hohen Offizieren verbreitete Praxis, sich Geliebte aus dem Kreis der eigenen Mitarbeiterinnen zuzulegen.
- 5 «Das blaue Kopftuch» war ein damals sehr bekanntes Lied, in dem die Freundin eines Soldaten verspricht, ihn nicht zu vergessen, wenn er an die Front zieht. In einem hellblauen Kopftuch winkt sie ihm zum Abschied. Das Lied wurde von G. Peterburgski geschrieben, der Text von Jakow Galizki. Angesichts dessen, dass Stalin die Juden später als «Kosmopoliten» attackierte, ist interessant, dass die beliebtesten patriotischen Lieder der Kriegszeit aus der Feder von Juden stammen.
- 6 1.10.1941, JWKG. Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/49.

#### 5. WIEDER IN DER UKRAINE

- 1 Zur Zarenzeit gab es die Kirchenältesten und die Dorfältesten. Das waren zumeist die wohlhabendsten und damit einflussreichsten Bauern. Die Deutschen führten das System der Dorfältesten wieder ein. Sie benutzten sie als Bürgermeister. «Das Land in Streifen schneiden» bedeutete, dass die Kollektivwirtschaften aufgelöst und der Boden den Bauernfamilien wieder zur privaten Nutzung übergeben wurde.
- 2 David Ortenberg, «*Wremja nje vlastno*» [«Zeit hat keine Macht»], Moskau 1979, S. 313-328.
- 3 «Ein sowjetischer Offizier», November 1945, RGALI, 1710/3/21.
- 4 «Zunge» war die Bezeichnung für einen lebenden gegnerischen Soldaten, meist ein Bote oder Essenträger, der gefangen genommen und über die Aktivitäten seiner Einheit ausgefragt wurde.
- 5 Pustogorod liegt im Verwaltungsbezirk Sumy, etwa 50 Kilometer nordnordöstlich von Gluchow.
- 6 Den Weg exakt nachzuvollziehen, den eine deutsche Einheit nach Überschreiten der Grenze zur Sowjetunion genommen hatte, war eine der wichtigsten Aufgaben beim Verhör

deutscher Kriegsgefangener. Auf diese Weise wollte man feststellen, welche Truppen welche Massaker verübt hatten. Diese Informationen spielten bei den Prozessen gegen deutsche Generäle nach dem Krieg eine grosse Rolle.

7 Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/49.

## 6. DIE DEUTSCHEN EROBERN ORJOL

1 Alle Quellen in diesem Kapitel siehe RGALI, 1710/3/49.

## 7. DER RÜCKZUG BIS MOSKAU

1 *Stalins Falke* war eine Zeitung der Luftstreitkräfte der Roten Armee.

2 Fürst Bolkonski aus Tolstois «*Krieg und Frieden*» musste sein Haus in Lyssyje Gory beim Herannahen von Napoleons Truppen verlassen.

3 Leo Tolstois Enkelin.

4 Siehe Wassili Grossman, «*Gody woiny*», S. 288.

5 Wahrscheinlich der Redaktion von *Krassnaja Swesda*.

6 Wassili Grossman, «*Gody woiny*», S. 289.

7 David Ortenberg, «*Ijun-dekabr*», S. 191.

8 Jenny Genrichowna, der Wolgadeutschen Kinderfrau der Familie, hat Grossman in «*Leben und Schicksal*» unter ihrem richtigen Namen ein Denkmal gesetzt. Sie hatte Glück, dass man sie in der Panikstimmung, die im Oktober 1941 in Moskau herrschte, nicht als Spionin verhaftete, denn sie sprach nach wie vor ein gebrochenes Russisch mit schwerem deutschem Akzent.

9 Das 61. Gardeschützenkorps wurde am 27. September 1941 als Teil der Reserve des Hauptquartiers des Oberkommandos gebildet. Es bestand aus der 5. und 6. Gardeschützendivision sowie der 4. und der 11. Panzerbrigade. Das Hauptquartier des Korps bildete später die Basis für die 5. Armee.

10 Wassili Grossman, «*Dies Folk ist unsterblich*», S. 177.

11 17.11.1941, JWKG.

12 Ilja Ehrenburg, «*Menschen, jahre, Leben*», Bd. 3, S. 163 f.

13 Die 1. Gardeschützendivision war am 18. September aus der 100. Schützendivision gebildet worden, die beim Rückzug von Minsk und Smolensk schwere Verluste erlitten hatte. Der Gegenangriff bei Elyna brachte ihr die Erhebung zu einer Gardeeinheit. Generalleutnant I. N. Russianow befehligte im Dezember 1942 das 1. Mechanisierte Gardekorps während der Operation «Kleiner Saturn» in der Endphase der Schlacht von Stalingrad.

14 David Ortenberg, «*Ijun-dekabr*», S. 327.

15 Zit. nach Fjodor Guber, «Pamjat i pisma».

16 Alexander Trifonowitsch Twardowski (1910-1971), Dichter, 1950-1954 und 1958-1970 Herausgeber der Literaturzeitschrift *Nowy mir*, in der er als Erster Solschenizyns «*Fin Tag im Leben des Iwan Denissowitsch*» und «*Krebsstation*» veröffentlichte.

Twardowski stammte aus einem Dorf bei Smolensk. Sein Vater, ein Kulak, wurde unter Stalin deportiert. Twardowski hatte gerade für sein langes Poem «Wunderland Murawia» den Stalinpreis erhalten. Dieses handelt von einem Kulaken, der auf eine Reise durch Russland geht, die eines Don Quijote würdig gewesen wäre, um eine Gegend ohne Kollektivwirtschaften zu finden, der aber schliesslich nach Hause in seinen Kolchos zurückkehrt und dort glücklich wird.

17 20.12.1941, zit. nach Fjodor Guber, «Pamjat i pisma».

18 *Krassnaja Swesda*, 26.12.1941.

19 Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/49.

## 8. IM SÜDEN

1 David Ortenberg, «*God 1942*», S. 70.

2 Generalmajor Grigori Semjonowitsch Lasko (geb. 1903), RGALI, 1710/3/44.

3 Jeder Soldat, der einen Kameraden, der zu desertieren versuchte, nicht anzeigte oder erschoss, wurde als dessen Komplize behandelt.

4 Nach russischen Militärquellen kamen während des ganzen Krieges 422'700 Mann in Strafeinheiten ums Leben. Siehe John Erickson, «Red Army Battlefield Performance», in: Paul Addison und Angus Calder (Hrsg.), «*Time to Kill – The Soldiers Experience of War 1939-1945*», London 1997, S. 236.

5 Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/49.

## 9. DER LUFTKRIEG IM SÜDEN

1 1.1.1942, zit. nach Fjodor Guber, «Pamjat i pisma».

2 Arkadi Gaidar, der berühmte und beliebte Kinderbuchautor, hatte bereits im Bürgerkrieg mit achtzehn Jahren ein Regiment befehligt. Nach dem deutschen Überfall ging er 1941 als Berichterstatter an die Front.

3 11. 1.1942, zit. nach Fjodor Guber, «Pamjat i pisma».

4 1.2.1942, JWKG.

5 Bei dem Flugzeug, das liebevoll «kleine Möwe» genannt wurde, handelte es sich um die Polikarpow I-15, eine winzige Jagdmaschine mit an eine Möwe erinnernden Flügeln, die einer Messerschmitt 109 hoffnungslos unterlegen war.

6 Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/49.

## 10. BEI DER SCHWARZEN DIVISION AM DONEZ

1 Wassili Iwanowitsch Tschapajew (1887-1919) war ein Held des russischen Bürgerkriegs, der dafür berühmt wurde, dass er die Front am Fluss Ural verbissen verteidigte. Er ertrank, als er mit einer Kugel in der Schulter ans Ufer schwimmen wollte.

- 2 In der Roten Armee hielt man, wie bereits unter dem Zaren, nichts von Socken. Die Soldaten trugen Fusslappen in ihren Stiefeln. Man war fest überzeugt, dass sie besser gegen Erfrierungen schützten.
- 3 Diese Soldaten wurden eindeutig verdächtigt, ihren Offizier getötet oder im Stich gelassen zu haben.
- 4 Der häufigste Grund, das Mitgliedsbuch der Kommunistischen Partei zu vernichten, war die Furcht, auf der Stelle erschossen zu werden, wenn man den Deutschen in die Hände fiel.
- 5 «Tichi» heisst auf Russisch «der Stille».
- 6 Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/49.

## 11. BEI DER PANZERBRIGADE CHASSIN

- 1 Ein Sowchos, ein Staatsgut, bestand in der Regel aus mehreren grösseren Gebäuden, während ein Kolchos, eine Kollektivwirtschaft, ein Dorf oder eine Siedlung umfasste.
- 2 Dieser Euphemismus hat offenbar mit der Vorstellung zu tun, dass ein Sarg mit einem Deckel verschlossen wird.
- 3 Diese Redensart war deutschen und russischen Soldaten gleichermaßen geläufig.
- 4 Die sogenannten Eisenbahnschwellen waren Rangabzeichen. Jüngere Offiziersränge trugen viereckige Abzeichen, die «Pickel».
- 5 Diese Ansicht erinnert an Brigadegeneral S. L. A. Marshalls umstrittene Theorie von der «Schussrate», die er in «*Men Against Fire*» im Jahr 1947 entwickelte. Ihr zufolge schiessen 75 bis 85 Prozent der Soldaten im Gefecht nicht auf den Gegner. Die Exaktheit von Marshalls Untersuchungen ist von Professor Roger Spiller im *RUSI Journal*, Ausgabe Winter 1988, bestritten worden, mag jedoch grundsätzlich durchaus zutreffen.
- 6 Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/49.

## 12. «DIE GNADENLOSE WAHRHEIT DES KRIEGES»

- 1 6.3.1942, JWKG.
- 2 7.3.1942, ebenda.
- 3 David Ortenberg, «*God 1942*», S. 263.
- 4 8.4.1942, JWKG.
- 5 15.5.1942, ebenda.
- 6 31.5.1942, ebenda.
- 7 12.6.1942, ebenda.
- 8 Fjodor Guber, «Pamjat i pisma».
- 9 David Ortenberg, a.a.O.
- 10 14.7.1942, JWKG.
- 11 David Ortenberg, a.a.O., S. 293.

- 12 22.7.1942, Fjodor Guber, «Pamjat i pisma». Alexander Twardowski (siehe 7. Kapitel, Anmerkung 16) schrieb «*Wassili Tjorkin*», die Geschichte eines fiktiven Bauern und Soldaten, dessen Leben in Twardowskis Zeitungskolumne während des russisch-finnischen Krieges begonnen hatte. Die Figur wurde während des Grossen Vaterländischen Krieges ein Volksheld und brachte Twardowski 1946 einen weiteren Stalinpreis ein.
- 13 19.8. 1942, JWKG.

### 13 . DER WEG NACH STALINGRAD

- 1 Alexej Nikolajewitsch Tolstoi (1882-1945), Romancier und Dramatiker, Cousin von Leo Tolstoi, aber von der Familie verstossen. Er befasste sich bereits vor dem Ersten Weltkrieg mit revolutionärer Politik, kehrte allerdings erst 1923 in die Sowjetunion zurück, als die neuen Behörden ihm schmeichelten und Sicherheitsgarantien abgaben. Sein Hauptwerk ist der voluminöse Roman «*Peter I.*». Ausserdem hat er Science-Fiction geschrieben. Während des Grossen Terrors von 1938 sicherte er sein Überleben mit dem Roman «*Brot*», in dem er Stalins Heldentaten bei der Verteidigung von Zarizyn pries. In der Kriegszeit schrieb er «*Iwan der Schreckliche*» in zwei Teilen und patriotische» Artikel von der Art des hier Genannten.
- 2 Gespräch des Verfassers mit Jekaterina Korotkowa-Grossman, 24.12.2004.
- 3 Im verstümmelten Russisch der Deutschen: «Russen, Hände hoch!»
- 4 RGALI, 1710/3/46.
- 5 Bisher kann topologisch nicht erklärt werden, weshalb die grossen Flüsse Russlands, die nach Süden strömen, besonders Wolga und Don, meistens sehr hohe Westufer und flache Ostufer haben.
- 6 Soja Kosmodemjanskaja, eine sechzehnjährige Studentin aus Moskau, schloss sich unter dem Kampfnamen «Tanja» einer Partisanengruppe im Gebiet Tambow an. Sie wurde von den Deutschen ergriffen, gefoltert und am 29. November 1941 im Dorf Petrischtschewo hingerichtet. Bevor sie die Deutschen an einer Dorfstrasse aufhängten, soll sie gerufen haben: «Uns alle werdet ihr nicht hängen können! Meine Genossen werden mich rächen!» Sie erhielt posthum den Titel einer Heldin der Sowjetunion. In jüngster Zeit wurde diese Legende allerdings durch Berichte von Bewohnern der Gegend in Zweifel gezogen, die ihr vorwarfen, sie habe Bauernhäuser in Brand gesteckt und somit Stalins rücksichtslosen Befehl befolgt, jegliche Unterkünfte zu zerstören, um die Deutschen im harten Winter erfrieren zu lassen. Die russische Zivilbevölkerung litt allerdings wesentlich mehr unter dieser Massnahme. Zur Debatte über Soja Kosmodemjanskaja siehe *Prawda*, 26.11.2002.
- 7 Vier Kinder bekamen nun keine Milch mehr – eine Katastrophe in dieser Zeit.
- 8 Diese Begegnung fand westlich von Kamyschin an der Wolga statt. Bis Stalingrad blieben noch 200 Kilometer.
- 9 General (später Marschall) Georgi Konstantinowitsch Schukow (1896-1974), im Ersten Weltkrieg Sergeant der Kavallerie, wurde 1919 bei Zarizyn (später Stalingrad) verwundet. 1939 besiegte er in der Schlacht am Chalchin-Gol im Fernen Osten die Japaner. 1941 über-

nahm Schukow die Verteidigung von Leningrad. Danach befahl er die Schlacht um Moskau.

- 10 Dmitri Wolkogonow, «*Stalin – Triumph und Tragödie*», Düsseldorf 1989, S. 624. General (später Marschall) Alexander Michailowitsch Wassilewski (1895-1977), Sohn eines Priesters, der im Ersten Weltkrieg als Offizier in der Armee des Zaren gedient hatte. Der brillante Stabsoffizier und Planer entging den Säuberungen trotz seiner bürgerlichen Herkunft. Er begleitete Molotow auf dessen Reise nach Berlin im November 1940, einem gescheiterten Versuch, den deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt zu retten. Als die Deutschen auf Moskau vorrückten, wurde Wassilewski neben Schukow einer der wichtigsten Berater Stalins. Als Vertreter des Hauptquartiers schickte dieser ihn immer wieder an kritische Punkte, so Ende August 1942 nach Stalingrad.
- 11 Wenn eine solche naive Bemerkung von einem Informanten angezeigt wurde, konnte sie mehrere Jahre im Gulag einbringen, wie Berichte aus dem Stalingrader Verteidigungskomitee bezeugen. Zahlreiche solcher Beispiele siehe RGASPI, 17/43/1774.
- 12 General Wassili Nikolajewitsch Gordow (1896-1950), Befehlshaber der 64. Armee während des Rückzugs zum Don, für kurze Zeit Oberbefehlshaber der Stalingrader Front, dann von General Jeremenko abgelöst. Während der Säuberungen von 1947 verhaftet, 1950 des Hochverrats angeklagt und hingerichtet.
- 13 Die Stadt Zarizyn wurde in Stalingrad umbenannt, weil Stalin einem stark übertriebenen Bericht zufolge während des Bürgerkriegs die Verteidigung der Stadt gegen eine marodierende Truppe Weisser Kosaken befahl.
- 14 1942 gehörte zur Standardbewaffnung der sowjetischen Truppen bereits der mittelschwere T-34. Aber nach wie vor wurde auch eine Anzahl der älteren schweren KW-Panzer eingesetzt.
- 15 RGALI, 1710/1/102. Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/50.

## 14. DIE SEPTEMBERKÄMPFE

- 1 Nikita Sergejewitsch Chruschtschow (1894-1971) war Kommissar im Bürgerkrieg. Sein Einfluss wuchs, als er Stalin gegen Trotzki unterstützte. Er kontrollierte lange Zeit den Bau der Moskauer Metro und spielte eine führende Rolle bei der Vernichtung der ukrainischen Intelligenz in den Jahren des Grossen Terrors. 1939 wurde er Chef der Kommunistischen Partei der Ukraine und organisierte nach dem deutschen Überfall 1941 die Evakuierung der Industrie nach dem Osten. Nach dem Krieg und nach Stalins Tod im Jahr 1953 übernahm er in einem Coup gegen Berija die Macht. Zwar demonstrierte er den Mythos Stalins auf dem XX. Parteitag der KPdSU 1956, aber seine Schritte zur Liberalisierung widersprachen anderen Aktionen, so der Unterdrückung des Aufstands in Ungarn 1956.
- 2 Als «Petroleumlampe» bezeichnete man die Polikarpow U-2, einen sehr einfachen, mit Segeltuch verkleideten Doppeldecker, der eigentlich als Schulflugzeug gedacht war und auch in der Landwirtschaft eingesetzt wurde. Der Name rührt daher, dass diese Maschinen häufig



- Feuer fingen. In Stalingrad wurden sie meist von jungen achtzehn- bis zwanzigjährigen Frauen gesteuert. Sie flogen nachts über die Frontlinie, schalteten den Motor aus und warfen kleine Bomben auf die deutschen Linien. Diese waren nicht sehr wirksam, aber die Taktik ängstigte und zermürbte die Deutschen. Sie nannten diese Maschinen «Kaffeemühlen» und die jungen Pilotinnen «Nachthexen».
- 3 Das können Signale an die eigenen Einheiten gewesen sein, nicht auf sie zu schießen.
  - 4 *Krassnaja Swesda*, 6.9.1942, RGALI, 1710/1/102.
  - 5 Der erste Teil des Notizbuches aus diesen Tagen mit dem Titel «Nordwestlich von Stalingrad, September 1942» ist verlorengegangen oder wurde vernichtet.
  - 6 David Ortenberg, «*God 1942*», S. 382.
  - 7 *Krassnaja Swesda*, 20.9.1942, RGALI, 1710/1/102.
  - 8 Befehl vom 16.8.1942, ZAMO, 48/486/28.
  - 9 Die 45. Schützendivision wurde am 1. März 1943 wegen ihrer Rolle bei Stalingrad in «74. Gardeschützendivision» umbenannt. Bis Kriegsende blieb sie im Bestand der 62. Armee, aus der später die 8. Gardearmee wurde.
  - 10 Siehe ZAMO, 48/486/25.
  - 11 General Wassili Iwanowitsch Tschuikow (1900-1982) befehligte 1939 die 4. Armee, die in Polen einrückte, und danach die 9. Armee, die am russisch-finnischen Krieg beteiligt war. Von 1940 bis 1942 war er Militärattaché in China. Nach Stalingrad erhielt seine 62. Armee den Titel 8. Gardearmee. Er führte sie bis zum Sieg in Berlin, wo er mit General Hans Krebs die Kapitulationsbedingungen aushandelte. 1949 bis 1953 war er Oberkommandierender der sowjetischen Streitkräfte in Ostdeutschland und 1960/61 stellvertretender Verteidigungsminister der UdSSR.
  - 12 Wassili Tschuikow, «*Stalingrad – Anfang des Weges*», Berlin 1961, S. 103.
  - 13 Die 13. Gardeschützendivision wurde am 19. Januar 1942 auf der Grundlage der 87. Schützendivision zusammengestellt. General Alexander Iljitsch Rodimzew (1905-1977) war als Berater im Spanischen Bürgerkrieg mit dem goldenen Stern eines «Helden der Sowjetunion» ausgezeichnet worden. Er erhielt ihn vor allem für seine Rolle in der Schlacht von Guadalajara im Jahr 1937, wo Mussolinis «Schwarzhemden»-Divisionen in die Flucht geschlagen wurden.
  - 14 «Die Schlacht von Stalingrad», RGALI, 1710/1/102.
  - 15 Fjodor Guber, «*Pamjat i pisma*».
  - 16 5.10.1942, ebenda.
  - 17 Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/50.

## 15. «AKADEMIE STALINGRAD»

- 1 «Die Armee von Stalingrad», RGALI, 618/2/107.
- 2 Die 284. Schützendivision wurde am 1. März 1943 für ihre Leistungen in Stalingrad in «79. Gardeschützendivision» umbenannt.
- 3 In vorderster Front wurden keine deutschen Frauen eingesetzt. Es ist also anzunehmen,

dass es sich um russische Zivilistinnen handelte, die zu Hilfsdiensten geworben oder gepresst wurden. Auf Stalins Befehl waren sie wie Verräter zu behandeln, selbst wenn man sie mit vorgehaltener Waffe gezwungen hatte, für die Deutschen zu arbeiten.

- 4 In seinem Artikel für *Krassnaja Swesda* schilderte Grossman weitere Einzelheiten: «Manchmal ist es so still, dass man hört, wie im Haus gegenüber, wo die Deutschen sitzen, der Putz von der Decke fällt. Gesprächsfetzen dringen herüber, und ihre Schuhe knarren. Dann wieder dröhnen Bomben und Schüsse so laut, dass man dem Kameraden ins Ohr schreien muss. Der aber bedeutet dir mit einer Geste: ‚Ich verstehe nichts.‘» «Mit Tschschows Augen», RGALI, 1710/1/101.
- 5 14.11.1942, David Ortenberg, «*God 1942*», S. 415.
- 6 Es ist unmöglich, die behaupteten Abschusszahlen der Scharfschützen in Stalingrad zu beurteilen, besonders die von Saizew. Nach seinem eigenen Bericht wurde er erst am 21. Oktober 1942 Scharfschütze. Da hatte er drei Deutsche abgeschossen – einen nach dem anderen. Es heisst, Oberst Batjuk habe das beobachtet und befohlen, ihn als Scharfschützen einzusetzen. Es ist schwer vorstellbar, wie Saizew ein so ausserordentliches Ergebnis erreicht haben soll, da die Zeit der heftigsten Kämpfe schon vorüber war.
- 7 Der Name «Saizew» bedeutet auf Russisch «Hase». Saizews Schüler hiessen daher bei allen nur «Häschen».
- 8 Siehe Wassili Saizew, «*Sa Wolgoi semli dlja nas nje bylo*», Los Angeles 1973, S. 59.
- 9 Siehe Wassili Grossman, «*Leben und Schicksal*», S. 241.
- 10 Die Usbeken galten als die unzuverlässigsten Rotarmisten, während die Deutschen ihre Verbündeten von der 1. und der 3. rumänischen Armee, die in Stalingrad die nordwestliche und südliche Flanke der deutschen 6. Armee absichern sollten, mit offener Geringschätzung behandelten.
- 11 «Chren» bedeutet auf Russisch «Meerrettich», ist aber zugleich ein deftiger Ausdruck für das männliche Geschlechtsteil und damit ein saftiger Fluch.
- 12 Eine technische Flüssigkeit, die ungereinigten Alkohol enthielt.
- 13 *Acipenser ruthenus* oder Süswasserstör und *Leuciscus idus*, zuweilen auch Orfe genannt.
- 14 *Krassnaja Swesda*, 4.11.1942.
- 15 Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/50.

## KAPITEL 16: DIE OKTOBERSCHLACHTEN

- 1 Die 37. Gardeschützendivision wurde im August 1942 aus dem 1. Luftlandekorps gebildet und später in die 65. Armee eingegliedert. Nach den schweren Verlusten von Stalingrad musste man sie zunächst neu formieren.
- 2 David Ortenberg, «*Wremja nje vlastno*», S. 313-328. Generalmajor Lew Michailowitsch Dowator, der in der Schlacht um Moskau das 2. Gardekavalleriekorps befehligte, wurde am 20. Dezember 1941 getötet.
- 3 Tschuikow meint hier offenbar eher die internationale als die sowjetische Presse.

- 4 Grossman notiert dies unter dem 13. Oktober. Aber die meisten Berichte datieren Jeremenkos Besuch auf der umkämpften Westseite der Wolga auf den frühen Morgen des 16. Oktober.
- 5 Grossman meint hier offenbar den 17. Oktober, als alle Brückenköpfe am Westufer schwersten Angriffen ausgesetzt waren. Das Bataillon, eine Einheit der 138. Division unter Ljudnikow, gehörte zu der Verstärkung, die Tschuikow in dieser kritischen Situation über die Wolga holte.
- 6 Die 308. Schützendivision wurde zur 120. Gardeschützendivision im Bestand der 3. Armee. Wie fast alle Truppen, die um Stalingrad gekämpft hatten, kam sie bis nach Berlin.
- 7 «Wanjuscha» hiess bei den Rotarmisten der deutsche Granatwerfer des Typs «Nebelwerfer». Dieses weniger wirksame Gegenstück zur sowjetischen «Katjuscha» wurde ursprünglich als «Wanja» bezeichnet. Dann ging der Witz um, was mit dem kleinen Wanja passiere, wenn er auf die viel stärkere Katjuscha treffe. Wegen des Geräuschs der Granaten in der Luft wurde die Waffe auch «schreiender Esel» genannt.
- 8 12. Januar 1943, David Ortenberg, «*Sorok treti*», S. 25.
- 9 David Ortenberg, «*God 1942*», S. 392.
- 10 Fjodor Guber, «Pamjat i pisma».
- 11 In der Endfassung des Artikels wurden offenbar aus Grossmans ursprünglichen 10 bis 15 Kilometern, die der Meldegänger zurücklegte, 20 Kilometer.
- 12 *Krassnaja Swesda*, 26.11.1942, RGALI, 1710/1/101.
- 13 Das Lied «Das blaue Kopftuch» war innerhalb der Roten Armee so populär, dass einige Soldaten es sogar in den Ruf einschlossen, mit dem sie ins Gefecht zogen: «Für die Heimat, für Stalin, für das blaue Kopftuch!»
- 14 Wenn ein guter Soldat verwundet wurde, fürchtete er zu Recht, seine Kameraden nicht wiederzusehen. Diejenigen, die wieder als einsatzfähig galten, wurden in der Regel zu neuen Einheiten zusammengestellt und mit diesen einem anderen Regiment zugeteilt. Deshalb wandten die Soldaten sich an ihre Politoffiziere.
- 15 In nahezu allen Berichten von Rotarmisten in Stalingrad ist die Rede davon, dass sie gegen SS-Einheiten gekämpft haben. Aber die waren dort nicht eingesetzt. Offenbar wurden gut bewaffnete und disziplinierte deutsche Soldaten so genannt.
- 16 Die Standard-Handgranate sowjetischer Produktion wurde «Wurst» genannt. Die amerikanische Handgranate, die über das Lend-Lease-Abkommen geliefert wurde, hiess «Ananas».
- 17 Wie bereits im vorigen Kapitel erwähnt, hatten sowjetische Scharfschützen alle deutschen Wasserträger erschossen. Die Deutschen, die dringend Wasser brauchten, hatten sogar versucht, Stalingrader Kinder mit Brotkanten zu verlocken, ihre Wasserflaschen in der Wolga zu füllen. Aber die Scharfschützen mussten auf jeden Zivilisten, auch auf Kinder, schießen, der dem Feind in irgendeiner Weise half.
- 18 Ein Pud sind etwa 16 Kilogramm. Zehn Pud Sprengstoff waren also 160 Kilogramm, eine mächtige Ladung.
- 19 «Die Schlacht von Stalingrad», RGALI, 1710/1/102.
- 20 David Ortenberg, «*Wremja nje vlastno*», S. 313-328. Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/50.

## 17. GEZEITENWECHSEL

- 1 Max Domarus (Hrsg.), *Hitler, Reden 1932-1945*, Band II, 2. Halbband, 1941-1945, Wiesbaden 1973, S. 1937 f.
- 2 13. November 1942, JWKG.
- 3 1. Dezember 1942, David Ortenberg, «*God 1942*», S. 429.
- 4 Marschall Ion Antonescu (1882-1946), der rumänische Diktator, hatte den deutschen Überfall auf die Sowjetunion vorbehaltlos unterstützt. Aber der Ausfall seiner schlecht ausgerüsteten Truppen in der Stalingrader Schlacht erzeugte unter den Deutschen starke Aversionen gegen diesen glücklosen Verbündeten.
- 5 Gespräch mit Jekaterina Wassiljewna Korotkowa-Grossman, 24.12.2004.
- 6 RGALI, 1710/1/101.
- 7 RGALI, 1710/3/50.
- 8 Die sowjetische und bis heute die russische Spurweite der Eisenbahn ist grösser als die in Westeuropa.
- 9 «Auf den Strassen des Vormarschs», RGALI, 618/2/107.
- 10 Grossman meint hier sicher den Aufsatz «Die Armee von Stalingrad».
- 11 Die Wolga war noch nicht fest zugefroren, sodass das Übersetzen eine extrem gefährliche und unberechenbare Angelegenheit war.
- 12 «Der Militärrat», *Krassnaja Swesda*, 29.12.1942, RGALI, 618/2/107.
- 13 Fjodor Guber, «Pamjat i pisma».
- 14 «Der neue Tag», RGALI, 618/2/107.
- 15 11.12.1942, JWKG.
- 16 RGALI, 618/2/107. Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/50.

## 18. NACH DER SCHLACHT

- 1 Fjodor Guber, «Pamjat i pisma».
- 2 31.12.1942, JWKG.
- 3 «Heute in Stalingrad», *Krassnaja Swesda*, 1.1.1943.
- 4 Ilja Ehrenburg, «*Menschen, Jahre, Leben*», Bd. III, S. 165.
- 5 2.1.1943, JWKG.
- 6 Gepresster Dung, der in der Gegend als Brennmaterial verwendet wird.
- 7 Gorki hatte Grossman am Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn unterstützt.
- 8 Dieser umfangreiche Artikel eines kommunistischen Renegaten war dem von Karl Albrecht in Nazideutschland 1941 erschienenen Buch «*Der verratene Sozialismus*» entnommen.
- 9 Wahrscheinlich wollte der Deutsche wissen, ob Tolstoi in der Sowjetunion als zaristischer Schriftsteller verboten war.
- 10 Beerdigungskolonnen konnten einen deutschen Schädel von einem sowjetischen in der Regel an den Zähnen unterscheiden. Die sowjetischen hatten wesentlich gestündere Zähne und keine Zahnplomben.

- 11 Vermutlich trugen sie kurze Hosen, ein Kleidungsstück, das in der Sowjetunion ausserhalb des Hauses unüblich war.
- 12 RGALI, 618/2/107.
- 13 17.2.1943, Fjodor Guber, «Pamjat i pisma».
- 14 Fjodor Guber, a.a.O.
- 15 Ilja Ehrenburg, «*Menschen, Jahre, Leben*», Bd. III, S. 164.
- 16 Andrej Platonowitsch Platonow (1899-1951), Schriftsteller, Dichter und Literaturkritiker, war von Oktober 1942 bis zum Kriegsende Sonderkorrespondent bei *Krassnaja Swesda*.
- 17 Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/50.

## 19. DIE RÜCKEROBERUNG DES VATERLANDES

- 1 David Ortenberg, «*God 1942*», S. 459.
- 2 Feliks Dzierzynski (1877-1926), Sohn eines polnischen Grundbesitzers, wurde im Dezember 1917 Volkskommissar für Innere Angelegenheiten und Chef der Tscheka, des Allrussischen Sonderkomitees zur Bekämpfung von Konterrevolution und Sabotage, das 1922 zur GPU (Staatliche Politische Verwaltung) umgebildet wurde.
- 3 Mykola Platonowitsch Baschan (1904-1983), Dichter, Kritiker und später Mitglied der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften. In späteren Jahren zwangen die sowjetischen Behörden ihn, seine Nominierung für den Nobelpreis abzulehnen.
- 4 Alexander Stepanowitsch Lewada (geb. 1909), ukrainischer Schriftsteller und Dichter.
- 5 Da während des Zweiten Weltkriegs nicht weniger als elf Generäle namens Below in der Roten Armee dienten, kann man kaum sicher sein, mit welchem Grossman hier sprach. Wahrscheinlich war es der spätere Generaloberst Pawel Alexejewitsch Below, der bald das Kommando über die 61. Armee erhalten sollte.
- 6 General M.M. Popows «Mobiler Frontgruppe» wurde von General Watutin befohlen, weiter gegen Stalino und Mariupol vorzurücken, obwohl sie den grössten Teil ihrer Panzer verloren hatte und kaum noch über Treibstoff verfügte. Dem 25. Panzerkorps ging am 19. Februar 80 Kilometer vor Saporoschje der Treibstoff aus. Zu dieser Zeit verliess Hitler gerade Mansteins Hauptquartier in dieser Stadt. Bei jenem Treffen wurde der Plan für das «Unternehmen Zitadelle», den Angriff auf den Kursker Bogen, erstellt.
- 7 Die Rote Armee benutzte den Begriff «Aufklärung» sowohl für Aufklärungsaktionen, wie sie im Westen verstanden werden, als auch für Militärspionage insgesamt.
- 8 Below meint die Zeit seit dem 19. November 1942, als sich mit der «Operation Uranus» das Blatt gegen die Deutschen wendete.
- 9 Eine Erdhütte [*semljanka*] war ein in die Erde gegrabener Unterstand, der von oben mit Baumstämmen und einer dicken Erdschicht gesichert wurde. «Semljanka» hiess auch ein beliebtes Kriegslied, in dem ein Soldat in einer verschneiten Erdhütte sitzt und an sein Mädchen denkt.

- 10 TSAMO, 48/486/25.
- 11 TSAMO, 48/486/24.
- 12 Siehe Kapitel 5, Anm. 4.
- 13 Wladimir Iljitsch sind Lenins Vor- und Vatername. Vornamen wurden oft von den Eltern erfunden. So bestand Lemar aus den ersten Silben von Lenin und Marx. Einem Sohn einen solchen politischen Namen zu geben bedeutete ein Bekenntnis zu den kommunistischen Ideen, was die Nazis in ihrem Hass auf die Bolschewisten besonders verfolgten.
- 14 Die 50. Gardeschützendivision hatte im Bestand der 5. Panzerarmee an der «Operation Uranus», der Einkesselung der 6. Armee der Deutschen bei Stalingrad, teilgenommen. Von Dezember 1942 bis April 1943 war sie Teil der neu gebildeten 3. Gardearmee.
- 15 Unglückliche Mädchen wie diese wurden allerdings von Soldaten der Roten Armee nicht gerade mitfühlend behandelt, als die sowjetischen Truppen Deutschland erreichten. Viele wurden vergewaltigt, wie Grossman 1945 selbst feststellte.
- 16 Die deutschen Soldaten an der Ostfront waren in der Tat überzeugt, dass die Rote Armee stets das schlechteste Wetter abwartete, um dann anzugreifen. Wie bereits erwähnt, sprachen sie dann von «Russenwetter».
- 17 20.3.1943, JWKG
- 18 4.4.1943, ebenda. Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/51.

## 20. DIE SCHLACHT UM KURSK

- 1 Dieser Film, der auf Aufnahmen beruht, die später nachgestellt wurden, fand in der Sowjetunion riesige Aufmerksamkeit. Aber nur wenige wussten, wie inszeniert er war. In den Archiven findet sich viel gedrehtes Material, das nach den Aufnahmen nicht verwendet wurde. Dort stehen «gefallene» Soldaten wieder auf und wiederholen die Szene noch einmal.
- 2 RGALI, 1710/3/50.
- 3 Ebenda.
- 4 Marschall Konstantin Konstantinowitsch Rokossowski (1896-1968), Sohn eines polnischen Kavallerieoffiziers, war Stalin immer suspekt. Bei den Säuberungen in der Roten Armee von 1937 wurde er verhaftet und vom NKWD gefoltert. Nach dem russisch-finnischen Krieg liess man ihn wieder frei und setzte ihn nach dem deutschen Überfall von 1941 als Kommandeur des 9. Motorisierten Korps ein. Als Befehlshaber der 16. Armee spielte er bei den Kämpfen vor Moskau eine wichtige Rolle. 1942 befehligte er in der entscheidenden Phase der Stalingrader Schlacht die Donfront. Er war auch der höchste Befehlshaber in der Kursker Schlacht von 1943 und kommandierte danach die 1. Weissrussische Front in der «Operation Bagration», dem Vormarsch auf Warschau. Ende 1944 ernannte ihn Stalin dann zum Befehlshaber der 2. Weissrussischen Front, weil er nicht wollte, dass einem Polen der Ruhm zufiel, Berlin erobert zu haben. Diese Ehre erhielt nun sein Freund und Rivale Mar-

- schall Schukow. Nach dem Krieg wurde Rokossowski polnischer Verteidigungsminister.
- 5 Es ist nicht klar, was Grossman hier meint. Angesichts der übertriebenen Geheimhaltung in der Roten Armee erscheint es überraschend, dass selbst ein Korrespondent von *Krassnaja Swesda* etwas über Entschlüsselung erfuhr. Diese Bemerkung stimmt allerdings mit den Erfahrungen britischer Funkaufklärer überein: Die laxen Haltung der deutschen Luftwaffe in Bezug auf die Funkdisziplin trug viel dazu bei, dass ihre Codes geknackt werden konnten.
  - 6 Knapp 100 Kilometer südöstlich von Orjol und etwa 130 Kilometer nordöstlich von Kursk.
  - 7 Wie die meisten Rotarmisten benutzt auch Grossman die sowjetische Art der Kennzeichnung von Panzerfahrzeugen. So wird aus dem deutschen «Mark VI (Tiger)» der «T-6». Zum besseren Verständnis füge ich jeweils in eckigen Klammern «Tiger» hinzu, wenn der «T-6» erwähnt wird. Manche Gesprächspartner benutzen allerdings auch nur die Bezeichnung «Tiger». Das übernehme ich unverändert.
  - 8 Einige Historiker sind sogar geneigt, Kursk als den Wendepunkt des Krieges zu bezeichnen. Aber wie schon erläutert, war bereits die Verteidigung von Moskau der geopolitische und Stalingrad der psychologische Wendepunkt.
  - 9 David Ortenberg, «*Sorok treti*», S. 355 f.
  - 10 Sowjetische Soldaten haben stets viel mehr gefürchtet, verstümmelt oder zum Krüppel zu werden, als zu sterben. Bei ihnen herrschte die tiefe Überzeugung vor, dass eine Frau sie dann nie mehr ansehen werde. Das mögen ungerechtfertigte Männerängste gewesen sein, aber welches schweres Schicksal sie erwartete, zeigte sich erst nach dem Krieg, als die sowjetischen Behörden verstümmelte Rotarmisten mit unglaublicher Gefühllosigkeit behandelten. Ein Mann, dessen Arme und Beine nur noch die Stümpfe waren, wurde abfällig «Samowar» genannt. Nach 1945 deportierte man Kriegsversehrte häufig in Städte hinter dem Polarkreis, damit sie das Bild der sowjetischen Hauptstadt nicht beeinträchtigen.
  - 11 Aus dem Entwurf eines Leitartikels für die Literaturzeitschrift *Oktjabr* [«Oktober»], RGALI, 619/1/953.
  - 12 David Ortenberg, «*Sorok treti*», S. 355 f.
  - 13 *Krassnaja Swesda*, Juli 1943, RGALI, 1710/1/101.
  - 14 RGALI, 1710/3/50.
  - 15 Die Iljuschin-2M Schturmwowik [«Sturmvolg»], ein schwerer, gut gepanzerter Kampfbomber, war im Zweiten Weltkrieg eines der wenigen sehr wirksamen sowjetischen Flugzeuge. Sie war mit zwei 23-Millimeter-Kanonen und Raketen oder panzerbrechenden Bomben ausgestattet. Die Besatzung bestand aus dem Piloten und einem Schützen, der zugleich als Funker diente.
  - 16 Ortenberg verliess *Krassnaja Swesda* und wurde zum Mitglied des Militärrats, das heisst zum Politikommissar einer Armee, ernannt. Es ist anzunehmen, dass man Ortenberg, einen Juden, von dem einflussreichen Chefredakteursposten entfernte, als der Antisemitismus in der Stalin'schen Hierarchie zunahm.
  - 17 David Ortenberg, «*Sorok treti*», S. 379 f.
  - 18 «Rückkehr», *Krassnaja Swesda*, August 1943, RGALI, 1710/1/101.

- 19 28.7.1943, JWKG.
- 20 Zit. nach Joshua Rubenstein, *«Tangled Loyalties»*, S. 198.
- 21 Michail Alexandrowitsch Scholochow (1905-1984), Träger des Stalinpreises (1941) und des Nobelpreises (1965). Solschenizyn warf ihm vor, die Arbeit des antibolschewistischen Kosaken Fjodor Krukow gestohlen zu haben. Aber nachfolgende Studien neigen zu der Auffassung, dass Scholochow seine Bücher selbst geschrieben hat.
- 22 Zit. nach ebenda, S. 205.
- 23 Zit. nach ebenda, S. 207.
- 24 Ilja Ehrenburg, *«Menschen, Jahre, Leben»*, Bd. III, S. 162
- 25 Solomon Michoëis, geborener Solomon Wowski (1890-1948), Begründer des Moskauer Jüdischen Staatstheaters, Vorsitzender des Jüdischen Antifaschistischen Komitees (JAK), vom KGB in Minsk ermordet.
- 26 Zum JAK siehe Joshua Rubenstein, *«Tangled Loyalties»*, S. 214 ff, sowie Joshua Rubenstein und Wladimir P. Naumow (Hrsg.), *«Stalins Secret Pogrom – The Post War Inquisition of the Jewish Anti-Fascist Committee»*, New Haven 2001. Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/51.

## 21. DAS MÖRDERFELD VON BERDITSCHEW

- 1 Aus der 95. Schützendivision war inzwischen die 75. Gardeschützendivision geworden.
- 2 Generalmajor (später Generalleutnant) Wassili Akimowitsch Gorischny (1903-1962) und Oberst (später Generalmajor) Alexej Mitrofanowitsch Wlassenko.
- 3 «Auf dem Vormarsch», 15. 10. 1943, RGALI, 1710/1/101.
- 4 Zit. nach John und Carol Garrard, *«The Bones of Berdichev»*, S. 170.
- 5 «Die Ermordung eines Volkes», Typoskript, RGALI, 1710/1/101.
- 6 Fjodor Guber, «Pamjat i pisma».
- 7 Brief an den Vater, undatiert, JWKG.
- 8 RGALI, 1710/1/104.
- 9 RGALI, 1710/1/123.
- 10 Katechu ist Tannin aus dem Holz der indischen Katechu-Akazie.
- 11 Der *Tallit* ist ein Gebetsschal, die *Tefillin* sind kleine schwarze Lederkapseln mit auf Pergament geschriebenen Tora-Zitaten, die beim Gebet an Stirn und linkem Oberarm getragen werden.
- 12 Die zuvor genannte Zahl von 30'000 Opfern stammt aus späterer Zeit, als das ganze Ausmass der Massaker offenbar wurde.
- 13 RGALI, 1710/1/123.
- 14 Grossman meint hier natürlich *«Leben und Schicksal»*. Man nimmt an, dass dieser Brief eine Antwort auf den letzten Brief ist, den die Romanfigur Anna Schtrum an ihren Sohn schreibt, ein Brief, den Grossmans Mutter nach seiner Vorstellung ihm nicht mehr schreiben konnte.
- 15 «Sjoma» ist die Verkleinerungsform des Namens Semjon von Wassili Grossmans Vater (1870-1956).



16 Zit. nach Fjodor Guber, «Pamjat i pisma». Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 619/1/953.

## 22. DURCH DIE UKRAINE NACH ODESSA

- 1 Die UPA, die Ukrainska pwtanska armija, deutsch: Ukrainische Aufständische Armee, war eine extrem nationalistische und antikommunistische Organisation, die mit den Deutschen kollaboriert hatte. Sie wandte sich aber auch gegen sie, als die Nazis die Ukraine ebenso brutal behandelten wie andere besetzte Gebiete.
- 2 Der JAS 21 OG, ein Fünf-Tonnen-LKW mit Plane, war das Arbeitspferd der Roten Armee. Sowjetische Kraftfahrer bevorzugten aber nach dem Lend-Lease-Abkommen gelieferte amerikanische Fahrzeuge. Panzerfahrer der Roten Armee hielten allerdings gar nichts von dem amerikanischen Grant, einem benzinbetriebenen Panzer, der wesentlich leichter Feuer fing als der sowjetische T-34 mit seinem Dieselmotor.
- 3 Der normale Munitionssatz wurde bei einem Vormarsch um 50 Prozent aufgestockt, denn der Nachschub war viel schwieriger als in einer Verteidigungsstellung.
- 4 Am 11. März 1944 hatten Abteilungen von Bogdanows 2. Panzerarmee und Krawtschenkos 6. Panzerarmee Brückenköpfe jenseits des südlichen Bug errichtet. «Gedanken über den Vormarsch», RGALI, 1710/1/101.
- 5 Es handelte sich um die 16. Panzergrenadierdivision unter Generalmajor Günther von Mantuffel, die später als 116. Panzerdivision neu strukturiert wurde.
- 6 Eine kleine Stadt, 270 Kilometer nördlich von Odessa.
- 7 Berjosowka liegt 80 Kilometer nördlich von Odessa an der Bahnlinie nach Tscherkassy und Nikolajew.
- 8 Domanewka liegt 40 Kilometer nordnordöstlich von Berjosowka.
- 9 Marschall Ion Antonescu, der antikommunistisch eingestellte Militärdiktator von Rumänien, teilte nicht den Antisemitismus seiner Verbündeten. Das Naziregime genehmigte den rumänischen Behörden in der Region Odessa eine halbautonome Militärkommandantur.
- 10 Tiraspol ist eine Grossstadt am Dnjestr in Moldawien, das die Rumänen zurückforderten, nachdem Stalin es 1940 der Sowjetunion einverleibt hatte.
- 11 David Ortenberg, «*Wremja nje vlastno*», S. 313-328. Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/1/100.

## 23. «OPERATION BAGRATION»

- 1 General Alexej Innokentjewitsch Antonow (1896-1962) galt als der kompetenteste Stabs-offizier der Roten Armee während des ganzen Krieges. 1945 wurde er zum Generalstabschef ernannt.
- 2 General Sergej Matwejewitsch Schtemenko (1907-1976) war Chef der Operativen Verwaltung und übernahm Antonows Posten, als der 1945 zum Generalstabschef befördert wurde.

- Schtemenko blieb von Stalins Säuberungen verschont, trat in den ersten Nachkriegsjahren in den Hintergrund und wurde anderen hohen Generälen gefährlich. 1948 erfolgte seine Ernennung zum Generalstabschef.
- 3 Generalleutnant Hamann geriet in Gefangenschaft und wurde 1945 als Kriegsverbrecher hingerichtet.
  - 4 Gemeint ist offenbar die 308. Schützendivision, die General Gurtjew in Stalingrad kommandiert hatte. Aus ihr war im September 1943 die 120. Gardeschützendivision geworden. Diese hauptsächlich aus Sibiriern bestehende Einheit hatte in Stalingrad das Industrieviertel Barrikady verteidigt. In der «Operation Bagration» war sie Teil der 3. Armee.
  - 5 Noch berühmter wurde das Kamel Kusnetschik ein Jahr später, als es tatsächlich Berlin erreichte und durch die ganze Stadt geführt wurde, um auf den Reichstag zu spucken.
  - 6 Wassili Grossman, «*Gody woiny*», Moskau 1989.
  - 7 Generalleutnant Kurt-Jürgen Freiherr Henning von Lütow, geboren 1892 bei Marienwerder, wurde am 29. Juni 1950 in Moskau wegen Kriegsverbrechen zu 25 Jahren Gefängnis verurteilt (eine Strafe, die gegen viele deutsche Generäle verhängt wurde, als der Kalte Krieg sich zuspitzte). Er wurde im Januar 1956 freigelassen und konnte nach Deutschland zurückkehren.
  - 8 Das OKH (Oberkommando des Heeres) war für sämtliche Operationen an der Ostfront zuständig, das OKW (Oberkommando der Wehrmacht) für die Massnahmen an allen anderen Frontbereichen.
  - 9 Generalleutnant Hans-Walter Heyne, Befehlshaber der 6. Infanteriedivision, wurde ebenfalls in der Gegend von Bobruisk gefangen genommen. Heyne gehörte nicht der SS an, ein Terminus, der in manchen sowjetischen Berichten sehr frei gehandhabt wird. Heyne, ein fünfundfünfzigjähriger Hannoveraner, wurde zu 25 Jahren verurteilt und verbrachte den grössten Teil seiner Haft in Workuta. Er wurde im Dezember 1955 freigelassen und repatriert.
  - 10 RGALI, 1710/1/100.
  - 11 Es ist sehr unwahrscheinlich, dass es sich bei diesen Männern um Mitglieder von General Wlassows Russischer Befreiungsarmee (ROA) handelte, wie Grossman schreibt. Diese waren an die Westfront verlegt worden. Der Begriff «Wlassow-Leute» wurde von der Roten Armee unexakt für alle ehemaligen Sowjetbürger in Wehrmachtsuniform benutzt, selbst für die «Hilfswilligen», Menschen, die das bittere Los des Gefangenenlagers gegen Schwerstarbeit eintauschten.
  - 12 RGALI, 1710/3/47.
  - 13 Es ist nicht klar, ob Grossman zu dieser Zeit noch bei der 120. Gardeschützendivision war. Die Nationalitäten beziehen sich auf die verschiedenen Sowjetrepubliken – Russen, Ukrainer, Kasachen usw. Selbst die sowjetischen Juden wurden in vielen Dokumenten und Statistiken der Roten Armee wie der Sowjetunion als Nationalität ausgewiesen.
  - 14 RGALI, a.a.O.
  - 15 Ebenda.
  - 16 Ebenda.

17 «In den Städten und Dörfern Polens», RGALI, 1710/3/21.

18 Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/50.

## 24. TREBLINKA

1 Pawel Trojanowski, «*Na wosmi frontach*», S. 182.

2 Ebenda, S. 183.

3 Treblinka ist gute 20 Kilometer südöstlich von Ostrow Mazowiecki gelegen, einer Stadt nordöstlich von Warschau an der Strasse nach Bialystok. Das Lager liegt ein halbes Dutzend Kilometer vom Fluss Bug entfernt. Die beiden anderen Lager der «Aktion Reinhard» waren Sobibor und Belzec.

4 Grossman berichtet hier über das Lager Treblinka I. Der erste Lagerkommandant von Treblinka II war Obersturmführer Imfried Eberl, den im August 1942 Obersturmführer Franz Stangl ablöste. Kurt Franz war stellvertretender Lagerkommandant.

5 Grossman gründete seine Schätzung auf die Zahl der Züge und der Wagen, die man ihm genannt hatte. Nach seiner Rechnung mussten hier drei Millionen Menschen getötet worden sein. Spätere Untersuchungen haben eine Zahl von 750'000 bis 870'000 ergeben. Der Grund, weshalb Grossmans Schätzung so hoch liegt, ist möglicherweise ganz einfach. Die 60 Waggon pro Zug können zutreffend gewesen sein. Aber offenbar ist ihm Folgendes entgangen: Der Bahnsteig des Vernichtungslagers war so kurz, dass die Züge in einiger Entfernung gestoppt wurden und nur jeweils ein Teil zum Bahnsteig rollte. Daher kamen offenbar nicht fünf Züge, bestehend aus 60 Waggon, pro Tag an, sondern es war in der Regel ein Zug, der dann in fünf Teilen zum Bahnsteig gezogen wurde.

6 Das Simon-Wiesenthal-Zentrum schätzt, dass in Treblinka II 876'000 Menschen ermordet wurden. Davon waren 738'000 Juden aus dem «Generalgouvernement», vor allem aus dem Warschauer Ghetto, dazu 107'000 aus Bialystok, 29'000 Juden aus anderen europäischen Ländern sowie 2'000 Sinti und Roma.

7 Die meisten Berichte gehen davon aus, dass in Treblinka 25 SS-Angehörige und 100 Mann ukrainisches Wachpersonal eingesetzt waren. Einige der von Grossman hier Erwähnten können nicht in Treblinka stationierte Angehörige des Wachpersonals der Züge gewesen sein. Grossman durfte nicht offen erwähnen, dass das Wachpersonal aus der Ukraine stammte. Deshalb spricht er von SS-Leuten und Polizisten. Die Arbeiter waren ausgewählte jüdische Häftlinge, die man noch einige Wochen am Leben liess, bevor auch sie getötet wurden.

8 Entspricht dem Wehrmachtsdienstgrad eines Stabsfeldwebels.

9 Der Untersturmführer der SS entsprach dem Leutnant bei der Wehrmacht. Kurt Franz war Stangls Stellvertreter.

10 Die Führung des Aufstands übernahm Zelo Bloch, ein jüdischer Leutnant der tschechischen Armee. Die Erhebung begann vorzeitig, weil ein SS-Mann Verdacht geschöpft hatte. Er musste erschossen werden. Dieser Schuss aber löste die Revolte bereits aus, bevor alle Waffen aus der Waffenkammer, zu der sich die Aufständischen einen Nachschlüssel beschafft hatten, geholt werden konnten.

- 11 Es wird geschätzt, dass etwa 750 Gefangene durch die Drahtverhaue entkommen konnten. Aber nur 70 von ihnen erlebten die Befreiung ein Jahr später.
- 12 Die Familie, die man hier ansiedelte, um den Ort wie einen Bauernhof erscheinen zu lassen, stammte aus der Ukraine.
- 13 Zu Grossmans nervlicher Erschöpfung siehe Joshua Rubenstein, «*Tangled Loyalties*», S. 425, Anmerkung 64, und Jean Cathala, «*Sans fleur ni fusil*», Paris 1981. Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/1/123.

## 25. WARSCHAU UND ŁÓDZ

- 1 «Der Weg nach Berlin», *Krassnaja Swesda*, 9. 2. 1945, RGALI, 1710/3/21.
- 2 David Ortenberg, «*Sorok treti*», S. 359.
- 3 «Der Weg nach Berlin», a.a.O.
- 4 Grossman meint möglicherweise die Kirche vom Blut der Jungfrau, Leszno-Strasse 34, das Zentrum der Katholiken jüdischer Herkunft.
- 5 Dies war nicht nur die Asche von Juden. Die Nazis nutzten die Ruinen des Ghettos auch als Hinrichtungsort für katholische Polen.
- 6 Er war Mitglied des Nationalrats der polnischen Exilregierung.
- 7 Generalleutnant Karl Litzmann, ein deutscher Truppenkommandeur, der bei dem Versuch, Łódź während des Ersten Weltkriegs zu erobern, 1915 ums Leben kam.
- 8 Die «Volksdeutschen» waren Menschen deutscher Nationalität, die ausserhalb des Reiches lebten. Hier handelt es sich entweder um Angehörige der örtlichen deutschen Minderheit oder, was wahrscheinlicher ist, deutsche Minderheiten aus anderen Ländern, die von den Nazibehörden in den neu geschaffenen «Warthegau» umgesiedelt worden waren, das von polnischer Bevölkerung gesäuberte Nordwestpolen, das sie als Teil des Reichsgebiets annektierten. Auch hohe deutsche Offiziere, wie etwa General Guderian, erhielten hier als Dank für Verdienste grosse Ländereien.
- 9 1939 waren von den fünf Millionen Menschen, die damals im «Warthegau» lebten, 380'000 Juden und 325'000 Deutsche.
- 10 Himmler gab den Befehl zur Beseitigung des Ghettos am 10. Juni 1944, also unmittelbar nach der Landung der Westalliierten in der Normandie.
- 11 Maslowicy war der Ort, in dem Major Scharapowitsch in einem Versteck der deutschen Wehrmacht wertvolle Bücher entdeckte, die aus der Turgenjew-Bibliothek in Paris hierher verbracht worden waren. Sie wurden der Moskauer Lenin-Bibliothek übergeben.
- 12 Mordechai Chaim Rumkowski war, gelinde ausgedrückt, eine widersprüchliche Persönlichkeit. Der bankrotte Geschäftsmann wurde von den Deutschen als Judenältester eingesetzt. Er besass uneingeschränkte Macht, weil er die Lebensmittelversorgung kontrollierte. Er regierte das Ghetto autokratisch, als sei es sein Privatlehen. Er entschied über Leben und Tod, weil er die Transporte nach Chelмно (Kulmhof) und später nach Auschwitz zusammenstellte. Grossmans Beschreibung des Ghettos klingt reichlich positiv. Binnen eines Jahres starben fast zwanzig Prozent der Bevölkerung an Hunger und Krankheiten.

- 13 Sie hiess Regine Weinberger.
- 14 Rumkowskis «Mätressen» waren junge Frauen, die er mit Drohungen zwang, ihm zu Willen zu sein.
- 15 Die Soldaten der Roten Armee plünderten die polnischen Bauern ebenso aus wie die deutschen Siedler.
- 16 Im Gegensatz zu den «Volksdeutschen» (siehe Anm. 8) lebten «Reichsdeutsche» in den Gebieten, die vor 1939 deutsch waren.
- 17 Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/51.

## 26. IN DIE «HÖHLE DER FASCHISTISCHEN BESTIE»

- 1 Grossman spielt hier darauf an, dass Tschuikow einmal im Scherz den Anspruch erhoben hatte, in Stalingrad die «Akademie des Strassenkampfes» begründet zu haben.
- 2 Von Landwehr kann keine Rede sein – das waren die lokalen Reserven der Deutschen im Ersten Weltkrieg. Der Volkssturm war das von den Nazis eingeführte Äquivalent. Bei den Offizieren der Wehrmacht hiess diese Truppe aus alten Männern und Jugendlichen «Eintopf» – eine Mischung aus zähem altem Fleisch und jungem Gemüse.
- 3 Nestor Machno führte im Bürgerkrieg in der Ukraine eine grosse Partisanentruppe von Anarchisten an, die sowohl gegen die Weissen als auch gegen die Roten kämpfte. Sie waren sehr beweglich mit kleinen Pferdewagen, auf denen häufig ein Maschinengewehr montiert war.
- 4 Generaloberst Michail Jefimowitsch Katukow, Befehlshaber der 1. Gardepanzerarmee, die im Doppel mit der 8. Gardearmee den ganzen Weg von der Weichsel bis zum letzten Angriff auf Berlin zurücklegte.
- 5 Gespräch mit Jekaterina Korotkowa-Grossman, 24.12.2004.
- 6 «Der Weg nach Berlin», *Krassnaja Swesda*, 9.2.1945, RGALI 1710/3/21.
- 7 Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/51.

## 27. DIE SCHLACHT UM BERLIN

- 1 Pawel Trojanowski, «Der Sturm auf Berlin», in: «*Schurnalisty na woine*», S. 180.
- 2 «An der Grenze zwischen Krieg und Frieden», RGALI, 618/11/52.
- 3 Die Dorfältesten, die die Deutschen eingesetzt hatten, waren vor der Roten Armee bis nach Deutschland geflohen, weil sie zu Recht die Vergeltung des NKWD fürchteten.
- 4 Das war nur ein Gerücht. General Wlassow befand sich mit dem grössten Teil seiner Truppen in der Tschechoslowakei, wo er sich in letzter Minute auf die Seite der Tschechen geschlagen hatte, die sich in Prag gegen die Deutschen erhoben. Das aber half ihm in den Augen des auf Vergeltung drängenden NKWD auch nichts mehr. Wlassow wurde von einer sowjetischen Panzereinheit gefangen genommen und nach Moskau gebracht, wo er zu Tode gefoltert worden sein soll.

- 5 Generaloberst Nikolai Erastowitsch Bersarin (1904-1945) wurde posthum zum Ehrenbürger (Ost-)Berlins ernannt.
- 6 Die von Tresckows sind ein altes preussisches Adelsgeschlecht. Ihr bekanntester Vertreter war Generalmajor Henning von Tresckow (1901-1944), der am 13. März 1943 eine Bombe in Hitlers Flugzeug schmuggelte, die aber nicht explodierte. Am 21. Juli 1944 nahm er sich mit einer Handgranate das Leben. Schloss Treskow, wo Grossman einquartiert wurde, ist wahrscheinlich das Schloss Friedrichsfelde im Osten von Berlin, das dem illegitimen, aber wesentlich reicheren Zweig der Familie gehörte, der sich nur mit «k» schreibt. Sie hatten ihr Vermögen mit dem Verkauf von Kavalleriesätteln in ganz Europa gemacht. Münthe von Treskow, dessen Buch Grossman in der Hand hielt, hatten sowjetische Truppen aus seinem Schloss vertrieben. Familienangehörige behaupten, er sei verhungert.
- 7 Gemeint ist das 9. Schützenkorps unter Generalleutnant Iwan Pawlowitsch Rosly, das zur 5. Stossarmee unter dem Befehl von Generaloberst Bersarin gehörte.
- 8 General Helmuth Weidling, Befehlshaber des LVI. Panzerkorps, war am 23. April von Hitler zum Stadtkommandanten von Berlin ernannt worden. Kurz zuvor hatte der «Führer» ihn aufgrund eines Missverständnisses wegen Feigheit festnehmen lassen. Nachdem Weidling in General Tschuikows Hauptquartier die Kapitulation erklärt hatte, verbreitete er diese Verlautbarung, um seine Männer zu bewegen, die Waffen niederzulegen und das Blutvergiessen zu beenden.
- 9 «An der Grenze zwischen Krieg und Frieden», a.a.O.
- 10 Quellen in diesem Kapitel, wenn nicht anders vermerkt, siehe RGALI, 1710/3/51.

## NACHWORT: DIE LÜGEN DES SIEGES

- 1 Zu Einzelheiten über das mühsame Vorankommen des Projekts siehe John und Carol Garrard, «*The Bones of Berdichev*», S. 199 ff, Joshua Rubenstein, «*Tangled Loyalties*», S. 212 ff, und ausführlicher bei Joshua Rubenstein und Vladimir Naumov (Hrsg.), «*Stalins Secret Pogrom*». Eine deutsche Übersetzung des Schwarzbuchs ist bei Rowohlt, Reinbek 1994, erschienen.
- 2 Andrej Alexandrowitsch Schdanow (1896-1948) wurde in Mariupol geboren. Er schloss sich 1915 den Bolschewisten an und wurde ein treuer Gefolgsmann Stalins. Als Sergej Kirow 1934 einem Mordanschlag zum Opfer fiel, übernahm Schdanow die Funktion des Ersten Sekretärs des Parteikomitees von Leningrad. Er spielte eine wichtige Rolle bei den Säuberungen und übernahm 1941 den Oberbefehl über die Verteidigung der Stadt. Danach wurde er zu Stalins Wächter über die Kultur, war für das Sowinformbüro und 1947 für das Kominform zuständig. Die nach ihm benannte «Schdanow-Doktrin» beruhte auf dem Begriff der «Parteilichkeit» als Leitprinzip für Schriftsteller und Künstler. Die Behörden behaupteten später, sein Tod im Jahr 1948 sei Teil der «Verschwörung der Ärzte» gewesen, aber Stalin, dem Schdanows wachsende Macht in Leningrad ein Dorn im Auge war, mag bei dessen Tod, wenn er denn kein natürlicher war, die Hand im Spiel gehabt haben.
- 3 Siehe Joshua Rubenstein, «*Tangled Loyalties*», S. 217.

- 4 Joshua Rubenstein und Vladimir Naumow, *«Stalins Secret Pogrom»*, S. XII f.
- 5 Grossman notierte dieses Lied über einen heldenhaften sowjetischen Piloten, als er im Frühjahr 1942 bei Stalingrad das Fliegerregiment besuchte, in dem Wassili Stalin, der Sohn des Diktators, diente.
- 6 *«Lieder des Krieges»*, Erinnerungen von Jekaterina Korotkowa-Grossman.
- 7 Gespräch mit Jekaterina Korotkowa-Grossman, 24.12.2004.
- 8 Ebenda.
- 9 Michail Andrejewitsch Suslow (1902-1982), Ideologe des ZK der KPdSU, überwachte 1937/38 die Säuberungen in der Ukraine und im Ural und leitete 1944/45 eine brutale Kampagne zur Liquidierung und Umsiedlung nationaler Minderheiten, die unter deutscher Besatzung gelebt hatten.
- 10 Wladimir Nikolajewitsch Woinowitsch (geb. 1932) begann in der Roten Armee zwischen 1950 und 1955 Gedichte zu schreiben. Danach wandte er sich der Prosa zu und wurde später Dissident. Sein berühmtestes Buch, *«Leben und Abenteuer des Soldaten Iwan Tscho- nkin»*, trug dazu bei, dass er 1974 aus dem Schriftstellerverband ausgeschlossen wurde. Er emigrierte 1980. Breschnew erkannte ihm daraufhin die sowjetische Staatsbürgerschaft ab.

## Personenregister

*Kursive* Seitenangaben verweisen auf Abbildungen.

- Abaschidse (Bataillonskommissar, Rote Armee) 134  
Aisenstadt, Simon 224  
Alborow (Rotarmist) 224  
Albrecht, Karl 262, 451  
Alexuchin (Pilot, Rote Armee) 297  
Allilujewa, Swetlana (Stalins Tochter) 243  
Almas, Nadeschda 12  
Alter, Viktor 424  
Andrejewna, Sofija 83 f.  
Andrjuschenko (Militärkommissar) 227  
Anochin (Zugführer, Rote Armee) 107  
Antonescu, Ion 242, 331 f, 451, 456  
Antonow, Alexej Innokentjewitsch 283, 334, 456  
Arkanowa, Tonja 232  
Assejew (Journalist) 150  
Awakow (Regimentskommandeur, Rote Armee) 110  
Axelrod, Scholom 195  
  
Babadschanjan, I. (Major/Oberstleutnant, später General, Rote Armee) 65, 67, 153, 332 f, 333, 399, 403 f, 430  
Bagrations, Pjotr Iwanowitsch 335  
Baklan (Hauptmann, Rote Armee) 89  
Baklanow (General, Rote Armee) 294 ff, 295  
Balaschow (Pilot, Rote Armee) 117  
Baraban (jüd. Arzt) 307  
Baranow (Pilot, Rote Armee) 117  
Barkowski (Rotarmist) 226  
Baru (Korrespondent) 80  
Baschan, Mykola Platonowitsch 271, 252  
Batjuk, Nikolai 200, 204, 206, 208, 449  
Batow (Armeekommandeur, Rote Armee) 336, 340, 343  
Batrakow (Rotarmist) 227, 230  
Beethoven, Ludwig van 253  
Beljawzew (Zivilist) 109  
Beloussow (Unterleutnant, Rote Armee) 138  
Below, Pawel Alexejewitsch 272ff, 452  
Belugin (Scharfschütze, Rote Armee) 277  
Benasch, Juri 154, 197, 257 f.  
Berija, Lawrenti Pawlowitsch 20, 80, 188, 243, 439, 262, 335, 447  
Bersarin, Nikolai Erastowitsch 411 ff, 414, 461  
Besdidko (Rotarmist) 206 f.  
Biebow, Hans 391 f.  
Blank (jüd. Ärztin) 321  
Bloch, Zelo 458  
Bobryschew, Wassili («Wassja») 113



- Bock, Fedor von 52  
 Bogdanow (Armeekommandeur, Rote Armee) 456  
 Boginawa (Leutnant, Rote Armee) 107  
 Bokow (Generalleutnant, Rote Armee) 413  
 Bolwinow (Brigadekommandeur, Rote Armee) 217  
 Borodina, Katja 231  
 Bratfisz (jüd. Zivilist) 391  
 Brenner (jüd. Zivilist) 388  
 Breschnew, Leonid Iljitsch 462  
 Brysin, Ilja Mironowitsch 234 ff.  
 Budjonny, Semjon 62  
 Bugajew (Sergeant, Rote Armee) 192, 237  
 Bukowski, Kostja 100, 128, 142, 154, 292  
 Bulatow (Scharfschütze, Rote Armee) 277 f.  
 Bulgakow, Michail Afanassjewitsch 12, 438  
 Bulgakowa (Komsomolzin) 261  
 Burak (Rotarmist) 105  
 Burakow (Fahrer) 159f.  
 Burow (Scharfschütze, Rote Armee) 277  
 Busch, Ernst 340
- Cassidy, Henry 302  
 Cathala, Jean 377  
 Chalikow (Scharfschütze, Rote Armee) 277  
 Chanizki (Nachrichtenoffizier, Rote Armee) 227, 230  
 Chassin (Oberst, Rote Armee) 132, 141 f.  
 Chiang Kai-shek 188  
 Chitrow, Iwan 30  
 Chrennikow (Kompaniechef, Rote Armee) 209  
 Chruschtschow, Nikita Sergejewitsch 62, 173, 185 ff, 190, 260, 429, 447  
 Cigelboim, Szmul 389  
 Czerniakow (jüd. Zivilist) 388
- Dawydow (Rotarmist) 294  
 Dedulja (Rotarmist) 68
- Dejga (Rotarmist) 125  
 Demidow (Pilot, Rote Armee) 116 f.  
 Dietrich, Josef («Sepp») 100  
 Djatlenko (Regimentsstabschef, Rote Armee) 226  
 Dolenko (Ärztin, Rote Armee) 106  
 Doré, Gustave 76  
 Dostojewski, Fjodor 177  
 Dowator, Lew Michailowitsch 221, 449  
 Drosd (Unterleutnant, Rote Armee) 124  
 Dubow (Sergeant, Rote Armee) 237  
 Dubowoi (Sergeant, Rote Armee) 192  
 Dudnikow (Rotarmist) 235  
 Duwanski (Rotarmist) 125  
 Dzierzynski, Feliks 271, 452
- Eberl, Imfried (SS-Verbrecher, KZ Treblinka) 458  
 Ehrenburg, Ilja Grigorjewitsch 12 ff, 19f, 29,91 f, 181, 260, 267f, 299, 301 ff, 307, 311, 423 ff, 425, 430, 439  
 Eichhorn, Hermann von 10, 438  
 Einstein, Albert 303, 424  
 Eipen, van (SS-Verbrecher, KZ Treblinka) 350  
 Eppelfeld (jüd. Zivilist) 307  
 Erlich, Henryk 424
- Fatjanow, Iwan Sidorowitsch 115  
 Fedossejew (Oberleutnant, Rote Armee) 193  
 Feldman (jüd. Arzt) 314  
 Franz, Kurt (SS-Verbrecher, KZ Treblinka) 364, 368, 458  
 Franzewna, Klara 262, 266
- Gabrilowitsch (Korrespondent) 91  
 Gaidar, Arkadi 113, 444  
 Galin (Korrespondent) 292  
 Galizki, Jakow 442  
 Galja (Krankenschwester, Rote Armee) 128  
 Galkin (Sergeant, Rote Armee) 137  
 Ganakowitsch (Rotarmist) 44

- Garan (Major, Rote Armee) 54  
 Gastello, Nikolai 31,440  
 Gaulle, Charles de 267  
 Gechman, Jefim 221 f, 228, 390, 400, 419  
 Genrichowna, Jenny 87, 149, 195  
 German (Oberstleutnant, Rote Armee) 168, 170  
 Gertler (jüd. Zivilist) 392  
 Giterman, Hirsch 319  
 Glebow (Artilleriekommandeur, Rote Armee) 398  
 Gljanko (Politoffizier) 105  
 Gluschakow (Rotarmist) 235  
 Goebbels, Joseph 413, 417  
 Goebbels, Magda 417  
 Goljaperow (Rotarmist) 106  
 Golzew (Korrespondent) 34  
 Gomell, Ernst 398  
 Gorbатов (Armeekommandeur, Rote Armee) 336, 338  
 Gordow, Wassili Nikolajewitsch 164, 447  
 Gorelik (Oberstleutnant, Rote Armee) 168, 170  
 Gorelow (Oberst, Rote Armee) 399  
 Gorelow (Rotarmist) 105  
 Göring, Hermann 249, 389, 413  
 Gorischny, Wassili Akimowitsch 307, 455  
 Gorki, Maxim (geb. Alexej Maximowitsch Peschkow) 12, 262, 438, 451  
 Gorochow (Brigadekommandeur, Rote Armee) 217, 224  
 Gorochow, S.F. (Oberst, Rote Armee) 183  
 Greiser, Arthur 392  
 Gromow (Rotarmist) 180 ff.  
 Grossman, Frau siehe Guber, Olga Michailowna  
 Grossman, Jekatarina (W. Grossmans Mutter) 11, 14f, 15, 21, 28, 37, 54, 61, 152, 154, 281,3 16, 322 ff.  
 Grossman, Mutter siehe Grossman, Jekatarina  
 Grossman, Semjon Ossipowitsch («Sjoma», W. Grossmans Vater) 10, 15, 37, 54, 61, 87, 91, 114, 148 ff, 153 f., 241, 252, 258, 260, 280f, 301, 316, 324  
 Grossman, Tochter siehe (Korotkowa-)  
 Grossman, Jekaterina  
 Grossman, Vater siehe Grossman, Semjon Ossipowitsch («Sjoma»)  
 Grossman, Wassili passim, 23f., 41,143, 178, 196, 223, 247, 288, 292, 295, 297, 299, 301, 331, 333, 348, 399, 412, 418, 420, 425  
 Guber, Boris 13  
 Guber, Fjodor 428  
 Guber, Michail («Mischa») 195  
 Guber, Olga Michailowna («Ljussja»; Grossmans 2. Frau) 13, 28, 91, 93, 113, 149, 152, 154, 195 f, 229, 250, 257, 267, 316  
 Guderian, Heinz 17, 35, 46, 48, 50, 69 f, 72, 83, 90, 159, 384, 440, 459  
 Guljajew (Rotarmist) 124  
 Gunt, Alwin 68  
 Gurow (General, Rote Armee) 250  
 Gurow (Polit-/Armeekommissar) 187 f, 190, 194, 210, 223  
 Gurtjew, Stepan 18, 224, 227 f, 231, 238, 274, 282 f, 338, 343, 457  
 Gussakowski (Oberst, Rote Armee) 383, 404  
 Hamann (General, Wehrmacht) 336, 456  
 Hauser, Paul 269  
 Heine, Heinrich 263, 302  
 Henning von Lützwow, Kurt-Jürgen 339 f., 457  
 Heyne, Hans-Walter 340, 457  
 Himmler, Heinrich 347, 352, 368, 376, 413, 459  
 Hitler, Adolf 14, 63 f., 92, 99, 104, 112, 147, 154ff, 163, 170, 218, 222, 227, 240 f, 247, 249, 262, 269, 285, 289, 307, 326, 332,

339, 341, 382, 384, 389, 392, 405, 408,  
415, 419 f., 452, 461  
Hoth, Hermann 173, 177, 288

Ignatjew (General, Rote Armee) 151  
Ignatjew (Rotarmist) 135 f.  
Ilgatschkin (Hauptmann, Rote Armee) 207  
Iljin (Rotarmist) 211  
Iljin (stv. Batteriekommandeur, Rote  
Armee) 195  
Ischkin (Politoffizier, Rote Armee) 195  
Iwanow (Major, Rote Armee) 109  
Iwanow (Untersergeant, Rote Armee) 138  
Iwanow (zaristischer Artilleriegeneral) 129  
Iwanow, Dmitri Jakowlewitsch 278

Jagoda (NKWD-Chef) 439  
Jakimenko, Galja 109  
Jakowlew (Leutnant, Rote Armee) 38  
Jaschka (Zivilist, Kollaborateur) 265 f.  
Jefimowna, Sofija 100  
Jefremow (General, Rote Armee) 161  
Jegorowa, Antonina («Tonja») 232, 234  
Jeltschaninow (Oberleutnant, Rote  
Armee) 101, 104  
Jeremenko, Andrej Iwanowitsch 39, 72, 75,  
173, 185 ff., 190, 194, 209 f., 219f., 222f.,  
283, 260, 440, 447, 450  
Jeretik (Komsomolsekretär) 124 Jerjomin,  
Boris Nikolajewitsch 117f.  
Jermakow (Politkommissar) 70  
Jeschow, Nikolai Iwanowitsch 13, 439  
Jesijew (Hauptmann, Rote Armee) 195  
Jessijew (Rotarmist) 211  
Jewdokimow (Unterleutnant, Rote  
Armee) 109  
Jewsejew (Rotarmist) 125  
Jewstejew (Rotarmist) 107  
Jewtichow (Rotarmist) 181  
Jurjew (Pilot, Rote Armee) 297

Kajukow (Rotarmist) 235 f.  
Kalganowa, Soja 231  
Kalinin (stv. Regimentsstabschef, Rote  
Armee) 226  
Kalisty (Militärrichter, Rote Armee) 108  
Kanajew, Iwan Semjonowitsch 144 ff.  
Kanytschewa, Galja 232 ff.  
Kapitonow (Rotarmist) 125  
Kapier, Alexej 243  
Kapramanjan (Artilleriekommandeur,  
Rote Armee) 338  
Kapustjanski (Korrespondent) 176 f.  
Karnauchow (Rotarmist) 228  
Karpow, Wladimir 137  
Kasakow (Rotarmist) 106  
Kasanzewa (Sanitäterin, Rote Armee) 233  
Katukow, Michail Jefimowitsch 75, 288, 399,  
403, 408, 460  
Kezelman (Batteriekommandant, Rote  
Armee) 293 f.  
Kirow, Sergej 426  
Kirponos (General, Rote Armee) 62  
Kleist, Paul von 62, 92, 150  
Klenowkin (Leutnant, Rote Armee) 58  
Klimenko (Rotarmist) 192, 237  
Klinker, Abram 387 f.  
Kloppfisch (jüd. Zivilist) 392  
Klotschko (Rotarmist) 105  
Knorring, Oleg 30f., 34, 39, 43, 48, 50,  
288, 301  
Kobus, Maria 358  
Kobus, Sofija 386  
Kobus, Wladislawa 386  
Kogan (Divisionskommandeur, Rote  
Armee) 302  
Kolaganow (Kompaniechef, Rote Armee)  
193 f.  
Kolobownikow (Regimentskommandeur,  
Rote Armee) 227  
Kolomejzew, P. I. (Offizier, Rote Armee)  
48, 71  
Kolossow (Rotarmist) 227, 230  
Komarow, Viktor 427

Konew, Iwan Stepanowitsch 312, 315, 325, 328, 343f., 381f., 407f.  
 Konkow (Sergeant, Rote Armee) 342  
 Konstantinow (Regimentskommissar) 80  
 Kopylowa, Klawa 230, 233  
 Korol (Pilot, Rote Armee) 117  
 Korol (Rotarmist) 39, 51  
 Korol (SS-Verbrecher, KZ Treblinka) 368  
 (Korotkowa-)Grossman, Jekaterina («Katja»,  
 Grossmans Tochter) 10, 54, 61, 150f.,  
 156, 400, 428  
 Kosecki (KZ-Häftling, Treblinka) 373  
 Kositschenko (Rotarmist) 228  
 Koslow (Brigadekommissar) 35  
 Koslow (Hauptmann, Rote Armee) 132 f.,  
 140 ff., 147  
 Kosmodemjanskaja, Soja 161, 446  
 Kossenko (Schweisser) 216  
 Kostjukow (Major, Rote Armee) 102  
 Kosyrew (Rotarmist) 105  
 Kotljarow (Rotarmist) 109  
 Kowalenko (Kompanieführer, Rote Armee)  
 105  
 Kowaltschuk (Rotarmist) 212 ff.  
 Kramer, Karl Eduardowitsch 128 f.  
 Krawtschenko (Armeekommandeur,  
 Rote Armee) 456  
 Krawzow (Rotarmist) 104  
 Krebs, Hans 448  
 Kriworotow, Michail Petrowitsch 133  
 Krukow, Fjodor 455  
 Krylow (Korrespondent) 84  
 Krylow (Stabschef, Rote Armee) 187,  
 - 94, 224, 282  
 Kulijew, Wassili 157f.  
 Kupzow, Iwan 38  
 Kuschnarew (Rotarmist) 226  
 Kusnezow (Leutnant, Rote Armee) 275  
 Kutusow, Michail Illarionowitsch 132, 185  
  
 Law, Jude 200  
 Ledeke (SS-Verbrecher, KZ Treblinka) 351  
 Leljuschenko, Dmitri 87  
 Lena (Krankenschwester, Rote Armee) 128  
 Lenin, Wladimir Iljitsch 19, 263, 453  
 Levit, Max 347  
 Lewada, Alexander Stepanowitsch 271, 452  
 Liberman (jüd. Arzt) 321  
 Lichatow (Rotarmist) 124  
 Lichtenbaum, Maksimilian 389  
 Lipawski (Korrespondent) 287  
 Litzmann, Karl 390, 459  
 Ljachow (Rotarmist) 180  
 Ljudnikow (Bataillonskommandeur,  
 Rote Armee) 450  
 Losowski, Solomon 32  
 Lukjanow (Rotarmist) 211  
 Lysartschuk, Nina 231  
 Lyssow (Korrespondent) 77, 81  
  
 Machno, Nestor 398, 460  
 Makarewitsch (Rotarmist) 228  
 Malenkow, Georgi Maximilianowitsch 335  
 Malinowski, Rodion Jakowlewitsch 326,  
 328  
 Malkow (Rotarmist) 214  
 Malomed, Naum Moissejewitsch 110  
 Malyschew (Politoffizier, Rote Armee) 109  
 Mamajew (Oberst, Rote Armee) 402  
 Mandelstam, Ossip 11  
 Manjuk (Rotarmist) 105  
 Manochin (Korporal, Rote Armee) 107  
 Manschulja (Rotarmist, Deserteur) 106  
 Manstein, Erich von 260, 267, 269, 315, 452  
 Manteuffel, Günther von 456  
 Markelow (Regimentskommandeur, Rote  
 Armee) 225, 229  
 Marshall, S.L.A. 445

Lapin, Boris 30  
 Lasko, Grigori Semjonowitsch 100, 444

- Martinjuk (Kommandeur, Rote Armee) 275
- Martschenko (Artilleriekommandeur, Rote Armee) 397
- Martschenko (Rotarmist) 104
- Martynow, Alexander Wassiljewitsch 115 ff.
- Marussja (Telefonistin, Rote Armee) 134
- Marx, Karl 453
- Masor, Aron 320
- Matjuschko (Leutnant, Rote Armee) 139
- Matrossow (Rotarmist) 104
- Mazuk, Anna Petrowna («Galja»;  
Grossmans 1. Frau) 10f.
- Melechin (Rotarmist) 294
- Meleschko (Oberst, Rote Armee) 45
- Mensicky, Aron 387
- Mensicky, Jakob 387
- Messereschwili (Rotarmist) 192, 237
- Michailjuk (Zivilistin) 264
- Michailow (Offizier, Rote Armee) 257
- Michaljow (Offizier, Rote Armee) 226 f.
- Michoeis, Solomon (geb. Solomon  
Wowski) 303, 425 f, 455
- Milmeister (jüd. Zivilist) 321
- Minochodow (Rotarmist) 211 f.
- Mirochin (Stabschef, Rote Armee) 226
- Miroschenko (Zivilistin) 265
- Miroschnikow (Leutnant, Rote Armee) 68
- Molotow, Wjatscheslaw 29, 29, 335, 439,  
447
- Morduchowitsch (Politoffizier, Rote  
Armee) 135 f.
- Morosow (Rotarmist) 101
- Moschtschew (Rotarmist) 214
- Muraschow (Rotarmist) 204
- Muratow (Kommandeur, Rote Armee) 124
- Muromzew (Rotarmist) 213
- Mussolini, Benito 448
- Myschkowski (Rotarmist) 110
- Napoleon, franz. Kaiser 443
- Nasarenko (Rotarmist) 126
- Natschacho (PPSch, Rote Armee) 161
- Nekrassow, Nikolai Alexejewitsch 52
- Nemzewitsch (Regimentskommandeur,  
Rote Armee) 40 ff.
- Netschiwoloda, Wassilissa 109
- Newton, Sir Isaac 287
- Nikolajew (Sergeant, Rote Armee) 68
- Nossow, N. (Kommissar, Rote Armee) 34
- Nowikowa, Lolja 231, 233
- Nuschny (jüd. Zivilist) 306
- Nuschny, Harik 306
- Ofizerow (Rotarmist) 138
- Oglobin, Kusma 127
- Ortenberg, David Jossifowitsch 14f, 17 f,  
28ff, 52, 65, 85 ff, 93, 99, 148f, 152f,  
156, 180 f, 185, 186, 204, 219, 228f, 238,  
241, 248, 259f, 268, 270, 281, 289, 293,  
298, 332, 385, 419, 440 f, 454
- Oska (Rotarmist) 105
- Ossipowitsch, Jewgeni 318
- Ostapenko, Dmitri Jakowlewitsch 278
- Ostaptschuk, Gerassim Prokofjewitsch 318
- Ostaptschuk, Mitja (eigentl. Chaim Roit-  
man) 318
- Panuk (Rotarmist) 104
- Pasternak, Boris 9
- Paulus, Friedrich 120, 150, 155 f, 158, 173,  
177, 189, 218, 222, 240, 247, 257
- Pawlenko (Redakteur, *Krassnaja Swesda*)  
156f.
- Pawlow (Rotarmist) 235
- Pawlow, Dmitri 34 f, 60
- Pekilis (jüd. Zivilist) 321
- Pekilis, Michel 317 f, 321
- Pekilis, Wulf 317 f, 321
- Perein, von (SS-Verbrecher, KZ Treblinka)  
368

Perminow (Armeekommissar, Rote Armee) 195  
 Pesotschin (Oberst, Rote Armee) 102 f., 110, 133  
 Peterburgski, G. (Komponist) 442  
 Petljura (Fahrer W. Grossmans) 45, 75, 81, 83, 85  
 Petrow (Leutnant, Rote Armee) 195  
 Petrow (Oberst, Rote Armee) 412  
 Petrow (Rotarmist) 109, 124  
 Petrow, Michail Petrowitsch (General, Rote Armee) 17, 57 ff., 72, 75, 84, 442  
 Petuchow (Regimentskommandeur, Rote Armee) 278  
 Piljugin (Rotarmist) 105  
 Platonow, Andrej Platonowitsch 268, 452  
 Plijew, I.A. (Generalleutnant, Rote Armee) 326  
 Plinikow (Rotarmist) 235  
 Plyssjuk, Nikolai Jefimowitsch 290 f.  
 Podus (Apotheker, Rote Armee) 107  
 Poljak (Stabschef, Rote Armee) 100  
 Ponomarenko, Pantelejmon Kondratjewitsch 47, 441  
 Popow, M.M. (General, Rote Armee) 272, 452  
 Potschepa (Major, Rote Armee) 60  
 Preie (SS-Verbrecher, KZ Treblinka) 351  
 Prochin (Rotarmist) 278  
 Ptschelinzew (Scharfschütze, Rote Armee) 203  
 Puschkin, Alexander 47  
 Pusyrewski (Oberstleutnant, Rote Armee) 195  
 Rabinowitschka (Zivilistin) 265  
 Ragozek, Isai 387  
 Redkin (Fotoreporter) 72  
 Reichenau, Walther von 99 f, 310  
 Richthofen, Wolfram von 158, 222  
 Ritter (Major, Wehrmacht) 261  
 Rjaboschtan (Rotarmist) 105  
 Rjassenzew (Parteisekretär) 331  
 Rjumkin (Fotograf) 139  
 Rodimzew, Alexander Iljitsch 190, 192 ff., 200, 206, 209 ff, 220ff, 238,282f, 294,429, 448  
 Roitman, Jascha 304,  
 Rokossowski, Konstantin Konstantinowitsch 283, 286f, 335 f, 344, 381,407, 453 f.  
 Romanenko (Armeekommandeur, Rote Armee) 336  
 Romanow (Scharfschütze, Rote Armee) 278  
 Romanow (Unteroffizier, Rote Armee) 180  
 Rosenfeld (Korrespondent) 127  
 Roskin (Freund W. Grossmans) 113  
 Rosly, Iwan Pawlowitsch 413, 461  
 Rubintschik (Rotarmist) 220  
 Rubzewa (Kolchosbäuerin) 166f.  
 Rud (Krankenschwester, Rote Armee) 125  
 Rumkowski, Mordechaj Chaim 391 f. 459 f.  
 Rundstedt, Gerd von 99  
 Russianow, I.N. (General, Rote Armee) 92, 443  
 Sabolozki (Zivilist) 265  
 Sacharow, Andrej 430  
 Saizew, Wassili Iwanowitsch 199f., 204 ff, 449  
 Salomatin (Leutnant, Pilot, Rote Armee) 114, 116 f.  
 Samotorkin (Politoffizier, Rote Armee) 195  
 Saprjagalow (Hauptmann, Pilot, Rote Armee) 117  
 Sarajew (General, NKWD-Divisionskommandeur) 188,190  
 Sarkissjan (Hauptmann, Rote Armee) 170  
 Sawinow (Regimentskommandeur, Rote Armee) 182  
 Schalygin, Nikolai Wladimirowitsch 297  
 Schapiro, Henry 301 f.

Scharapowitsch (Major, Rote Armee) 459  
 Schdanow, Andrej Alexandrowitsch 426  
 Schepetowska, Irena 390  
 Schepetowski (poln. General) 390  
 Schewernoschuk (Regimentskommandeur, Rote Armee) 287  
 Schlapskaja, M. (Freundin W. Grossmans) 93  
 Schljapin, Nikolai 57 ff, 75, 84  
 Schmeljowitsch, Boris 427  
 Schmidt (SS-Verbrecher, KZ Treblinka) 364, 367  
 Scholochow, Michail Alexandrowitsch 302,423,455  
 Scholudjew (Oberst, Rote Armee) 219, 238  
 Schtemenko, Sergej Matwejewitsch 334, 456 f.  
 Schtscherbakow, Alexander 275, 302  
 Schtscherbina (Divisionskommissar, Rote Armee) 219  
 Schuba (Oberst, Rote Armee) 184  
 Schuchow (Rotarmist) 192, 237  
 Schuklin (Artilleriekommandant, Rote Armee) 206 f.  
 Schukow, Georgi Konstantinowitsch 90, 129, 163, 190, 283, 288, 296, 312, 334, 381 f, 396, 404, 407 f, 411, 446 f, 453 f.  
 Schurba (Rotarmist) 105  
 Schutschkow (Rotarmist) 43  
 Schwandt (NS-Bauernführer) 392  
 Schwarz (SS-Verbrecher, KZ Treblinka) 351  
 Sedow, Michail Stepanowitsch 114, 117 ff.  
 Selidow (Rotarmist) 144  
 Serge, Victor (geb. Viktor Kibaltschitsch) 12, 439  
 Serowa, Valentina 20  
 Simonow (Kirill Michailowitsch), Konstantin 20, 30, 185, 186, 259 f., 347, 424, 429, 439 f.  
 Sinowjew (Oberst, Rote Armee) 120 f, 124  
 Sirkis (Hauptmann, Rote Armee) 405  
 Siwokon (Rotarmist) 110  
 Skakun (Oberleutnant, Rote Armee) 168  
 Skotnoi (Leutnant, Pilot, Rote Armee) 114f., 117 f.  
 Skrzeminski (Zivilist) 357  
 Skworzow (Rotarmist) 342  
 Slawin, Lew 30  
 Smeretschinski (Offizier, Rote Armee) 195  
 Smirnow (Sergeant, Rote Armee) 291  
 Snizer, Serafim 102 f.  
 Solodkich (Scharfschütze, Rote Armee) 277  
 Solschenizyn, Alexander 9, 443, 455  
 Sorge, Richard 91  
 Sorin (Unterleutnant, Rote Armee) 109  
 Sorkin (Regimentskommandeur, Rote Armee) 275  
 Spiller, Roger 445  
 Spiridonow (Unteroffizier, Rote Armee) 211  
 Spirin (stv. Regimentskommandeur, Rote Armee) 230  
 Stalin, Jossif Wissarionowitsch 10f., 14, 19, 27, 34f, 48, 62,75, 80, 87, 90, 92, 94, 105 f, 117, 125, 129, 137, 147, 155f, 163, 165, 173, 176, 179f, 183, 185,187 f., 190, 219, 240, 249, 267 ff, 275, 283, 285, 302 f, 307, 330, 334 f, 350, 381 f, 403, 407 f, 423 f, 427 ff., 441, 444, 447, 450, 453, 456f, 461  
 Stalin, Wassili 462  
 Stangl, Franz (SS-Verbrecher, KZ Treblinka) 458  
 Stegman, Alfred 389  
 Steklenkow, Michail Wassiljewitsch 143 f.  
 Streben (Volksdeutscher) 375  
 Strischik (Scharfschütze, Rote Armee) 277  
 Stumpfe (SS-Verbrecher, KZ Treblinka) 350

Suchomil (SS-Verbrecher, KZ Treblinka) 362 f.  
 Surkow (Oberleutnant, Rote Armee) 307 f.  
 Suslow, Michail Andrejewitsch 430,462  
 Suworow, Alexander Wassiljewitsch 302  
 Swiderski (SS-Verbrecher, KZ Treblinka) 350  
 Szeryszewski (jüd. Zivilist) 389  
  
 Tarabrina (Krankenschwester, Rote Armee) 125  
 Tarassow (Oberst[leutnant], Rote Armee) 138f., 184  
 Telegin, Konstantin 407  
 Teplenko, Trofim Karpowitsch 291  
 Tichi (Rotarmist) 124, 445  
 Tichomirow (Redakteur) 281  
 Timoschenko, Semjon  
 Konstantinowitsch 62, 92, 150, 155 f.  
 Titowa, Galja 233  
 Tolstoi, Alexej Nikolajewitsch 83 f., 156f., 429, 443, 446, 451  
 Tolstoi, Leo 12, 159  
 Tomilin (Obersergeant, Rote Armee) 137  
 Toropow (Rotarmist, Deserteur) 106  
 Tresckow, Henning von 461  
 Tresckow, Münthe von 461  
 Trojanowski, Pawel 30 f., 34, 43, 48, 50, 52, 62, 70ff., 77, 81, 85 ff, 346, 407, 441  
 Trotzki, Leo 447  
 Truchanow (Leutnant, Rote Armee) 168  
 Tschabannaja, Galja 307  
 Tschamow (Rotarmist) 231  
 Tschangow (Offizier, Rote Armee) 225  
 Tschapajew, Wassili Iwanowitsch 120, 444  
 Tschechow, Anatoli Iwanowitsch 16, 200 ff, 205  
 Tschechow, Anton 12, 83  
 Tschermakow (Leutnant, Rote Armee) 237  
 Tschewola, Alexander Dmitrijewitsch 290  
 Tschewola, Michail 290  
 Tschewola, Nikifor 290, 292  
 Tschewola, Pawel 290  
 Tschewola, Wassili 290  
 Tschewolowa, Matrjona 290  
 Tschikurin (Luftwaffenoffizier, Rote Armee) 39  
 Tschuikow, Wassili Iwanowitsch 21, 185 ff, 190, 192 f, 195, 198 f, 206, 209 ff, 222 ff, 241, 248 f, 282 f, 346, 383, 389, 396 ff, 404, 407 f, 448 f, 460 f  
 Tschumakow (Leutnant, Rote Armee) 192  
 Tschunjak, Christja 314  
 Tschurelko (Unterleutnant, Rote Armee) 125  
 Tupizin (Rotarmist) 280  
 Turijew (Rotarmist) 274 f.  
 Turilin (Rotarmist) 124  
 Twardowski, Alexander Trifonowitsch 93, 154, 429, 443 f, 446  
  
 Uljascha (Krankenschwester, Rote Armee) 128  
 Urbisupow (Obersergeant, Rote Armee) 290  
 Ussatschew (Politoffizier, Rote Armee) 110  
 Utkin, Jossif Pawlowitsch 46, 441  
  
 Wadis (General, SMERSCH) 419  
 Walja («Frontfrau», Rote Armee) 61, 442  
 Wassilenko (Zugführer, Rote Armee) 279  
 Wassilewski, Alexander Michailowitsch 150, 158, 190, 283, 334  
 Wassiljew (Oberst, Rote Armee) 282  
 Wassiljew, Michail 294  
 Wassiljew, Serjoscha 85  
 Wassiljewa, Klawa 234  
 Watutin, Nikolai Fjodorowitsch 288, 298, 311, 315f., 452  
 Wawilow (Oberst, Rote Armee) 296  
 Weidling, Helmuth 461



Weinberger, Regine 459  
Weisman (Zivilistin) 266  
Weisskopf (jüd. Zivilist) 392  
Wietersheim, Gustav von 170  
Wladimirski (Rotarmist) 227  
Wlassenko, Alexej Mitrofanowitsch 307,  
455  
Wlassow, Andrej Andrejewitsch 341 f,  
410, 457, 460  
Wlassow, Pawel Iwanowitsch 212 ff.  
Woinowitsch, Wladimir Nikolajewitsch  
430 f, 462  
Wolkow (Rotarmist) 211  
Woronenko (Zivilist) 264  
Woronin (Rotarmist) 211  
Woroschilow, Kliment 429  
Wysokoostrowsky (Korrespondent) 196,  
219  
Xenia (russ. Grossfürstin) 271  
Zelikowsky, Gustav 389  
Zepf (SS-Verbrecher, KZ Treblinka) 363  
Zurowar (jüd. Arzt) 321

## Orts- und Sachregister

*Hinweis:* Aus Platz- und Übersichtlichkeitsgründen wurde auf die Aufnahme von Militärverbänden beider Armeen verzichtet.

*Kursive* Seitenangaben verweisen auf Abbildungen bzw. Karten.

- Abganerowo 246
- «Achtung, Panzer!» (Buch, H. Guderian) 35
- Amerikanisches Komitee Jüdischer Schriftsteller 303
- Antisemitismus (deutscher) 311
- (in der UdSSR) 301 ff., 312, 423, 427
- «Arche Noah» 80 f, 84 f.
- Armia Krajowa 381
- Armut 129f.
- Artikel (W. Grossman):
- «Auf den Strassen des Vormarschs» 244 ff.
- «Der Flussübergang von Stalingrad» 215
- «Der Militärerrat» 249 f.
- «Der neue Tag» 251 f.
- «Die Armee von Stalingrad» 198
- «Die Ermordung der Juden von Berditschew» 317 f.
- «Die Hölle von Treblinka» 21
- «Die Richtung des Hauptschlags» 225 ff.
- «Die Schlacht von Stalingrad» 236 ff.
- «Die Ukraine ohne Juden» 311
- «Eine Hölle namens Treblinka» (Aufsatz) 348-377
- «Heute in Stalingrad» 258 f.
- «Im Bunker des Feindes an der Westachse» 55 f.
- «Mit Tchechows Augen» 199 ff.
- «Verflucht und verlacht» 94 f.
- Astrachan 172, 260
- Ausrüstungsmangel 130
- Babi Jar (Schlucht, Judenvernichtungsstätte) 21, 100, 311
- Balakleja 405
- Balmoral (Schloss) 271
- Barwenkowo 150
- Baturin 48
- Befehl Nr. 227 (Stalin) 156, 183
- Nr. 307 (Stalin) 275
- Belew 77 f.
- Belgorod 289, 299, 300
- «Belgoroder Achse» 290
- Berditschew 9, 11f, 14, 20, 28, 50, 62 f., 307, 315 ff, 320ff.
- Besetzung durch die Wehrmacht 319 ff.
- Massaker von siehe Juden, Ermordung von
- Beresina 336, 339, 381
- Berjowska (Judenvernichtungsort) 331
- Berlin 67, 346, 407, 411 ff, 415 ff, 418, 420

- ,Brandenburger Tor 420
- ,Kapitulation 415 f, 418
- ,Neuorganisation der Verwaltung 414 f., 414
- ,Reichskanzlei 419 f.
- ,Reichstag 416, 419
- ,Schlacht um 21,408, 413
- , Schloss Treskow 412 f.
- , Siegesfeier 417
- , Tiergarten 417
- , -, Zoo 420 f.
- , Weissensee 411 Beutedokumente 405  
Beutewaffen 168 Bevölkerung, dt. (Verhalten der) 406, 410ff, 412, 413, 419
- , poln. (Verhalten der) 344f, 347, 352, 358, 374, 386, 393
- , sowj. (Verhalten der) 20, 27, 29, 34, 48ff., 52 f, 55, 57, 60, 62 ff, 66, 69, 78f, 81 ff, 89f, 94, 109f, 143, 159ff, 164, 166f, 174, 179, 225, 244ff, 261 ff, 264ff, 279, 286, 308 ff, 315, 330, 337, 408
- Bildungswesen (unter dt. Besatzung) 262 ff.
- Bobruisk 338 f
- , Schlacht von 335 ff.
- Bolchow 84
- Borispol 311
- Borodino 90, 335
- , Schlacht von 335
- Borsna 48
- Brest 410
- Brjansk 31 f, 75
- Browari 314
- Brussilow 315
- Bücher (W. Grossman):
- «*Alles fließt*» 11
- «*Die Jahre des Krieges*» 426
- «*Dies Volk ist unsterblich*» 61, 65, 75, 89f., 91, 149ff, 757, 255f, 426
- «*Glück auf!*» 12
- «*Leben und Schicksal*» 9, 14, 19 f, 197, 207, 322, 423, 429 ff
- «*Stürmische Jugend*» 12, 28
- «*Wende an der Wolga*» 193, 427,429
- Bug 325, 328
- Bürgerkrieg, russ. 10
- Charkow 99f, 120,155, 269, 300f.
- , «dritte Schlacht von» 269
- , «vierte Schlacht von» 301
- Chaschina 321
- Dachau (KZ) 393
- «Das blaue Kopftuch» (Lied) 61, 84, 233
- Deportationen 278
- «*Der Fall von Paris*» (Buch, I. Ehrenburg) 255
- «*Der stille Don*» (Buch, M. Scholochow) 302
- Desertion 53 f, 60, 104, 106, 135 ff.
- Desna 48
- Dnjepr 307 f, 313
- , Überquerung des 308
- Dnjstr 325
- «*Doktor Schiwago*» (Buch, B. Pasternak) 9
- Domanewka (Judenvernichtungsort) 331 f.
- Don 11, 156 ff, 241, 245, 271
- Donbass 11, 17, 95, 99, 269 f
- Donbogen 156f, 179
- Donez 11, 120, 269
- Dubowka 175 ff, 180
- «*Duell – Enemy at the Gates*» (Film) 200
- Einheiten, ital., Behandlung von 341
- Einigkeit* (Zeitschrift, JAK) 311
- Elista 260 ff
- «Emka» (Fahrzeug) 17, 77, 81, 85 ff
- «Enigma» (dt. Verschlüsselungssystem) 285
- «*Erniedrigte und Beleidigte*» (Roman, F. Dostojewski) 177
- Erster Weltkrieg 10, 129

- Fahnenflucht siehe Desertion  
 Frolowo 179  
 Front, zweite 335 f.
- Gefangene und Zwangsarbeiter, Verhalten  
 der 402  
 Gestapo 67 f., 391 f.  
 GLAWPUR 28, 31  
 Gluchnow 50, 62, 65, 84  
 Gomel 17, 30, 33 f, 36, 46, 48, 84,161  
 Grossbritannien 427  
 Grosser Terror (UdSSR, siehe auch  
 «Jeschowtschina») 12, 423, 426  
 Gulag 19, 243, 330
- Hitler-Stalin-Pakt 14  
 Holocaust siehe Juden, Ermordung von  
 Holocaust, Berichterstattung über 312  
 Hungersnot 11, 62
- Internationalismus 19  
 Isba 57 f.  
 Israel 427  
*Iswestija* 14
- Jagotin 311  
 «Jahrhundert der Wölfe» (Gedicht, O. Mandelstam) 11  
 JAK 303,312,423 ff.  
 Japan 90  
 Jassnaja Poljana 83 f., 91, 159  
 «Jeschowtschina» (siehe auch Grosser  
 Terror) 13, 426  
 Juchno 80  
 Juden 9ff., 20f, 47, 51, 132f, 263f., 310 ff,  
 316 ff., 330, 332, 349, 369, 369, 385,  
 387ff., 391 f, 413, 423 f, 427  
 - , Anzahl der 390 f.  
 - , Deportation von 349, 352 ff, 385  
 - , Ermordung von 10, 20 f., 63, 100, 263f.,  
 310ff., 316ff., 330ff., 345, 348-377, 369,  
 390 f.  
 - , Überlebende 332  
 Judenpogrome 10f.
- Jüdisches Antifaschistisches Komitee siehe  
 JAK  
 Jüdisches Komitee Rumäniens 332
- Kalinin 90  
 Kalmücken 262  
 Kalmückien 20, 260 ff.  
 Kaluga 382  
 Kamenka 64  
 Kannibalismus 11  
 Karäer 47  
 Kasary 312  
 Katjuscha(-Artillerie) 141, 240, 237  
 Kaukasus 154f, 240  
 Kertsch 142  
 KGB 430  
 Kiew 11, 21, 48, 69, 100, 307, 310, 313,  
 316  
 Kinder, deportierte 406  
 «Kleiner Terror» (siehe auch Grosser Terror  
 bzw. «Jeschowtschina») 426  
 Kletnja 68  
 Klewen 65  
 Kollaboration 21, 63, 262, 265, 312, 317,  
 345, 411  
 Komaritschi 77  
 Kommunisten, dt. 414f.  
 Korrespondenz (W. Grossman) 15f, 54f, 61,  
 91, 93, 100f., 113f., 148 ff, 152ff, 196 f,  
 229, 241, 248, 250, 252, 257f, 267, 281,  
 301 f, 316f., 322ff.  
 Kosmopolitenkampagne 427  
 KP, Weissrussische 47  
 Krasnodon 279  
 Krassiwaja Metschna 161  
*Krassnaja Swesda* [«Roter Stern», Armeee-  
 zeitung] siehe *KS*  
 Krassnoje 88  
 «*Krieg und Frieden*» (Roman, L. Tolstoi)  
 16, 429  
 Kriegsschäden, Wiedergutmachung von 403  
 Kriegstagebücher, Rote Armee, «Schwarze  
 Division», 124 ff.

Kriegswaisen 46  
 Kriegswende 92  
 Krimtataren 262  
 KS 9,14, 18, 28ff., 55f, 85, 94f., 152f, 156f.,  
     165, 176, 178, 181, 203, 228f., 236, 247,  
     250, 258f, 311, 327f., 347, 385, 388, 407,  
     426  
 Kuban 287  
 Kuibyschew 90 f.  
 Kulakenkampagne 10f, 62  
 Kursk 20, 269, 282, 284, 292  
 - , Schlacht um 20, 282-301, 288, 297,  
     299  
 Kursker Bogen 269, 282, 285 f, 293 f, 298,  
     300 f.  
 - Magnetanomalie 141 «Kusnetschik»  
     (Kamel) 247, 337 f.  
 Küstrin 400, 403  
 KW (sowj. Panzer) 154  
  
 Landsberg 404, 410  
 Lebjaschje 162  
 Lemberg siehe Lwow  
 Lend-Lease-Abkommen siehe USA,  
     Unterstützung durch die  
 Leningrad 334  
 Łódź 381,387, 389 ff.  
 - , Ghetto 389 ff.  
 - , Munitionsfabriken 389  
 Lublin 21, 345 ff.  
 Lwow (Lemberg) 335  
 Lyssaja Gora (Lysyje Gory) 83, 320 f.  
  
 Magnuszew 383  
 Majdanek (Vernichtungslager) 21, 303, 346  
     f., 345, 349, 377  
 Mena 48  
 Messerschmitt siehe Wehrmacht, Luftwaffe  
 Millerowo 278  
 Minderheiten, ethnische, Behandlung von  
     (Rote Armee) 275 f.  
 Minsk 37, 335, 341, 410, 426  
  
 Mischlinge 263  
 Mius 99  
 Mokraja Olchowka 161  
 Moskau 10, 13 f, 17, 29, 31, 67, 85 ff, 92f,  
     148f, 154, 158, 340, 407, 410  
 - , Brjansker Bahnhof 32  
 - , Evakuierung von 78  
 - , Lubjanka 13  
 - , Schlacht um 92  
 - , Serpuchowskaja-Platz 85  
 - , Siegesparade in 340  
 Mzensk 87, 299  
  
 Neisse 408  
 Nowa 409  
 Nikolajew 328  
 NKWD (sowj. Geheimpolizei; ab 1943  
     SMERSCH; siehe auch dort) 13, 17,  
     19f.,45, 103f, 135, 176f., 183,188, 190,  
     262, 277, 330, 335,412,414  
 Normandie, alliierte Landung in der 335  
 Nowaja Odessa 326  
 Nowgorod-Sewerski 48  
 Nowo-Beliza 47  
 Nowosybkow 33  
 Nowy 68  
  
 Obojani 296  
 Oder 403 ff, 407  
 Odessa 328 ff, 55/  
 - , Peressyp 329 f.  
 OGPU (ab 1934 NKWD; siehe dort) 12  
 OKH 99, 384  
 «Operation Bagration» (Rote Armee) 335-  
     344  
 - «Kleiner Saturn» (Rote Armee) 260, 267  
 - «Kutusow» (Rote Armee) 298  
 - «Overlord» (Alliierte) 334  
 - «Uranus» (Rote Armee) 241, 242, 283  
 Orjol 17, 50 f, 72 ff, 84 ff, 298 ff.  
 - , Kessel von 72 ff.  
 «Orjoler Achse» 286

- «Panzerschreck» 274 f.
- Parteimitgliedschaft 17
- Partisanen 414
- Pearl Harbor 91
- Personenkult 19
- «Petroleumlampe» siehe Polikarpow U-2
- Pilica 383
- Pionerskaja Prawda* 31
- Plawsk 299
- Plünderungen siehe Rote Armee, Truppenverhalten der
- Polen (Befreiung von) 346-398
- Polikarpow U-2 (sowj. Flugzeug) 174, 209
- Politische Hauptverwaltung der Roten Armee siehe GLAWPUR
- poln. Streitkräfte, 1. Armee 384
- Poltawa 311
- Ponyri 287, 292
- Posen (Poznan) 392, 396 ff.
- , Einnahme von 398
- PPSch 160f.
- Prawda* 426
- Pripjatsümpfe 335 f.
- Prochorowka 288 f, 298
- Propaganda, dt. 60
- , sowj. 19, 132, 347, 424
- Pulawy 383
- Radio Moskau 32
- «Reise nach Arzrum» (Buch, A. Puschkin) 47
- Remagen 408
- Revolution, russ. 10
- RGALI siehe Russ. Staatsarchiv für Literatur und Kunst
- Roma, Ermordung der 311
- Roslawl 35
- Rostow 92, 156
- Rote Armee passim, 49, 94, 108, 123, 143, 151, 165, 242, 313, 315, 327
- , Alkoholismus 106 f, 399
- , Antisemitismus 133
- , Armeen, Brigaden, Divisionen Grossverbände und Korps: passim
- , Artillerie 208, 343
- , Bürokratie 184f.
- , Erfindergeist 207 f.
- , Exekutionen 183 f, 192, 204, 212 f.
- , Frauen in der 231 ff.
- , Gewalt gegen Untergebene 103, 184, 189
- , Juden in der 70
- , Justizwesen 60, 104, 106
- , Kommissare 102f, 135 f.
- , Kultur wesen 107 f, 108, 220 f.
- , Luftwaffe 39ff, 41, 114ff, 162f., 297 f.
- , -, Schturmowik-Bomber 297 f.
- , Nationalitäten 32, 141, 342
- , Panzerbrigade Chassin 131 ff, 745
- , Panzertruppen 82 f.
- , Religiosität in der 106
- , Scharfschützen (siehe auch Waffenspezialisten) 199ff, 204ff, 277 f
- , «Schwarze Division» 120 ff.
- , Strafeinheiten 137 f.
- , Truppenmoral 129 ff, 280
- , Truppenverhalten 21, 394 f, 400 ff, 418
- Verluste 17, 48, 62, 150, 157, 289, 340
- , Waffenspezialisten (siehe auch Scharfschützen) 101, 123, 180 ff.
- Roter Stern* (russ. Armeezeitung) siehe KS rumän. Streitkräfte, 3. Armee 329 Russ. Staatsarchiv für Literatur und Kunst (RGALI) 9
- «Russenwetter» 240
- Saliman 100 ff, 109 f, 133
- , Kampf um 100 ff.
- Saporoschje 269
- Saratow 156
- Säuberungen, ethnische 392 ff.
- Sawolschje 163
- Scharfschützenduelle 205 f.
- Schauprozesse 13
- «Schdanowtschina» 426

- Schitomir 316
- Schtschors 50
- Schwarzbuch (geplante Dokumentation von Naziverbrechen) 312, 317, 322, 424 ff.
- Schweiz 431
- Schwerin 21, 599, 400ff.
- Seelower Höhen 408
- Selbstverstümmelung 45 f, 192
- Serpuchow 87
- Sewastopol, Belagerung von 223
- Sizilien, alliierte Landung auf 289
- Sjabrowski 41
- Slobodka 332
- SMERSCH (Spionageabwehr der Roten Armee; siehe auch NKWD) 45, 103 f., 277,414,419
- Smolensk 67, 210, 307
- Snamja* (Literaturzeitschrift) 348
- Sochazew 384
- «*Soldat Tsheonkin*» (Buch, W. Woinowitsch) 430 f.
- Soldatenwitze 68
- Sotschi 35
- Sowinformbüro 32, 86, 294, 425
- Spanischer Bürgerkrieg 35, 57
- Spionage 53,182
- Spree 413
- SS 67f, 100, 235, 263, 310f, 321, 347ff, 355 ff, 361 ff, 366 ff, 370 ff, 385, 416
- SS-Sonderkommando 4a 100, 310f
- Astrachan 263
- Stalingrad 16, 18, 20, 89, 99, 149f, 15 5f, 158, 164-260,167f., 177, 178, 196, 242, 247, 286, 293, 296, 307, 330, 347, 382, 396, 427
- , Achtuba 238
- , Balkas 230 f, 223 f
- , Banny-Schlucht 218
- , Bombardierung von 145, 150
- , Cholsunow-Denkmal 179
- , Fabrik «Barrikady» 218, 224
- , – «Roter Oktober» 198, 200, 217
- , Kulturpalast 166, 167
- , Mamajew Kurgan (Hügel, Höhe 102) 188 ff, 194, 203
- , Pitomnik 249
- , Rynok 217
- , Schlacht um 18 f, 147, 164-260, 283, 429
- , –, Häuserkämpfe siehe Nahkämpfe
- , –, Nahkämpfe 200, 209 f, 219, 225 ff, 234 ff
- , –, «Rattenkrieg» siehe Nahkämpfe
- , Silikatwerk 224 ff
- , Spartakowka 217, 224
- , Sportpalast 179
- , Traktorenwerk 168, 218 f, 224, 238
- , Verteidigungsanlagen 187
- , Waraponowo 177
- , Wolga-Ostufer 176, 185, 222, 238, 248 f
- Wolga-Westufer 173 f, 185 f, 218, 221 f, 224, 239, 248
- , Zariza-Schlucht 185, 186, 217
- «Stalingrad» (Film) 282
- Stalino (Donezk) 11 f
- Stalinpreis, Nominierung 267 f
- Stalins Falke* (Luftwaffenzeitschrift) 81
- Starobelsk 269 ff
- Staruchino 87 f
- Strassenkämpfe 396
- Streitkräfte, dt. siehe Wehrmacht
- , ital., 8. Armee 271 f
- , rum., 3. Armee 241 ff.
- , rum., 4. Armee 241 ff.
- , sowj. siehe Rote Armee
- Stukas siehe Wehrmacht, Luftwaffe
- Swatowo 113, 270
- Tagebuch(notizen, W. Grossman) passim
- Tarasewitschi 309
- Terek 409
- Ternopol 325
- «Tiger» (dt. Panzer, MarkVI) 285, 287 ff, 297
- Tiraspol 331

- Treblinka (Vernichtungslager) 21, 303, 348-377, 385
- , Revoke 375
- Trotzkismus 12, 19
- Tscheljabinsk 315
- Tschern 299
- Tschernigow 17,48, 84
- Tschetschenen 262
- Tschistopol 91, 93, 113, 149
- Tula 83f., 87, 90, 298
- Ukraine 9ff., 11, 17, 20, 48, 50f, 62ff, 269-333
- , Rückeroberung der 269-333
- «Ultra Secret» (brit. Operation) 285
- Uman 325
- Unetscha 32
- Ungarn, Aufstand in 333, 430
- «Unternehmen Blau» (Wehrmacht) 155 f.
- «Unternehmen Fridericus» (Wehrmacht) 150
- «Unternehmen Taifun» (Wehrmacht) 52
- «Unternehmen Zitadelle» (Wehrmacht) 285
- UPA (Ukrainische Partisanenarmee) 325
- USA, Unterstützung durch 92, 162 f.
- Vergewaltigungen siehe Rote Armee, Truppenverhalten
- Vernichtungslager, Überlebende 347, 369, 373
- «Vor den Fenstern tobt ein Schneesturm» (Lied) 253
- «Wanjuscha»(-Batterien) 227
- Warschau 330, 344, 349, 381 f, 384 ff, 410
- , Aufstand von 381
- , Ghetto 330,349, 384, 387
- , -, Aufstand im 385, 388 f
- , -, Judenrat 388 f
- , Poniatowski-Brücke 385 f
- «Wart’ auf mich» (Gedicht, K. Simonow) 20
- Warthe 392, 403
- «Warthegau» 392 f
- «Wassili Tjorkin» (Roman, A. Twardowski) 154
- Wehrmacht, Armeen, Divisionen, Grossverbände und Korps: passim
- , Aufnahme der (in der Ukraine) 64 f
- , Kampfmoral 67 f
- , Korrespondenz 111f
- , Luftwaffe 32ff, 45, 48, 54, 163, 155, 158, 179, 217, 222, 225, 229, 286, 290, 346
- , Truppenverhalten 309
- , Verluste 68, 340
- Weichsel 344, 381 f, 386, 404
- Weissrussland 46 f, 50, 60, 334 f
- , Befreiung von siehe «Operation Bagration»
- «Wenn man den Pythagoräern Glauben schenken darf» (Schauspiel, W Grossman) 426
- Winniza 332
- Winterkrieg 121 f
- Witebsk 60, 335
- Witterungsverhältnisse 80ff, 121 f, 269
- «Wlassow-Leute» 341 f, 411
- Wolga 19, 151, 154, 156, 158, 160ff, 173, 176, 178, 188 ff, 210ff, 222, 250, 245, 409
- , Überquerung der 176, 190 ff, 194f, 211ff, 222, 250f
- Woronesch 127
- Woroschilowgrad (Lugansk) 279
- Wulka 352, 374
- Zarenfamilie, Angehörige der 271
- Zarizyn siehe Stalingrad
- Zensur, sowj. 293, 302, 319
- «Zungen» 68
- Zwangsarbeit (unter deutscher Besatzung) 279
- Zwangsarbeiter 418
- Zwangsevakuierung 62
- Zwangskollektivierung 11, 19, 63



## *Abbildungsnachweis*

Für die freundliche Genehmigung zur Veröffentlichung der in diesem Band enthaltenen Fotografien bedanken sich Autor und Verlag bei Jekaterina Wassiljewna Korotkowa-Grossman sowie beim Russischen Staatsarchiv für Film- und Fotodokumente.